

Classics in Linguistics

Chief Editors: Martin Haspelmath, Stefan Müller

In this series:

1. Lehmann, Christian. Thoughts on grammaticalization
2. Schütze, Carson T. The empirical base of linguistics: Grammaticality judgments and linguistic methodology
3. Bickerton, Derek. Roots of language
4. von der Gabelentz, Georg. Die Sprachwissenschaft: Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse

ISSN: 2366-374X

Die Sprachwissenschaft

Ihre Aufgaben, Methoden und
bisherigen Ergebnisse

Georg von der Gabelentz

herausgegeben von

Manfred Ringmacher

James McElvenny



Georg von der Gabelentz. 2016. *Die Sprachwissenschaft: Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* (Classics in Linguistics 4). Berlin: Language Science Press. Herausgegeben von Manfred Ringmacher und James McElvenny.

This title can be downloaded at:

<http://langsci-press.org/catalog/book/97>

© 2016, Manfred Ringmacher and James McElvenny

Published under the Creative Commons Attribution 4.0 Licence (CC BY 4.0):

<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

ISBN: 978-3-946234-34-0 (Digital)

978-3-946234-35-7 (Hardcover)

978-3-946234-36-4 (Softcover vol. 1)

978-3-944675-64-0 (Softcover vol. 2)

978-1-530457-64-9 (Softcover US vol. 1)

978-1-530605-16-3 (Softcover US vol. 2)

ISSN: 2366-374X

DOI:10.17169/langsci.b97.143

Cover and concept of design: Ulrike Harbort

Typesetting: James McElvenny, Sebastian Nordhoff

Fonts: Linux Libertine, Arimo, DejaVu Sans Mono

Typesetting software: Xe_{La}TeX

Language Science Press

Habelschwerdter Allee 45

14195 Berlin, Germany

langsci-press.org

Storage and cataloguing done by FU Berlin



Language Science Press has no responsibility for the persistence or accuracy of URLs for external or third-party Internet websites referred to in this publication, and does not guarantee that any content on such websites is, or will remain, accurate or appropriate.

Vorwort der Herausgeber

Bei diesem Band handelt es sich um eine kritische Ausgabe des Hauptwerks Georg von der Gabelentz' (1840–1893). Grundlage des Textes sind die erste Auflage von 1891 sowie die posthum erschienene zweite Auflage von 1901, die von Albrecht Graf von der Schulenburg (1865–1902), einem Neffen und Schüler Gabelentz', erheblich überarbeitet und erweitert wurde.

Beim Vergleich der beiden Auflagen sind drei bzw. vier Fälle zu unterscheiden: Text aus der ersten Auflage, Text aus der zweiten Auflage, sowie gegenüber beiden Auflagen korrigierter und von den Herausgebern erstellter Text. Dazu kommt Text aus Vorpublikationen zweier Abschnitte, die teilweise von beiden Auflagen abweichen:

1. Im dritten Buch, S. 229–237: *Festgruss an Otto von Böhthlingk zum Doktor-Jubiläum 3. Februar 1888 von seinen Freunden*. Stuttgart: Kohlhammer, 1888, S. 26–30.
2. Im vierten Buch, S. 341–385: Über Stoff und Form in der Sprache. *Berichte über die Verhandlungen der königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Classe*, Band 21, 1889, S. 185–216.

Die Zugehörigkeit eines Textstücks zu einer der vier Instanzen, die für den Text verantwortlich zeichnen (Autor, bearbeitender Autor, die Herausgeber, Vorpublikationen), wird folgendermaßen gekennzeichnet:

Text, der beiden Auflagen gemeinsam ist und die Zustimmung der Herausgeber hat, wird ohne weitere Kennzeichnung wiedergegeben. Alles andere wird mit verschiedenfarbigen Markierungen kenntlich gemacht. Text, der nur in der zweiten Auflage und nicht in der ersten Auflage enthalten ist und die Zustimmung der Herausgeber hat, ist **rot markiert**. Text, der aus der ersten Auflage in den Haupttext übernommen wurde und nicht in der zweiten Auflage enthalten ist, ist **dunkelblau markiert**. Von den Herausgebern verantworteter Text, der von

beiden Auflagen abweicht, ist hellblau markiert worden. Text, der nur in den Vorpublikationen vorkommt, ist grau markiert.

Text, der von den Herausgebern als fehlerhaft aus dem Haupttext ausgeschlossen worden ist, wird in einer Marginalie wiedergegeben. Die Quelle der Textformen in den Marginalien wird durch das Erscheinungsjahr wiedergegeben: 1891 für die erste Auflage, 1901 für die zweite Auflage, und 1888 resp. 1889 für die beiden Vorpublikationen. An manchen Stellen, z. B. im Inhaltsverzeichnis, werden aus technischen Gründen keine Marginalien benutzt, sondern die abweichenden Textformen direkt in den fortlaufenden Text gesetzt.

Wenn eine der Vorpublikationen abweichenden Text hat, aber die erste und zweite Auflage übereinstimmen, ist die Stelle dunkelblau markiert. Obwohl im Normalfall die Farbe Dunkelblau sich nur auf die erste Auflage bezieht, bedeutet sie an Stellen, wo drei Textformen im Spiel sind, dass die Variante zuerst in der ersten Auflage erschien und dann in die zweite übernommen wurde. Wenn eine Vorpublikation und die erste Auflage in Einklang sind, ist die Stelle grau markiert.

In die Marginalien wurden grundsätzlich nur vollständige typographische Wörter aufgenommen. Ein typographisches Wort wird durch Textanfang, Textende oder Wortzwischenräume begrenzt. Satzzeichen sind normalerweise Teil eines typographischen Wortes. Auslassungspunkte (...) in Marginalien gehören nie zum Originaltext. Sie weisen darauf hin, dass von einem zitierten Textstück nur der Anfang und das Ende wiedergegeben werden.

Seitenanfänge der ersten Auflage werden durch dunkelblau markierte Seitenzahlen zwischen senkrechten Strichen angegeben (**|123|**), die der zweiten Auflage durch rot markierte Seitenzahlen zwischen doppelten senkrechten Strichen (**||321||**) und die der Vorpublikationen durch grau markierte Seitenzahlen zwischen einfachen senkrechten Strichen (**|313|**).

Die Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis und Register beziehen sich auf die Seitennummerierung dieser Ausgabe. Querverweise im fortlaufenden Text wurden nicht aktualisiert und beziehen sich auf die Seitenzahlen der ersten bzw. zweiten Auflage.

Die Richtigstellung von Sachfehlern (d. h. von unangemessenen Darstellungen eines behandelten Gegenstandes) ist nicht Aufgabe dieser textkritischen Ausgabe; Fehler, die bei der Textkonstitution berücksichtigt und nach Möglichkeit berichtigt (durch Herausgebertext ersetzt) werden, sind ausschließlich solche, bei denen eine aus dem Textzusammenhang erschließbare Aussageintention gestört und nicht realisiert worden ist. Als Subjekte von Aussageintentionen kommen der Autor der ersten Auflage und der Bearbeiter der zweiten Auflage in Frage.

Als Verursacher von Störungen kommen sowohl Setzer als auch Korrekturleser der beiden Auflagen in Frage.

Es sind alle textuellen Abweichungen verzeichnet worden, ungeachtet dessen, ob sie beabsichtigt waren oder aus Versehen unterlaufen sind. Rein technische Abweichungen wie unvollständig gedruckte Zeichen (was gelegentlich bei Kommata vorkommt) sind nicht als textuell angesehen worden. Unrichtig eingesetzte, z. B. kopfstehende Lettern sind als Grenzfälle gewertet und mit verzeichnet worden.

Der bei weitem überwiegende Teil der Abweichungen geht auf die Tätigkeit des Bearbeiters der zweiten Auflage zurück, entweder positiv, als gezielt veränderter Text, oder negativ, als nicht behobener Druckfehler. Alle, auch die nicht klaren Fälle, werden dem Leser zur Beurteilung unterbreitet. Zugleich ist darauf geachtet worden, dass der durchlaufende Text sich auch ohne Berücksichtigung der Lesarten gut lesen lässt.

– Die Herausgeber

DIE
SPRACHWISSENSCHAFT,

IHRE AUFGABEN, METHODEN

UND

BISHERIGEN ERGEBNISSE.

VON

GEORG VON DER GABELENTZ.



LEIPZIG,
T. O. WEIGEL NACHFOLGER
(CHR. HERM. TAUCHNITZ).

1891.

DIE
SPRACHWISSENSCHAFT,

IHRE AUFGABEN, METHODEN

UND

BISHERIGEN ERGEBNISSE

VON

GEORG VON DER GABELENTZ.

ZWEITE, VERMEHRTE UND VERBESSERTE AUFLAGE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ALBRECHT GRAF VON DER SCHULENBURG,

PRIVATDOCENT FÜR OSTASIATISCHE SPRACHEN AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN.



LEIPZIG,
CHR. HERM. TAUCHNITZ.

1901.

Vorwort zur ersten Auflage.

||III|| ||III| Dies Buch verdankt seine Entstehung sehr **verschiedenartigen** Anregungen. Neigung und Beruf haben mich seit Jahren genöthigt, mich mit Sprachen der **mannigfaltigsten** Bauformen zu beschäftigen, manche von ihnen familienweise zu vergleichen, andere lehrend oder schildernd darzustellen. Kathedererfahrungen und häufiger Gedankenaustausch mit befreundeten Fachgenossen über allgemeinere Fragen kamen hinzu; in der einschlägigen Literatur, soweit ich sie kennen lernte, fand ich nur Theile dessen, was ich suchte, Vieles, was mir nicht einleuchtete. Und so wurde es mir zugleich Bedürfniss und Pflicht, mir und Anderen über meinen Standpunkt Rechenschaft zu geben. Schon die Lehrvorträge über vier uns so fremdartige und untereinander so verschiedene Sprachen, wie Chinesisch, Japanisch, Mandschu und Malaisch, nöthigten mich immer wieder, in's sprachphilosophische Gebiet hinüberzuschweifen. Dabei konnte ich beobachten, wie schwer sich oft die besten Köpfe von den muttersprachlichen Vorurtheilen losringen, wie aber dann, wenn dies gelungen, aus den entlegensten Gebieten herüber auf heimische Spracherscheinungen Licht fallen kann. Darin beruht ja der Werth der Analogie im Organon der inductiven Wissenschaften, dass so oft an weit entfernten Punkten die Thatsachen, ihre Gründe und Wirkungen die nämlichen sind, dass sie aber das eine Mal klarer zu Tage liegen, als das andere. Und gerade die Sprachen unserer Familie leisten in der Verhüllung Erstaunliches, strengen den Fleiss des geschichtlichen Forschers, den Scharfsinn des Denkers da an, wo andere ihren Mechanismus und ihre Geschichte offen zur Schau tragen.

In erster Reihe ist dies Buch für Jene bestimmt, die wir dereinst als Mitarbeiter und Nachfolger zu sehen hoffen. Das möge es entschuldigen, wenn ich den ho-degetischen Fragen mehr Raum gegönnt ||IV|| habe, als dies sonst wohl in Werken verwandten Inhalts üblich ist. Auch das Äusserlichste der Methodik lässt sich ja von Innen heraus erklären. Dagegen habe ich im Interesse der Kürze Manches weggelassen, was man in einem wirklichen Lehr- und Handbuche suchen dürfte: einen Abriss der Phonetik, eine Sammlung von ||IV|| Definitionen grammatischer

verschieden-
seitigen
1891

mannich-
faltigsten
1891

Ausdrücke, eine familienweise Übersicht der Sprachen und wohl noch manches Andere.

Unsere Wissenschaft selbst ist noch jung; viele ihrer Gebiete sind kaum erst von Forschern berührt, manche bieten noch den Reiz und die Gefahren eines jungfräulichen Bodens. Dem musste ich vor Allem Rechnung tragen. Der Leser soll sehen, wie schnell ein zielbewusst beharrliches Schaffen tüchtige Früchte gezeitigt hat, und soll an diesen Früchten seinen Theil Mitgenuß haben. Er soll sich aber um Alles nicht einbilden, wir wären schon weiter, als wir sind. Die höchsten und letzten Ziele möge er vor Augen haben. Soweit ich sie zu erkennen glaubte, habe ich auf sie hingewiesen; umschrieben habe ich das ganze Gebiet, soweit ich es ermass, und von dem Rechte des Kartographen, sein Gradnetz auch durch die Terra incognita zu ziehen, habe ich ausgiebigen Gebrauch gemacht. So gut es ging, tastete ich das Reich der Möglichkeiten aus, verfuhr dabei oft apriorisch, suchte aber dann, wenn es meine Erfahrungen erlaubten, an Beispielen das Mögliche als thatsächlich zu erweisen.

Hierin war ich nun besonders schlimm daran. Meine eigenen Erfahrungen und die allgemeineren Schlüsse, die ich daraus zog, habe ich natürlich zumeist in sehr abgelegenen Sprachgebieten geschöpft. Beispiele aber sollen erläutern und müssen möglichst einleuchten, darum möglichst nahe liegen. So musste ich wohl oder übel die meinigen da entnehmen, wo ich von Berufswegen am Wenigsten zu suchen habe: aus der Muttersprache, den bekanntesten Sprachen Europas und der Indogermanistik. Manchmal ging es mir, wie einem Ausländer, der lieber die **Landesmünze** thaler- und nickelweise borgt, als sein mitgebrachtes Geld mit Coursverlust ausgiebt; und das unbehagliche Gefühl, das man mit sich schleppt, wenn man bei den Nachbarn wissenschaftliche Anleihen macht, habe ich gründlich kennen gelernt. Da kann ich nun jene Besserberechtigten, deren etwaigen Tadel ich erwarte, nur um **freundliche Nachsicht und um noch freundlichere** Nachhülfe bitten, für den Fall, dass mein Werk eine zweite Auflage erleben sollte. Dies gilt besonders vom dritten Buche.

[V]

Wo es sich dagegen um die Äusserungen der lebendigen Muttersprache handelte, da habe ich geglaubt, meinem Gefühle und Urtheile ebensoviel zutrauen zu dürfen, wie dem Anderer. Umfrage habe ich dann wohl gehalten, um mich zu vergewissern, aber nicht immer bei denen, die gewohnt sind in den Sprachen mit dem Auge des Palimpsestenforschers Doppeltexte zu lesen. Man wird **mich** nicht missverstehen, wenn ich die Gesichtspunkte der einzelsprachlichen und der sprachgeschichtlichen Forschung einander recht schroff **entgegensetzte**. Die Gleichberechtigung Beider erkenne ich ja an, und ich suche zu zeigen, wie die

Landes-
münze
1901

freund-
lichere
1901

entgegen-
setze.
1891

Beiden sich am Ende ineinander verweben müssen. Eben darum aber sehe ich vorerst die Fäden lieber scharf **auseinandergehalten**, als durcheinander gefitzt.

||V||

Mein Buch ist in einer längeren Reihe von Jahren mit grossen Unterbrechungen entstanden, und seine Theile sind keineswegs in der Reihenfolge verfasst, in der sie nun vorliegen. Was mich eben beschäftigte, wurde, sobald es mir reif schien, als Aufsatz niedergeschrieben; mit der Zeit entstand der Plan zum Ganzen, ich hielt Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft und füllte je länger je mehr die Lücken meines Manuscriptes aus. Die Spuren einer solchen Entstehung lassen sich kaum verwischen, und ich hoffe, man werde dies entschuldigen. Ein Lehrbuch zu schreiben, etwa ein System, wie es HEYSE unternommen, konnte ich nicht wagen. Besser schien es mir, den Leser schildernd und erörternd durch unsere Werkstatt zu führen und natürlich da am Längsten zu verweilen, wo ich selbst mit Vorliebe arbeite. Ich habe hier wenige Genossen, besonders auch unter meinen Landsleuten; und eben dies mag es rechtfertigen, dass ich meinen Standpunkt zur Geltung bringe, nachdem so manche unserer hervorragendsten Indogermanisten ihrerseits das Gleiche gethan. Ich suche Verständigung und thue mein **Bestes**, um sie zu finden; ich verlange nichts Besseres, als gegenseitige Anerkennung.

aneinander-
gehalten,
1901

Bestes
1891

Mit Citaten habe ich einigermassen gekargt. Erstens wollte ich den Umfang des Buches möglichst einschränken, und zweitens mochte ich keinen Anlass zu Prioritätsstreitigkeiten geben, gegen die ich eine gewisse Abneigung hege. In der Geschichte der Wissenschaft kommt es wohl vor, dass Einer so nebenher einen wichtigen, folgenreichen Gedanken ausspricht, den erst viel später ein Anderer ausbeutet. Und dieser Andere kann ebensogut selbständiger Entdecker, als von Jenem angeregt gewesen sein. Erschöpfende Belesenheit masse ich mir nicht an, und sie ist bei |VI| dem Umfange unserer Literatur kaum zu verlangen. Manches, was ich für mein Eigenstes halte, mag sich schon längst in den Werken Anderer vorfinden; und wenn ich es wirklich zum ersten Male zu Papier gebracht habe, so kann, ohne dass ich es mich entsinne, mein verewigter Vater der Urheber gewesen sein.

Auch die Polemik habe ich thunlichst vermieden. Nur wenige Male schien es mir geboten, mich ausdrücklich vor meinen Vorgängern zu verantworten; sonst habe ich mich damit begnügt, meine Meinungen, so gut es anging, für sich reden zu lassen. Manchmal auch mögen mir die abweichenden Ansichten Anderer überhaupt unbekannt geblieben sein. In Wettbewerb da zu treten, wo ich schon von Früheren das Beste geleistet sah, lag am wenigsten in meiner Absicht. Ich hätte aber auf den Zusammenhang des Ganzen und auf die relative Vollständigkeit

meines Werkes verzichten, hätte, mit anderen Worten, eine Reihe von Abhandlungen statt eines Buches schreiben müssen, wenn ich in solchen Fällen ganz geschwiegen hätte.

Man wird bemerken, vielleicht missfällig bemerken, dass ich es liebe, meine Sätze auf die Spitze zu treiben. Aus Gefallen am Paradoxen geschieht dies ||VI|| wahrhaftig nicht. Ich mag nur lieber mir das Argumentum ad absurdum selbst einhalten, als es mir von Anderen entgegenstellen lassen; und am Liebsten möchte ich zeigen, dass meine Gedanken auch bis in ihre letzten Schlussfolgerungen die Probe bestehen. Wo es sich vollends um die Aufstellung von Idealen handelt, da mag ich die Allerweltsweisheit, dass diese doch unerreichbar seien, gar nicht hören. Es gilt ja auch nicht, sie zu erreichen, sondern ihnen näher und immer näher zu kommen. Genug, wenn wir das Endziel und die nächste Wegesstrecke vor uns sehen und die Klüfte kennen, in die uns ein überhastetes Streben stürzen kann.

Nach Kräften habe ich den Bedürfnissen der Philologen und Sprachlehrer Rechnung getragen. Eine verfehlt Unterrichts methode kann dem Schüler den Lehrgegenstand für Lebenszeit verleiden; und verfehlt scheint es mir allemal zu sein, wenn bei jungen Köpfen mehr darauf abgezielt wird, ihnen ein Wissen und Können beizubringen, als die Sehnsucht nach Wissen und Können zu wecken. Denn das Gelernte wird wieder verlernt, das gewonnene Interesse aber wächst und wirkt fort. Meine Klagen über Missgriffe im Sprachunterrichte waren schon gedruckt, ehe die Schulreform für Preussen in Angriff genommen war. Sind sie veraltet [VII] oder verspätet, dann um so besser. Jene Widersacher unserer klassischen Bildung, die sich darauf stützen, wie wenig anregend oft die Gymnasien gerade in ihren Hauptfächern wirken, haben leider bisher einen Schein Rechens für sich. Der muss ihnen genommen werden; der Beweis muss geführt werden, dass die scheinbar trockenste Wissenschaft in Wahrheit eine der lebensvollsten und anregendsten ist. Was das griechisch-römische Alterthum für unsere wissenschaftliche, künstlerische und staatliche Gesittung gewesen, davon können hundert Reformer nicht einen Deut abhandeln. An den Philologen ist es, sie vollends zum Schweigen zu bringen. Gelingt es ihnen, den Sprachunterricht zu einer Schule des Verstandes und Geschmackes zu gestalten, so werden sie auch Geschmack und Verständniss für die Sprachstudien erwecken. Wir leben in einer Zeit der Monographien. Der Einzelne vergräbt sich zu gern in's Einzelne, verliert den Zusammenhang mit dem Ganzen und klagt dann, wenn er sich vereinsamt sieht. Es ist entweder beschränkter Dünkel oder zimpferliche Scheu vor Dilettanterei, wenn man den Verkehr mit den Nachbarwissenschaften ablehnt und nicht da mitgeniessen will, wo man nicht mitschaffen kann.

abgezielt,
1901

Indem ich während des Druckes das Register anfertige, entdecke ich, dass ich mich doch öfter wiederholt habe, als mir lieb ist. Die Art, wie das Buch zu Stande gekommen, möge dies einigermaßen entschuldigen. Oft musste ja schon um der Sache willen derselbe Gedanke an verschiedenen Stellen wiederkehren; und dann geschah es wohl, dass mir auch wieder derselbe Ausdruck oder dasselbe Beispiel als besonders bezeichnend vorschwebte und in die Feder floss. [Auch ein paar wirkliche Fehler habe ich entdeckt und verzeichnet.](#)

Berlin, im Februar 1891.

Vorwort zur zweiten Auflage.

||VII|| Hiermit übergebe ich die „Sprachwissenschaft“ meines verewigten Oheims GEORG VON DER GABELENTZ in vermehrter und verbesserter Gestalt den philologischen Fachkreisen und bitte dieselben, dieses Vermächtnis des allzufrüh heimgegangenen Gelehrten in wohlwollender Weise aufnehmen zu wollen. – Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, den weiteren Ausbau dieses grossartig angelegten Werkes mit eigener Hand zu unternehmen. Er, der unserer jungen Wissenschaft so wunderbare Wege gezeigt und führend vorangegangen ist, musste gerade auf der Höhe seines Schaffens, im Vollbesitz des gewaltigen Materials auf sprachlichem Gebiet, den Schauplatz seines Wirkens nur zu bald verlassen. – Dem Ueberlebenden erübrigte es, mit schonender Hand das Geschaffene, soweit es irgend anging, zu erhalten, und nur da, wo der Fortschritt der Wissenschaft es dringend verlangte, Änderungen und Erweiterungen vorzunehmen.

Wildenroth bei München, Mai 1901.

DR. GRAF SCHULENBURG.

Inhalts-Verzeichniss.

|VIII||IX|

Erstes Buch.

Allgemeiner Theil.

| | Seite |
|---|-------|
| I. Capitel. Begriff der Sprachwissenschaft. | |
| §. 1. Nothwendigkeit der Definition | 1 |
| §. 2. Begriff der menschlichen Sprache: Deutbarkeit, Eindeutigkeit, Absichtlichkeit. Geberdensprache: Hörbarkeit. Sprachen der stimmbegabten Thiere: Gliederung | 2 |
| §. 3. Lautsprache, Articulation (TECHMER) | 5 |
| §. 4. Der Gedanke, Begriff des Denkens (STEINTHAL, LOTZE) | 6 |
| II. Capitel. Aufgaben der Sprachwissenschaft. | |
| §. 1. Spracherlernung. – Sprachwissenschaft | 8 |
| §. 2. A. Die Einzelsprachen | 8 |
| §. 3. B. Sprachgeschichte, Sprachstämme | 10 |
| §. 4. C. Das Sprachvermögen; die allgemeine Sprachwissenschaft | 11 |
| Rückblick | 13 |
| III. Capitel. Stellung der Sprachwissenschaft. | |
| Anthropologie. Ethnographie. Geschichte. Naturwissenschaft. Psychologie; Logik und Metaphysik. – Gegen die Einreihung der Sprachwissenschaft in die Naturwissenschaften | 14 |
| IV. Capitel. Anregungen zur Sprachwissenschaft. | |
| Verwunderung: Frage nach den Gründen. Zweck des Lernens und Forschens | 18 |
| Die Ägypter: Zerlegung der Sprache in Laute, Buchstaben | 19 |
| Die Assyrier: Assyrisch-sumerische Grammatiken und Wörterverzeichnisse | 19 |
| Die Chinesen: Bücherverbrennung und philologische Restauration. Sprachphilosophie | 20 |

Inhalt.

| | |
|--|----|
| Griechen und Römer: Geringschätzung der Barbaren. Sprachphilosophie | 21 |
| Ihre Epigonen: Alexandria, Byzanz | 22 |
| Das Christenthum | 22 |
| Der Islâm. Islâm Antheil der Perser | 23 |
| Die Juden: Massoreten und Punctatoren | 23 |
| Die Pârsî | 23 |
| Die Inder: Begabung und Anregungen. Pânini's Grammatik | 23 |
| Die Japaner: Anregungen von Aussen; schnelle Wandelungen in der eigenen Sprache. Grammatik | 25 |
| Rückblick: Sprachphilosophie, einzelsprachliche Forschung, vorzugsweise in der Muttersprache. Verfall der Sprache und Classicität .. | 26 |
| [IX] X | |
| Neuere Zeit: Humanismus. Missionare und Reisende. Wissenschaftliche Ahnungen, SASSETTI, VARO, Marshman, ^{1891 und 1901} : MARSMHAN, PREMARE, WESDIN, RELANDUS, SAINOVICS, GYARMATHY | 26 |
| Die Sanskritstudien: Engländer, ^{1891 und 1901} : ENGLÄNDER, SCHLEGEL, BOPP, RASK, J. GRIMM, POTT | 27 |
| Die Polyglotten: DURET, LEIBNIZ, das Vocabularium Catharinae, HERVAS, ADELUNG und VATER (Mithridates). FR. MÜLLER | 29 |
| Entzifferung der Keilschriften und Hieroglyphen | 29 |
| WILH. VON HUMBOLDT | 30 |
| Die Indogermanistik | 30 |
| Verzweigungen und Annäherungen | 32 |
| V. Capitel. Schulung des Sprachforschers. | 33 |
| §. 1. Verschiedene Ausgangspunkte und Richtungen. | 33 |
| §. 2. a) Phonetische Schulung. Werth der Phonetik, Stellung derselben zur Sprachwissenschaft. Lautunterscheidung, Articulation. Übung des Sprach- und Gehörsorgans. Phonetische Schriftsysteme | 34 |
| Zusatz: Schreibung fremder Sprachen. | 40 |
| §. 3. b) Psychologische Schulung. Denken und Sprechen. Die Sprachen als Weltanschauungen. Wortschöpfungen und Übertragungen. Arten derselben. Beobachtungen an der Muttersprache. Sprachfehler. Einfluss des Volksthum, der Berufsart. Jede Neuerung ursprünglich ein Fehler; was bedingt ihre Annahme oder Ablehnung? Sprache des gemeinen Mannes. Erhaltende Kräfte. Selbstbeobachtung | 41 |
| §. 4. c) Logische Schulung, praktische und theoretische. Wichtigkeit für den Sprachforscher | 49 |

Inhalt.

| | |
|---|----|
| §. 5. d) Allgemein sprachwissenschaftliche Schulung. Sprachtalent. Erlernung fremder Sprachen. Anregungen vom Entlegensten her. Wahl der Sprachen. Nothwendigkeit der Praxis. Wichtigkeit der Indogermanistik. Lectüre allgemein sprachwissenschaftlicher Werke | 51 |
| Zusatz: Phantasie und Menschenkenntniss. Geschichte, Völkerkunde: Philosophie, Naturwissenschaften als Nebenstudien | 55 |

[XII]

Zweites Buch.

Die einzelsprachliche Forschung.

| | |
|---|----|
| I. Capitel. Umfang der Einzelsprache. Sprache, Dialekte, Unterdialekte. Wieviele Sprachen giebt es auf der Erde? Schwankende Terminologie, fließende Grenzen. Doppelte Eintheilungsgründe: a) politisch-social, b) nach dem gegenseitigen Verständnisse. Individual- und Volkssprachen. Sprachgemeinschaft: a) mit den Mitlebenden, – b) mit den Vorfahren. Merkmale der Verschiedenheit von Sprachen, Haupt- und Unterdialekten | 57 |
| II. Capitel. Die besondere Aufgabe der einzelsprachlichen Forschung. Veränderungen der Sprachen, dialektische Spaltungen. Die Vorgeschiede und das jeweilige Sprachgefühl: Verschiebungen, Lösung alter, Anknüpfung neuer Verbindungen. Die s. g. isolirten Sprachen | 62 |

[X]

| | |
|--|----|
| III. Capitel. Sprachkenntniss. | |
| 1. Jede Sprache will erlernt sein | 65 |
| 2. Fehlerlose Handhabung der Muttersprache | 65 |
| 3. Diese geschieht unbedacht | 66 |

[XI]

| | |
|---|----|
| 4. Aber nach Gesetzen, die unter sich ein organisches System bilden. Stoff und Form, innere Sprachform | 66 |
| 5. Gedächtniserwerb und unbewusste Abstraction | 66 |
| IV. Capitel. Spracherlernung. | |
| §. 1. A. Durch mündlichen Umgang. Erlernung der Muttersprache. Frei gebildete Kindersprachen. Einwirkung der Erwachsenen, Aneignung der Regeln. – Verschiedensprachige Menschen: stumme Verständigung; Ablauschen der fremden Sprache; rasche Auffassung und Verständigung bei Ungebildeten. – Missionare; Reisende. Gefahr der Missverständnisse. Methode. – Zwei- und mehrsprachige Erziehung | 68 |

Inhalt.

| | | |
|-------|---|----|
| §. 2. | B. Durch methodischen Unterricht. Lehrer und Lehrbücher. Welche Methode ist die beste? Gefahr des Übersetzungswesens. Neue Verbesserungen | 75 |
| §. 3. | C. Aus Texten. Bekannte und unbekannte Grössen, Grade der Schwierigkeit. Methode: Naives Verhalten – Collectaneen | 77 |
| V. | Capitel. Erforschung der Einzelsprache. | |
| §. 1. | Die Erkenntniss als Ziel. Was soll erkannt werden? | 80 |
| §. 2. | A. Anlegung und Führung der Collectaneen. Abwechselndes cursorisches Lesen. Form der Collectaneen; verschiedene Methoden | 82 |
| §. 3. | B. Prüfung und Ordnung der Collectaneen. Neue Sichtung, Umordnung | 84 |
| VI. | Capitel. Die Darstellung der Einzelsprache. | |
| | Capitel. A. Die Grammatik. | |
| §. 1. | Innere und äussere Sprachform. Sprachbau, Satzbau, – Vollständigkeit und Richtigkeit der Grammatik. Das System; Fehler dagegen. Selbstschilderung | 85 |
| §. 2. | a) Zeitpunkt zur Selbstprüfung. Selbstbeobachtung bei der Erlernung einer fremden Sprache. Naives Verhalten, Congenialität .. | 87 |
| §. 3. | b) Bestandtheile des grammatischen Wissens; die beiden Systeme. Die Sprache als zu deutende Erscheinung und als anzuwendendes Mittel. Beides im Geiste durchwoben, in der Darstellung auseinanderzuhalten | 89 |
| §. 4. | c) Die Prolegomena. a) Laut- und Accentlehre. b) Grundgesetze des Sprachbaues. Die Sprache des Grammatikers und der Leser gleichgültig | 91 |
| §. 5. | d) Das analytische System. – Die Entdeckung der Regeln; die Grammatik in entdeckender Methode. Der analytische Weg: vom Weiteren zum Engeren, und zwar in Rücksicht sowohl auf den Stoff wie auf die Gesetze und Regeln. Kein gemeingültiges Schema möglich. Gleichartiges gehört zusammen. Was ist gleichartig? Beispiel eines analytischen Systems. Gemischte Systeme. Notwendigkeit, Alles zu beweisen | 93 |
| | Zusatz: Beispiel am Arabischen | 97 |
| [XI] | | |
| §. 6. | e) Das synthetische System. Seine Aufgabe. Unterschied vom analytischen Systeme. Weg von den Theilen zum Ganzen. Andere Gesichtspunkte. Grammatische Synonymik. Beispiele: Was stellt der Sprache ihre Aufgaben? Die psychologische Modalität. Werth des synthetischen Systems: praktischer und theoretischer. Wissenschaftliche Berechtigung dieses Systems. Individuelles Verhalten der Synonymik gegenüber, verwaschene Grenzen und hieraus entstehende Schwierigkeiten. Grundsätze für die Forschung. – Eintheilung des synthetischen Systems | 98 |

Inhalt.

| | | |
|--------|--|-----|
| §. 7. | Zusatz I. Stilistik und Grammatik. Individueller und nationaler Stil | 110 |
| §. 8. | Zusatz II. Die Appendices | 112 |
| XII | | |
| §. 9. | Allgemeines über die Schreibweise und äussere Ausstattung. Berechtigte Klagen. Erleichterungen | 113 |
| §. 10. | Arten von Grammatiken: a) Systematische – methodische. b) Vollständige Grammatiken – Elementarbücher; grammatische Vorschulen. c) Kritische und didaktische Grammatiken | 115 |
| §. 11. | Die grammatische Terminologie | 120 |
| §. 12. | Die Beispiele | 122 |
| §. 13. | Paradigmen und Formeln. Die Anubandhas der Inder | 123 |
| §. 14. | Übungsstücke | 126 |
| §. 15. | Die Sprache des Grammatikers und die darzustellende Sprache . | 126 |
| §. 16. | B. Das Wörterbuch Als Nachschlagebuch dem Bequemlichkeitszwecke dienend. Möglichkeit eines wissenschaftlichen Wörterbuchs. Volksthum und Wortschatz. Grenze zwischen Grammatik und Wörterbuch praktisch geboten und wissenschaftlich gerechtfertigt. Idee eines wissenschaftlichen einzelsprachlichen Wörterbuchs: I. Wortschatz als Erscheinung: a) etymologisch; b) morphologisch. II. Wortschatz als Ausdrucksmittel: encyklopädische Synonymik. Wieviel ist davon erreichbar und zweckmässig? | 127 |
| §. 17. | C. Berücksichtigung zeitlicher und örtlicher Besonderheiten in Grammatik und Wörterbuch. Wahrung des einzelsprachlichen Standpunktes. Grenzen des Zulässigen. Die Mode in der Sprache. Akademien zur Regelung der Sprachen. Bühnenmässige Sprache | 132 |
| §. 18. | D. Sprache und Schrift. Vorläufer und Ursprung der Schrift. Trieb zu bildnerischem Schaffen, zur Selbstverewigung. Gedächtnishülfen. Conventionele Zeichen, Bilder und Symbole. Grenze zwischen der Schrift und ihren Vorläufern: Lesbarkeit, – die Schrift stellt Sprache dar. Stilisirung. Wechselwirkung zwischen Sprache und Schrift. Kunstschriften. Eintheilung der Schriften in Wort-, Sylben- und Buchstabenschriften. – Zwischenstufen. Die Orthographie: historische und phonetische. Neuerungsversuche und ihre Schwierigkeit. Werth der historischen Orthographien für die Sprachwissenschaft. Transscriptionen | 134 |

|XII|

Inhalt.

Drittes Buch.

Die genealogisch-historische Sprachforschung.

Einleitung.

Nächste Aufgaben. Aus der Geschichte der vergleichenden Indogermanistik. Nähere Fassung der Aufgabe: im Grunde überall Geschichte einer einzigen Sprache. Unterschied von der einzelsprachlichen Auffassung: nicht räumlich, auch nicht zeitlich, sondern artlich. **Einseitigkeit des historischen Standpunktes. Ursprachen und Ur-dialekte. Zufälligkeiten in den Standpunkten und Masstäben. Äu-ssere||Aeussere** und innere Geschichte 143

Erster Theil. Die äussere Sprachgeschichte. Der Ver-wandtschaftsnachweis.

- §. 1. Aufgaben der Sprachengenealogie. Jetziger Stand unseres Wis-sens von den Sprachfamilien. Deren Menge. Ob noch grössere Einheiten, ob Ur||XIII||einheit aller Sprachen anzunehmen? Mög-lichkeiten und Übereilungen. Methode, Zufall und Einfall. Be-stimmung der Verwandtschaftsgrade 149
- §. 2. Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme 153
 - A. Das Aufsuchen von Anzeichen 153
 - a) Geographische Momente 153
 - b) Anthropologische Momente 155
 - c) Ethnographische und culturgeschichtliche Momente 155
 - d) Sprachliche Momente 156
 - aa)||α) Ähnlichkeiten im Lautwesen 156
 - bb)||β) Im Sprachbaue 156
 - cc)||γ) In der inneren Sprachform 158
 - dd)||δ) In Wörtern und Lautformen 159
 - B. Zur Methodik der Sprachenvergleichung. Voreiligkeiten. Die „turanischen Sprachen“. Beweis der Verwandtschaft 162
 - 1. Aufsuchen der ältesten Lautformen 164
 - a) Die vollere Lautgestalt 164
 - b) Spätere Zuwüchse 165
 - c) Ursprüngliche Bedeutungen 165
 - 2. Prärogativinstanzen 166
 - 3. Inductive Probe 166
- §. 3. Arten und Grade der Verwandtschaft. Voll- und halbbürtige Ver-wandtschaft, Mischsprachen. Nähe und Ferne: Ähnlichkeit, zu-mal lexikalische Übereinstimmungen und gemeinsame Neubil-dungen 166
- §. 4. Zusatz I. Zur Anwendung der obigen Lehren 168
 - I. Die hamito-semitische Sprachfamilie 168

Inhalt.

| | | |
|---|---|-----|
| | II. Verwandtschaft des Nahuatl mit den Algonkin-Sprachen . . | 171 |
| §. 5. | Zusatz II. Stammbaum- und Wellentheorie. SCHLEICHER, JOHANNES SCHMIDT | 171 |
| §. 6. | Zusatz III. Die Sprachen von Kabakada und Neulauenburg, ein Ausnahmefall | 173 |
| §. 7. | Zur Technik. Collectaneen zum Verwandtschaftsnachweise. Encyklopädisches Wörterbuch. Regelmässige Lautvertretungen. Grammatische Vergleichung | 175 |
| [XIII] | | |
| Zweiter Theil. Die innere Sprachgeschichte. | | |
| Erstes Hauptstück. Allgemeines. | | |
| §. 1. | Ihre Aufgaben. – Ideale Ziele und bisherige Bestrebungen. Die Indogermanistik und die drei vergleichenden Grammatiken von BOPP, SCHLEICHER und BRUGMANN. Die indogermanische Ursprache | 177 |
| | Zusatz: DELBRÜCK über BOPP und SCHLEICHER | 180 |
| §. 2. | Alte und neuere Sprachen. – Aus der Geschichte der Indogermanistik. Die „Ursprache“ des Stammes. Ihr Werth vorläufig der einer Formel. Die Gesetze des sprachlichen Werdens als Problem: Werth der lebenden Sprachen neben den todten | 181 |
| §. 3. | Die vereinzelte Sprache. – Ausschluss fremder Einflüsse. Isolierte Völker. Die einheimischen Mächte in der Regel stärker als die fremden | 185 |
| §. 4. | Die Etymologie. – Analytische Methode. Etymologische Wörterbücher. Begriff der Etymologie. Herkunft der Wörter und grammatischen Formen; Wurzeln. Weitgehende Bestrebungen und Skepticismus. Wichtigkeit der Etymologie | 188 |
| Zweites Hauptstück. Die sprachgeschichtlichen Mächte. | | |
| §. 1. | Deutlichkeit und Bequemlichkeit. – Voraussetzung der Deutlichkeit. Bei [XIV]quemlichkeit des Gewohnten; Streben nach weiterer Kraftersparniss, körperlicher und geistiger. Erhaltung, Zerstörung, Neuschöpfung. Anstrengung zum Zwecke der Deutlichkeit, Einfluss auf das Lautwesen. Anschaulichkeit und Eindringlichkeit | 190 |
| §. 2. | Der Lautwandel. – Aus der Geschichte der Indogermanistik. Gesetzlichkeit und Gründe der Unregelmässigkeiten | 194 |
| | a) Irrige Vergleichenungen | 195 |
| | b) Verschiedene Laute in der Ursprache | 195 |
| | c) Verschiedene Voraussetzungen der Lautentwicklung | 195 |
| | d) Falsche Analogie | 195 |
| | e) Entlehnungen | 196 |

Inhalt.

| | |
|--|-----|
| Das Axiom von der Unverbrüchlichkeit der Lautgesetze. Seine Voraussetzungen. Wieweit berechtigt? Hodegetischer Werth. Unerklärliches | 196 |
| Zusatz: Beispiele zur Lehre von der Articulation und der Lautverschiebung. 1. Samoanisch. 2. Batta, Dajak, Malaisch. 3. Australische Sprachen. 4. Amerikanische Sprachen: Pima, Hidatsa, Chilenisch | 202 |
| §. 3a. Die Euphonik (Sandhi). – Zweck oder Ursache? Lautliche Neigungen der Einzelsprachen und Sprachfamilien. Bequemlichkeit. 1. Richtungen der Beeinflussung. 2. Was wirkt, und was wird beeinflusst? 3. Innerer und äusserer Sandhi. 4. Ergebniss. – Physiologisches und psychologisches Moment. Verschiedenes Verhalten der Sprachen. Zetacismus. Unorganische Dentale. Erhaltende Mächte | 206 |
| §. 3b. Bevorzugung und Verwahrlosung in der Articulation. Nachdruck und Flüchtigkeit. Was verflüchtigt sich? Entähnlichungen lautlicher Nebenformen. Geschäftliche Kürzungen, Zahlwörter, Rufnamen. Sprachen mit raschem Lautverschleiß | 216 |
| §. 4. Naturlaute als Ausnahmen von den Lautgesetzen. – Onomatopöien, Kinderlaute, Interjektionen | 216 |
| §. 5. Die Analogie. – Gemeingültigkeit, Vieldeutigkeit und Gefährlichkeit der Sache. Die Analogie bei der Spracherlernung. Verhalten der Indogermanistik. Was verleiht der Analogie Wirkung und Anklang? [XIV] Warum nicht überall Analogie? – Die einzelnen Fälle der Analogiewirkungen | 219 |
| §. 6. Die falsche Congruenz. – Umladung der Formativa Formative von einem Redetheile auf den anderen | 225 |
| §. 7. Das etymologische Bedürfniss. – Aufbauen und Zerlegen. Falsche Zerlegungen; Volksetymologien; Übertritt der Wörter aus einer etymologischen Familie in die andere | 226 |
| §. 8. Das lautsymbolische Gefühl. – Naives Verhalten zur Muttersprache. Wo ähnliche Klänge und ähnliche Vorstellungen zusammentreffen, da verbinden sie sich im Sprachgefühl. Erklärung des Herganges aus der Spracherlernung der Kinder. Wirkungen des lautsymbolischen Gefühles Gefühles ; Zusammensetzungen und Redensarten; Bedeutungswandel; Neubildungen; unorganischer Lautwandel; Einfluss auf Formenbildung und Syntax? ... | 229 |
| §. 9. Gebundene Rede. – Mechanik bei längerem Sprechen, Pause und neuer Anlauf. Rhythmik. Erhaltung des Veraltenden, Zerstörungen im Laut- und Formenwesen. Betonung der Antithesen | 237 |
| [XV] | |
| Bedeutungswandel, Verluste und Neuschöpfungen. | |
| §. 10. Einleitung. – Schwierigkeiten | 239 |

Inhalt.

| | | |
|--|---|-----|
| §. 11. | Classification der einschlägigen Thatsachen. Die Begriffe und ihre Grenzen. Grenzverschiebungen. Zusammenfließen und Spaltung. Abschaffung, Verengung, Erhöhung oder Erniedrigung. Neuschöpfungen, Übertragungen, Entlehnungen. Wirkungen des Culturerwerbes und Verkehrs | 241 |
| §. 12. | Die bewegenden Mächte | 243 |
| | 1. Ähnlichkeit der Vorstellungen, – auch der Laute | 243 |
| | 2. Composition und Construction | 246 |
| | a) Das Gleichniss | 246 |
| | b) Phraseologische Verbindungen; achtungsvolle und gering-schätzigte Ausdrücke | 246 |
| | c) Eigentliche Composita | 248 |
| | d) Kürzungen derselben | 248 |
| | 3. Entähnlichung der Bedeutung bei Doubletten | 250 |
| | 4. Verdeutlichungen und Verstärkungen. – Periphrastische Formen, Diminutiva, Übertreibungen. Composita | 251 |
| | 5. Ironie und rhetorische Frage | 256 |
| | 6. Sitte und Satzung. Ge- und verbotene Ausdrücke; Tabuwesen. Einfluss der socialen sozialen Stellung. Keuschheit und Zöte. Männer- und Weibersprachen. Die Karaiben, die Kolarier. Aristokratie der Sprache; Entwerthung des Vornehmen ... | 257 |
| §. 13a. | Nach- und Neuschöpfungen von Wurzeln nnd und Wortstämmen | 263 |
| §. 13b. | Schwund alter und Entstehen neuer grammatischer Kategorien. – Neue Tempora. Verlust gewisser Tempora und Casus, des Duals. Doppelte Pluralformen. Das Neutrum bei den Neuromanen. Die Kategorie des Belebten im Slavischen | 266 |
| Rückblick. | | |
| §. 14. | Der Spirallauf der Sprachgeschichte, die Agglutinationstheorie. – Älteste Wörter nicht nothwendig einsyllbig, nicht nothwendig unveränderlich. Die Afformativa ursprünglich selbständige Wörter. [XVI] Abnutzung der Laute, Deutlichkeitstrieb, daher neuer Ersatz für das Schwindende. Die indogermanischen Sprachen; die indochinesischen: tertiäre Isolation. Der Polysynthetismus | 268 |
| §. 15. | Hemmende und beschleunigende Kräfte. – Verkehr der verschiedenen Alterstufen Altersstufen untereinander | 271 |
| Einfluss des Verkehrs, Sprachmischung. | | |
| §. 16. | Einleitung. – Verständlichkeit; was sie erfordern und erlauben kann . kann Verständigung mit verschiedensprachigen Menschen. Gemischte Bevölkerungen | 272 |
| §. 17. | Aussterben der Sprachen. – Recht des Stärkeren Stärkeren : Lebenskraft der Völker; Vergewaltigungen. Auswanderer | 274 |

Inhalt.

| | | |
|----------------|---|-----|
| §. 18. | Entlehnungen. – Internationaler Verkehr mit Waaren und Begriffen. Fremdwörter und Nachbildungen. Wanderung von Wörtern. Was wird entlehnt? Lehnwörter als Überbleibsel verklungener Sprachen. Merkmale der Fremdlinge. Einbürgerung und Angleichung. Finnisch und Germanisch. Dialektische Doubletten. Namen der Culturpflanzen | 276 |
| §. 19. | Beeinflussung des Lautwesens durch Nachbar-Sprachen und -Dialekte | 283 |
| XVI | | |
| §. 20. | Entlehnte Redensarten. Einführung fremder grammatischer und stilistischer Formen. Annahme fremdsprachlicher Gewohnheiten. Einfluss fremder Literaturen: Litteraturen: der chinesischen, der indischen, der arabischen. Die griechisch-römische Prosa, – die französische. Kopten, Äthiopier, Syrjänen | 284 |
| §. 21. | Sprachmischung innerhalb der Muttersprache. – Die kleinsten Kräfte und Wirkungen. Neuerwerb, Auffrischen, Vergessen. Selbststeigerung der eigenen Gewohnheiten, Annahme fremder. Wirkung mächtiger Individualitäten. Nachwirkung sprachlicher Eindrücke im Traumleben. Abstumpfung des sprachlichen Gewissens | 287 |
| §. 22. | Einfluss der Kindersprache. – Deren Eigenthümlichkeiten. Nachahmung seiten seitens Erwachsener; Nachwirkungen: Diminutiva, Koseformen der Rufnamen | 291 |
| §. 23. | Eigentliche Mischsprachen. – Unzählige Menge der Möglichkeiten. Creolensprachen. Die Melanesier, Australier und Kolarier. LEPSIUS' Theorie von den Sprachen Afrikas | 293 |
| §. 24. | Dialektforschung. – Mikroskopische Arbeit der historischen Sprachforschung. Kleinste Wandelungen. Schärfe des Unterscheidungsvermögens bei engem Gesichtskreis. Doppelformen in Dialekten. Rückschluss auf die Vorzeit. Wissenschaftlicher Werth der Dialektforschung | 298 |
| §. 25. | Ständesprachen. – Spaltung der Volksclassen, Zuzug von Aussen. Beruf, Denk- und Sprachgewohnheiten. <i>Slang</i> , <i>argot</i> u. s. w., Herkunft der Ausdrücke, Aufnahme derselben in den nationalen Sprachschatz | 302 |
| §. 26. | Zusatz I. Anregungen zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen. Irrlichter. – 1. Japanisch und Mandschu. 2. Chinesisch, Koreanisch, Mandschu. 3. u. 4. Scheinbare Lautvertretungen; Bedenken. 5. Irrlichter auf indogermanischem Gebiete | 304 |
| §. 27. | Zusatz II. Sprachvergleichung und Urgeschichte. – Probleme. Sprache und Volkstypus. Der gemeinsame Wortschatz als Zeuge vom wirthschaftlichen und geistigen Inventare der Vorfahren . | 308 |
| [XVI] | | |

Inhalt.

| | | |
|--------|---|-----|
| §. 28. | Zusatz III. Die Wurzeln. – Begriff der Wurzel. – Wurzel im einzel- sprachlichen Sinne, – im Sinne der Stammes-Ursprache. Apriori- sche und aposteriorische Wurzeln. Das Problem der Ursprache. Übergang zur allgemeinen Sprachwissenschaft | 310 |
| §. 29. | Zusatz IV. Laut- und Sachvorstellung | 312 |

Viertes Buch.

Die allgemeine Sprachwissenschaft.

Capitel I. | I. Capitel. Ihre Aufgaben.

| | |
|---|-----|
| Grundlagen des Sprachvermögens; Verschiedenheit seiner Entfaltung- gen; Werthschätzung der Sprache. Urzustand der menschlichen Rede | 317 |
|---|-----|

Capitel II. | II. Capitel. Die Grundlagen des menschlichen Sprachvermögens.

| | |
|--|-----|
| §. 1. Allgemeines | 318 |
| §. 2. Physische Grundlagen. Sprechende Thiere. Die Hand. Die Nah- rung. Keine periodisch wiederkehrenden Paarungszeiten. Hilfsbe- dürftigkeit der Kinder, Familienleben | 319 |
| §. 3. Psychische Grundlagen. Familienleben und Liebe. Horden; Ge- meinsinn und Neid. Spieltrieb. Nachahmungstrieb. Sanguinisches Temperament. XVII Eitelkeit. Neugier und Geschwätzigkeit. Ge- meinsame Arbeit. Die Laute als ständige Symbole. Neugier und Frage: Analyse. Zank und Lüge. Sprachspielerei. Verschiedenheit der Stimme nach Alter und Geschlecht: conventionelle Laute. Vor- züge der akustischen Mittel vor den optischen | 322 |
| §. 4. Laute und Töne in der Ursprache. – Mannichfaltig- keit. Mannigfaltigkeit. Auch Mehrsybler. Stilisirung | 329 |
| §. 5. Die Personificirung, Beseelung und Belebung. – Übertragung des Willens auf Willenloses. Das Widerstrebende. Übertragungen im Ausdrucke. Woher die Vergleiche? Die Etymologie | 330 |

Capitel III. | III. Capitel. Inhalt und Form der Rede.

| | |
|---|-----|
| I. Die Rede. | |
| Logische Verknüpfungen. Das Ich und das Du | 333 |
| 1. Mittheilende Rede im engeren Sinne | 334 |
| 2. Fragende Rede | 334 |
| 3. Gebietende u. s. w. Rede | 334 |
| 4. Ausrufende Rede | 334 |
| Prüfung dieser Eintheilung. Mittelstufen. Schema. – Arten der ausru- fenden Rede | 335 |
| A. Voller Satz | 336 |
| B. Ellipse | 336 |
| C. Vocative u. dgl. | 337 |

Inhalt.

| | |
|---|-----|
| D. Reine Interjectionen | 337 |
| a) Nachahmende | 338 |
| b) Subjective | 338 |
| Eintheilung der Rede in Rücksicht auf die Formung: Schema. – Schema | |
| nach Art und Grund der Erregung. – Zwitterformen | 338 |
| II. Eintheilung der Rede in Stoff und Form. | |
| §. 1. A. Der Stoff. – Worin besteht er? Seine Gliederung und Zerlegung. | |
| [XVII] Geistiger Standpunkt der Völker: Perspective und nnd Ho- | |
| rizont; geistiges Auge. Die Beziehungen (Bindemittel) als Stoff, – | |
| als Form | 341 |
| §. 2. B. Die Form | 344 |
| §. 3. 1. Die innere Form. HUMBOLDT, POTT, STEINTHAL, MISTELI, FR. | |
| MÜLLER. – Beurtheilung. Werth der Etymologie. Genetische Erklä- | |
| rung | 344 |
| §. 4. Die äussere Sprachform. Die morphologische Classification | 364 |
| 1. Ungeformte Satzwörter | 364 |
| 2. Häufung derselben | 364 |
| 3. Isolirung | 364 |
| 4. Composition | 365 |
| 5. Hülfsörter | 365 |
| 6. Agglutination, Prä-, Sub- und Infixe | 366 |
| 7. Fliessende Grenzen: was befördert die Agglutination? | 367 |
| 8. Unterabtheilungen der Agglutination | 367 |
| a) Sub- und Präfixe | 368 |
| b) Umfang der Agglutination | 368 |
| c) Innigkeit der Verbindung Verbindungen von Form und Stof- | |
| felementen | 369 |
| d) Grammatische Functionen | 369 |
| 9. Anbildung und Agglutination. Defektivsystem | 370 |
| 10. Symbolisation | 371 |
| 11. Fliessende Grenzen | 373 |
| 12. Die angeblich flectirende Classe | 373 |
| 13. Einverleibung, Polysynthetismus. HUMBOLDT. Arten d. Einver- | |
| leibung | 373 |
| 14. Die syntaktischen Composita | 378 |
| 15. Die Erscheinungen der Wortstellung | 379 |
| §. 5. C. Der Formungstrieb. – Scheinbarer und wirklicher Überfluss im | |
| sprachlichen Ausdrucke; dessen Ursprung und Abschaffung. Der | |
| Zweck der Sprache nicht nur geschäftlich. Synonymformen. Das | |
| zu Grunde liegende Bedürfniss. Formungstrieb überall | 380 |

[XVIII]

III. Die Wortstellung.

Psychologisches Subject und Prädicat. – Die Agglutinationen als Zeugen vorgeschichtlicher Stellungsgesetze. Die ungegliederte Rede. Rede und Antwort. Die Ellipse. Häufung einwortiger Äusserungen; logisches Band zwischen solchen. Anfänge zusammenhängender Rede. Unbestimmtheit des Zusammenhanges zwischen den Redegliedern. Die Ordnung frei, aber bedeutsam, zunächst vom Standpunkte des Hörenden, dann aber auch von dem des Redenden aus. Inductiver Beweis; Grundsätze für die Wahl der Beispiele. Isolirung des psychologischen Subjectes. Das Verbum vor dem Subjecte. – Das psychologische Subject als grammatische Kategorie 385

IV. Die Betonung.||Betoung.

Herkömmliche Erklärung der Stellungserscheinungen. Wann und was betont man? Lautes Reden. Betonung bestimmter Theile der Rede, immer polemisch, gegensätzlich. Warum so oft das erste Satzglied betont? Bedeutsamkeit der Betonung 393

V. Ausspracheweise oder Stimmungsmimik.

Einwirkung der Stimmung des Redenden auf Laut- und Tonbildung. Verwendung der Modulationen zu Form- und Wortbildung 396

[XVIII]

VI. Zusammenwirken des Stellungsgesetzes und der Stimmungsmimik.

Beide schon der Ursprache eigen, dieser verhältnissmässige Frische und Mannichfaltigkeit verleihend. Möglichkeit zu fester Gestaltung. Gegensinn (C. ABEL), ironische Redeweise. Rohe Sprachen 400

VII. Classification der Wörter nach Begriffskategorien, grammatische Redetheile.

Das Prädicat als Name des Subjectes. Verschiedene Subjecte mit gleichen Prädicaten. Gleiche oder ähnliche Subjecte mit entgegengesetzten Prädicaten. Unterschied zwischen Ding, Eigenschaft und Thätigkeit durch die Betrachtung der Welt gegeben. Denkgewohnheiten. Das Gewohnte wird zur Regel. Verschiedenes Verhalten der Sprachen, wie möglich? Hybride Fälle. Verschiedene Auffassungsweisen. Das verbale Prädicat im Gegensatz zum nominalen. Die ursprünglichen Kategorien 402

| | |
|---|-----|
| VIII. Möglichkeit – Regel – Gesetz. Rückblick: Ursprünglich schrankenlose Mannichfaltig- keit. Mannigfaltigkeit. Ob schon grammatisches System? Antriebe zu weiterem grammatischen Ausbaue der Sprache: gesteigertes Geistesleben, – das Gewöhnliche gewinnt die Al- leinherrschaft. Die s. g. Naturvölker. Wechselwirkung zwischen Sprache und Volksgeist | 406 |
| XIX | |
| Capitel IV. IV. Capitel. Sprachwürderung. Gesichtspunk- te für die Werthsbestimmung Werthbestimmung der Sprachen. | |
| 1. Einleitung. – Wechselwirkung zwischen Sprache und Volksgeist | 409 |
| 2. Grundlagen der Induction. – Culturwerth der Völker. Dualismus zwischen Formsprachen und formlosen Sprachen oder Gradunter- schiede? Die Grundlagen der Induction verschoben | 409 |
| 3. Massstab auf Seiten der Sprachen. – Verschiedenheit der Organe und Functionen. Angebliche Vorzüge auch bei Sprachen niedrig stehender Völker: Congruenz, grammatisches Geschlecht, innerer Lautwandel, prädicative Conjugation, die dritte Person in der Con- jugation, der Nominativ, Durchdringung von Stoff und Form. Er- gebniss | 411 |
| 4. Geschichtliche Einflüsse | 417 |
| 5. Werth der Etymologie. Etymologie – Gefahr ungerechter Beur- theilung | 417 |
| 6. Wesen der indogermanischen Flexion. – Das Defectivsystem und die geistige Anlage der Rasse | 420 |
| 7. Lautgesetze, Sandhi u. s. w. – Anticipationen und Nachwirkungen. Die indogermanischen und die uralaltaischen Sprachen | 423 |
| 8. Agglutination. – Bedenklichkeit der Etymologien. Stoffliches kann formal werden | 425 |
| 9. Das etymologische Bewusstsein. – Logische Klarheit | 427 |
| 10. Missgriffe bei der Analyse und Beurtheilung; störende Facto- ren. – Die zwischenzeitigen Übersetzungen. Die Terminologie. Fehler der Grammatiken. Gefahr voreiliger Geringschätzung. Mischsprachen | 428 |
| 11. Die semitischen Sprachen. – Vocalwandel. Ähnliches in anderen Sprachen | 430 |
| 12. Malaien und Semiten. – Ähnlichkeiten in der Syntax. Verglei- XIX chung der Völkerstämme. Schlussfolgerungen. Die semiti- sche Wortstamm-bildung | 434 |
| 13. Malaien und Uralaltaier. – Gegensätze im Sprachbaue. Verglei- chung der dor Rassenanlagen | 438 |
| 14. Die Bantuvölker. Sprachbau und Volkscharakter | 443 |

Inhalt.

| | | |
|---|--|-----|
| 15. | Indianersprachen Amerikas. – Der incorporirend polysynthetische Bau der Sprachen und das Geistesleben der Rasse. Verbale und nominale Auffassungsweise | 446 |
| | Andere Völker und Sprachen. – Die Australier. Die Indochinesen. | |
| 16. | Die Kaukasusvölker | 449 |
| 17. | BYRNE's Principles of the Structure of Language. – HUMBOLDT, HUMBOLDT , STEINTHAL und BYRNE | 450 |
| 18. | Einzelerscheinungen und Einzelsprachen. – Weiterbildungen und Abänderungen. Verhalten den Neuerungen gegenüber. Zähigkeit und Trägheit, Empfänglichkeit und Geschmeidigkeit. Gesichtspunkte zur Beurtheilung. Sprach- und Volksgeschichte. Erziehung und Verwahrlosung der Sprachen; Neuschöpfungen und Einbußen | 451 |
| | Einzelne Factoren: | |
| | A. Das Lautwesen | 455 |
| | B. Innere Articulation. – Begriff, Flüchtigkeiten und Kürzungen; besonders scharfe Articulation. Anwendung auf die Beurtheilung der sprachlichen Formen. Einfluss auf die Sprachgeschichte. Rückschluss auf den Volksgeist | 456 |
| | C. Der Sprachbau oder der grammatische Gesichtspunkt. – Die Grammatik und die nationalen Denkgewohnheiten. Objective und subjective Momente | 462 |
| I. Die Objectivität Die Objectivität. | | |
| | a) In der formellen Eintheilung des Wortschatzes. – Werth der classificirenden Merkmale. Nominale und verbale Prädicate. Schwund der Unterscheidungsmerkmale. Was und wie wird classificirt? (Mafoor, Süd-Andamanisch) | 463 |
| | b) Wortformen von absoluter Bedeutung. – Im Mafoor. Vergrößernde oder verkleinernde, lobende ^{1891 und 1901} lebende und tadelnde Formen (Italienisch, Spanisch). Zahl, Zeit, Ort. Besonderes und Allgemeines | 467 |
| | c) Ausdrücke für die Beziehungen der Satzglieder und Sätze untereinander und des Sprechenden zur Rede | 473 |
| | α) Im Allgemeinen. – Grammatik und Logik. Mannichfaltigkeit Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Analyse eines Beispiels. Schwierigkeiten und Voraussetzungen der Beurtheilung | 473 |
| | β) Prädicat und Attribut, Satz und Satztheil. – Die Wortfolge. Einseitig prädicativer und einseitig attributiver Sprachbau. Zwischenstufen und Entwegungen | 476 |
| | γ) Prädicativattribute, Zwischenprädicate. – Relativsätze. Stellung des Attributes hinter seinem Träger | 482 |

Inhalt.

| | | |
|-----------------------------|---|-----|
| δ) | Attributivprädicate, Prädicatsprädicate und secundäre Prädicate. – Fälle im Chinesischen | 484 |
| [XX] | | |
| ε) | Active und passive Redeweise, Incorporation. – Einverleibende Form des Satzbaues | 484 |
| ζ) | Nominales und verbales Prädicat, prädicative und possessive Conjugation | 485 |
| η) | Casus, Prä- und Postpositionen. – Die möglichen Beziehungen substantivischer Satztheile zu anderen. Der Objectivcasus als Unterart der adverbialen. Der Anschaulichkeitszweck. Einzelnes: I. Objectscasus Objectcasus im Chinesischen. II. Hülfsörter für die Attributivverhältnisse ebenda. III. Adnominale und adverbiale Attribute. IV. Bevorzugung der letzteren. V. Welcher Art adverbiale Beziehungen in den einzelnen Sprachen? VI. Die beiden Genitive Genetive bei den Polynesiern | 486 |
| θ) | Verwandlung der Sätze in Satztheile. – Die Aufgabe, ihre Wichtigkeit und Schwierigkeit. I. Unvermitteltes Aneinanderreihen kurzer Sätze. II. Eintönige Conjunctionen. III. Participial- und Gerundialconstructions. IV. Planmässigeres Verfahren: a) Zeiten und Modi einander bedingend. b) Satzörter und Quasiörter: α) Zusammengesetzte Verbalnomina. β) Quasi-Substantiva, syntaktisch erzeugt. γ) Kennzeichnung durch veränderte Wortstellung | 489 |
| ι) | Logische Modalität. – Schwierigkeit der Beurtheilung. Beispiel aus dem Chinesischen | 495 |
| XXI | | |
| II. | Die Subjectivität. | |
| a) | Psychologische Modalität. – Mittheilbarkeit, ihre Voraussetzungen und Richtungen | 497 |
| b) | Die sociale soziale Modalität. – Rückschlüsse auf das gesellschaftliche und staatliche Leben | 500 |
| III. | Der Stil | 501 |
| Capitel V. V. Capitel. | Die Sprachschilderung. | |
| | Bedürfniss derselben. Voraussetzungen und Aufgaben | 502 |
| Capitel VI. VI. Capitel. | Die allgemeine Grammatik. | |
| | Allgemeine Gesichtspunkte. Das Lautwesen. Der Sprachbau. Die grammatischen Erscheinungen der Sprachen, ihre Bedeutung, ihre Regelmässigkeit, ihre Geschichte. Das synthetische System und die Monographien | 505 |
| Capitel VII. VII. Capitel. | Die allgemeine Wortschatzkunde. | |
| | Ihre Voraussetzungen und Aufgaben. Welt der Vorstellungen. Etymologie. Phraseologie | 508 |

Inhalt.

Capitel VIII. || VIII. Capitel. Schluss.

| | |
|--|-----|
| Rückblick auf die Aufgaben der einzelsprachlichen und sprach- geschichtlichen Forschung. Erhaltende und gestaltende Kräfte. Sprach- und Volksleben. Letzte Ziele der allgemeinen Sprachwis- senschaft | 510 |
|--|-----|

Erstes Buch.

Allgemeiner Theil.

I. Capitel.

Begriff der Sprachwissenschaft.

§. 1.

[1] ||1|| Wenn eine Wissenschaft damit beginnt, dass sie sich selbst definirt, so unternimmt sie eine vorläufige Rechtfertigung ihres Bestehens, die unmittelbar die Erhebung gewisser Ansprüche bedeutet. Dies, erklärt sie, ist mein Gebiet; kein Anderer hat es bisher in Besitz genommen, kein Anderer soll es künftig beanspruchen. So verlangt sie nicht Duldung, sondern Anerkennung und übt mit dem Augenblicke, wo sie ihrer selbst bewusst wird, ihren Nachbarinnen gegenüber ein Recht der Ausschliessung. Ein solches Recht setzt eine feste Grenzbestimmung voraus; und diese soll nun unternommen werden mit aller Pedanterie und Umständlichkeit. Wenn irgendwo, so ist hier die Wissenschaft zugleich befugt und genöthigt einen grossen Theil des Publicums rücksichtslos zu langweilen; – den Theil des Publicums meine ich, der bei Begriffsbestimmungen den Ruf zur Sache erhebt, weil er nicht begreift, dass Begriffsbestimmungen zur Sache gehören.

„Sprachwissenschaft ist die Wissenschaft von der Sprache“, – so erklärt die grammatische Definition, die keine sachliche ist noch sein will. Was ist Sprache? das ist die Frage, welche die Sprachwissenschaft zweimal zu beantworten hat, zum ersten Male vorläufig, in der Absicht ihr Gebiet zu umschreiben, zu zeigen, wie dies Gebiet sich gegen andere **abgränze**: das ist die Wortdefinition, die einem Umrisse gleicht. Die zweite Definition wird sie in ihrem ganzen Verlaufe und Wirken zu liefern haben: den Begriff der Sache, der die Sache erschöpfen soll. Das ist die Sachdefinition, die sich mit dem ausgeführten Bilde vergleichen lässt. Wir haben es vorerst mit der Wortdefinition zu thun. Diese wäre mit wenigen Worten als etwas Feststehendes auszusprechen wie ein Gesetzesparagraph. Wir

aber wollen sie von weiteren zu immer engeren [2] Kreisen fortschreitend finden; der Erfolg wird zeigen, ob wir recht daran thuen.

||2||

§. 2.

Begriff der menschlichen Sprache.

Gleich beim **Beginn** unserer Erörterungen zeigt uns die menschliche Sprache eine Eigenschaft, die uns fernerhin noch öfter beschäftigen wird; sie **anthropomorphisirt**, d. h. sie überträgt menschliches Sein und Thun auf die aussermenschliche Welt. Ich rede, der Andere hört und versteht mich; also ist für ihn die Rede eine Sinneswahrnehmung, die er versteht; und was er versteht, ist nicht die Wahrnehmung allein, sondern der in ihr enthaltene Sinn. Einen Sinn in einer Wahrnehmung finden heisst sie deuten. Nun sucht der denkende Geist jede Wahrnehmung zu deuten, und so redet Alles zu ihm, es mag wollen oder nicht. In diesem Verstande redet man von der Sprache der Natur und lässt die Steine eines alten Gemäuers Geschichte erzählen.

Allein anders wird die Sprache der Natur vom Naturforscher gedeutet, anders vom Naturmenschen; und anders deutet der Alterthumsforscher die Sprache der Steine, anders der Maurer, der sie wegbricht. Und doch haben in beiden Fällen die Zwei genau dasselbe vor Augen gehabt, und beide haben richtig gedeutet. Daraus folgt, dass diese Sprachen mehrdeutig sind. Sprache soll aber eindeutig sein, denn nur das Eindeutige ist verständlich. Und sie muss nicht nur Verständnissgrund des Einen, sondern auch Verständnissmittel des Anderen sein, mithin freiwillige Aeusserung, denn nur wo ein Wille ist, kann von einem Mittel die Rede sein. Mit anderen Worten: Sprache verlangt erst ein Ich und dann ein Du. Da hätten wir zwei Gründe, warum eine Sprache unbeseelter Dinge nur im uneigentlichen Sinne möglich ist; der Vergleich **hinkt** und zwar nicht **bloss** auf einem Beine.

Besser, so scheint es, steht es mit der sogenannten **Geberdensprache**; der Eine macht dem Anderen ein sichtbares Zeichen, das dieser so versteht und nur so verstehen kann, wie es von Jenem gemeint ist. Hier haben wir also die zwei Merkmale der Absichtlichkeit und der Eindeutigkeit; aber ein drittes fehlt, das zur Sprache im eigentlichen Sinne nicht minder wesentlich ist: die Stimme, die das Zeichen giebt, das Gehörorgan, das es aufnimmt. Vorhin redeten wir vom Ich und [3] Du, jetzt reden wir von meinem Munde und deinem Ohre. Eins aber haben jene sichtbaren Zeichen doch mit der hörbaren Sprache gemein, und insofern vor der Sprache der Natur und der Culturdenkmäler voraus, nämlich die Vergänglichkeit: sie dienen dem Augenblicke und sind nicht mehr, sobald sie gedient haben.

Beginne
1891

hinkt,
1891
blos
1891
Geber-
denspra-
che:
1891

§. 2. Menschliche Sprache.

Mit noch mehr Scheine Rechtens redet man von Sprachen der stimmgebenden Thiere. Hier treffen in der That alle bisher aufgestellten Erfordernisse zu. Das Thier bedient sich seiner Stimme, um sich verständlich zu machen, [3] und es wird verstanden, nicht nur von Seinesgleichen, sondern auch von dem beobachtenden Thierfreunde. Käme es nur auf die Lebhaftigkeit des Aus- und Eindrucks an, so wüsste ich nicht, was an den Sprachen des Hundes und der Singvögel zu vermissen wäre: ihre rhetorische Leistungsfähigkeit ist erstaunlich. Gerade diese aber haben sie mit den Gesten und Mienen gemeinsam, deren Bedeutsamkeit und tiefe Wirkung auf das Gemüth wir an den Meistern der Schauspielkunst bewundern. Soweit man aber die Thiersprachen bisher erforscht hat, gleichen sie den Gesten noch in einem anderen, weniger vortheilhaften Stücke: was sie ausdrücken sind Empfindungen oder höchstens Gesamtvorstellungen, nicht in ihre Glieder zerlegte Gedanken. Ein Thier, das Schmerz empfindet, mag in seiner Sprache rufen: Au! aber ein Gebilde wie unsern Satz: Ich empfinde Schmerz, oder wie das lateinische „doleo“ vermag es nicht zu schaffen, es mag wohl auch in seiner Sprache sagen: Burr! oder Plautz! aber es sagt nicht: Wir wollen auffliegen, oder: Da fällt etwas. Hier haben wir eine Fähigkeit, die bisher nur an menschlicher Rede, aber auch an aller menschlichen Rede beobachtet worden ist: die Zerlegung der Vorstellung (Analyse), der der gegliederte Ausdruck des Gedankens entspricht. Jeder gegliederte Gedankenausdruck ist selbstverständlich ein gewollter und in der Regel eindeutiger. Daher bedürfen wir dieser zwei Merkmale nun nicht länger und fassen unsere Definition dahin zusammen: Menschliche Sprache ist der gegliederte Ausdruck des Gedankens durch Laute.

doleo
1891

Es sei schon hier bemerkt, dass diese Definition ein Mehreres in sich fasst. Zunächst gilt die Sprache als Erscheinung, als jeweiliges Ausdrucksmittel für den jeweiligen Gedanken, d. h. als Rede. Zweitens gilt die Sprache als eine einheitliche Gesamtheit solcher Ausdrucksmittel für jeden beliebigen Gedanken. In diesem Sinne reden wir von der Sprache eines Volkes, einer Berufsklasse, eines Schriftstellers u. s. w. [4] Sprache in diesem Sinne ist nicht sowohl die Gesamtheit aller Reden des Volkes, der Classe oder des Einzelnen, – als vielmehr die Gesamtheit derjenigen Fähigkeiten und Neigungen, welche die Form, derjenigen sachlichen Vorstellungen, welche den Stoff der Rede bestimmen. Endlich, drittens, nennt man die Sprache, ebenso wie das Recht und die Religion, ein Gemeingut der Menschen. Gemeint ist damit das Sprachvermögen, d. h. die allen Völkern innewohnende Gabe des Gedankenausdruckes durch Sprache.

Nur mit der menschlichen Sprache hat es unsere Wissenschaft zu thun, und zwar vorwiegend mit der specifisch menschlichen, d. h. mit der gegliederten, nur

nebenher mit denjenigen Lautäusserungen, die dem Menschen mit dem Thier gemein sind.

Wie nun, wenn es gelänge, auch bei dieser oder jener Thierart eine der menschlichen ähnliche, gegliederte Sprache zu entdecken? Der Gedanke scheint vielleicht paradoxer, als er ist. Die Sprache ist ein Erzeugniss der Gesellschaft, [4] und gewisse Thiere haben die Gesellschaft höher entwickelt, als viele Menschenvölker. Die Ameisen bauen wunderbar planmässige Ansiedelungen, scheiden sich in Berufsstände; manche von ihnen treiben Viehzucht und Landwirthschaft zur Ernährung ihres Milchviehes. Da redet man von Instinct, setzt ein y für ein x. Dies eine Mal soll die gleiche Wirkung nicht der gleichen Ursache entspringen, das zweckmässige vielseitige Zusammenwirken einer grossen gegliederten Gesellschaft nicht auf einem entsprechenden Geistesverkehre beruhen. Seltsam, die uns körperlich verwandtesten Thiere sind mit Nichten die sprachbegabtesten. Wie nun, wenn jene Ameisen sich zu ihren Verwandten auch im Punkte der Sprache ähnlich verhielten, wie der Mensch zu den anthropoiden Affen? Der Gedanke ist meines Wissens von einem Naturforscher ausgesprochen worden, und die Naturforscher mögen über seine Annehmbarkeit entscheiden. Gesetzt aber, er fände seine Bestätigung: wem fiel die Sprache als Untersuchungsobject zu? Ich meine, nicht dem Sprachforscher, weil es eben keine menschliche Sprache ist, d. h. keine Menschensprache.

Auf diesen Punkt wollte ich kommen, auf die Gefahr hin, den Weg durch eine Utopie zu nehmen, mit dem vollen Bewusstsein, dass er praktisch noch unerheblich ist, vielleicht nie erheblich wird. In der That ist er für die Stellung der Sprachwissenschaft mit entscheidend. Sprache ist eine **Funktion** –, ihr Vermögen eine Kraft des Menschen. [5] Was soll nun entscheiden: die Art der Kraft und ihrer Wirkungen, wie in der Physik, oder das Subject, wie in der Geschichte? Im ersteren Falle wäre die Sprachwissenschaft ich weiss nicht welches Gemisch von vergleichender Physiologie und Psychologie, – im zweiten Falle ist sie ein Theil der grossen Wissenschaft vom Menschen. So eröffnet sich uns an dieser Stelle eine erste Aussicht auf eine viel behandelte Streitfrage.

Wir kehren nun zu unserer Definition der menschlichen Sprache zurück, um zwei in sie aufgenommene Begriffe zu untersuchen, den der Lautsprache und den des Gedankens.

§. 3.

Lautsprache, Articulation.

Soviel mir bekannt, pflegte man bisher in die Definition der menschlichen Sprache einen Begriff aufzunehmen, der scheinbar in meiner Definition nicht mit enthalten ist: den des articulirten Lautes. Es fragt sich: Was ist Laut? was ist Articulation?

TECHMER geht bei seiner Definition von Letzterer aus: „Articulation sei die schallbildende Abweichung der Sprachorgane von der natürlichen Gleichgewichtslage. Die simultanen Articulationen, die treibenden und hemmenden Kräfte, seien im Kampfe.“ Den Laut definirt er genetisch als „resultirend aus dem [\[5\]](#) labilen Gleichgewichte der gleichzeitig wirkenden articulatorischen Kräfte im Kampfe“ (Internationale Ztschr. f. allgem. Sprachw. I. S. 109).

I,
1891

Hiernach würde Articulation in den Begriff des Lautes gehören; articulirter Laut wäre ein Pleonasmus, und unarticulirter Laut eine contradictio in adjecto.

Zuvor hatte TECHMER die Laute in Schall- und Geräuschlaute getheilt und beide definirt als „solche, kürzere oder längere Zeit sich gleichbleibende Schwingungsweisen in der Aufeinanderfolge der sprachlichen Schallbewegungen, welche vorwiegend resp. Klang- oder Geräuschcharakter zeigen“ (das. S. 73).

Darnach würde Sprache ein Moment im Begriffe des Lautes und folglich auch im Begriffe der Articulation sein. Und folglich dürfte in die Definition der Sprache nicht das Merkmal der articulirten Laute aufgenommen werden. Doch [dieses](#) Hinderniss wäre wohl zu beseitigen, wenn man, statt von sprachlichen, etwa von solchen Schallbewegungen redete, [\[6\]](#) welche durch die und die Organe hervor gebracht werden und Mischungen von Klängen und Geräuschen darstellen.

dies
1891

Jedenfalls ist somit der Ausdruck Articulation von der Lautphysiologie in Anspruch genommen worden; ihre Berechtigung hierzu brauchen wir nicht zu bestreiten, nicht einmal zu prüfen. Das aber interessirt auch uns, dass nach diesen Definitionen der articulirte Laut nicht mehr als ausschliessliche Eigenschaft der menschlichen Rede gelten darf. Die Lautphysiologie ist ein Theil der Physiologie: sie handelt von gewissen Functionen gewisser Organe des thierischen Körpers. Was die Laute ausdrücken, ob menschliche Gedanken oder thierische Gefühlsregungen, geht den Lautphysiologen als solchen schlechterdings nichts an. Auch kann der Physiolog von seinem Standpunkte aus keinen Unterschied zwischen Menschen und Thier anerkennen, weil er ihn mit seinen Mitteln nicht nachweisen kann; er hat es nur mit dem Körper zu thun, und als körperliches Wesen ist der Mensch eben ein Thier; und wenn das Thier mit den gleichen Organen gleiche akustische Wirkungen erzielt, wie der Mensch, so hat sich der Lautphysiolog

dabei zu beruhigen. Ich weiss nicht, ob ein Schaf sein Mää genau mit denselben Stimmorganen hervorbringt, mit denen der Mensch es nachahmt. Gesetzt, dies wäre der Fall, so wüsste ich nicht, warum jenes Mää für weniger articulirt gelten sollte, als etwa unser „mähe“ oder das französische „mais“. Und dasselbe gilt erst recht von mehrsyllbigen Rufen der Thiere, wie dem Schreie des Kukuks, dem Kikeriki des Hahnes.

Articulation ist Gliederung, – das besagt der Name. Soll sie aber zu den entscheidenden Merkmalen der menschlichen Sprache gehören, so kann ihr Wesen nicht, oder doch nicht allein in der Art ihrer mechanischen (physiologischen) Hervorbringung und in ihrer akustischen Wirkung bestehen, sondern die Gliederung muss in Rücksicht auf einen Zweck gedacht werden, durch den sie zur ||6|| menschlichen Articulation gestempelt wird. Und diesen Zweck hatten auch Frühere in den Begriff der Articulation aufgenommen (Vgl. TECHMER, a. a. O. S. 107–108).

Der Zweck der Sprache ist der Ausdruck des Gedankens. Der Gedanke und seine Theile müssen mit einem ausreichenden Grade von Energie in's Bewusstsein treten, um zum sprachlichen Ausdrucke zu drängen. Energie heisst in diesem Falle soviel als Klarheit. Sich einen Gedanken klar machen heisst ihn zergliedern. Dem Ergebnisse dieser Zergliederung soll der sprachliche Ausdruck entsprechen, mithin muss er |7| selbst gegliedert, d. h. articulirt sein. Ich habe mich in meiner Definition des deutschen Ausdruckes bedient, um den lateinischen den Lautphysiologen unbestritten zu überlassen; und ich habe von einem gegliederten Ausdrucke durch Laute, nicht von einem Ausdrucke durch gegliederte Laute geredet, um anzudeuten, dass die Gliederung eine für den Zweck des sprachlichen Ausdruckes gewollte, nicht bloß eine physiologische, nicht die im Wesen des Lautes allein liegende sei.

§. 4.

Der Gedanke.

STEINTHAL sagt in seiner Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 93: „Man sprach unter Menschen von jeher und allüberall; man denkt aber nur seit Sokrates, und nur in dem engen Kreise der Wissenschaft – im strengen Sinn des Denkens.“ Was dieser „strenge Sinn des Denkens“ sei, hat er zuvor durch ein Citat aus LOTZE gezeigt, und zwar engt er auch dessen Definition noch ein; denn LOTZE kennt neben dem logischen Denken noch einen „psychologischen Gedankenlauf oder ein Denken, welches noch nicht von dem Geiste, dem Logos der Vernunft durchdrungen ist“, während das logische Denken „in

§. 4. Der Gedanke.

einer fortwährend ausgeübten Kritik besteht, die ... der vernünftige Geist dem Vorstellungsmateriale angedeihen lässt“. STEINTHAL nennt nur dies ein Denken im strengen Sinne des Denkens. Dass er ein solches u. A. dem Pythagoras, den ägyptischen, chaldäischen und chinesischen Astronomen abzusprechen scheint, geht uns hier nichts an. Unter dem „Denken im strengen Sinne des Denkens“ versteht er nun aber wohl nichts **Anderes**, als Denken im strengen Sinne des Wortes, m. a. W. er sagt: die Wissenschaft dürfe den Ausdruck nur vom bewusst logischen, kritischen Denken gebrauchen. Wenn er gelegentlich vom „Denken in der Sprache“ redet, das „noch kein echt und rein logisches Denken“ sei, so ist das eben ein Zugeständniss, das er dem gemeinen Sprachgebrauche macht. Anderwärts redet er vom „gewöhnlichen Denken, welches am Faden des psychologischen Mechanismus abläuft. Da“, sagt er, „haben nicht wir gedacht, sondern es ist in uns gedacht worden; unsre Seele war Schauplatz des Denkens. Beim Denken in logischen Formen dagegen waltet eine Thätigkeit des Geistes, die als ||7|| eine wahrhaft subjektive That sich über jenes Schauspiel der Ideenassociation erhebt“.

anderes,
1891

|8|

Natürlich habe ich in meiner Definition das von Steinthal so genannte „gewöhnliche Denken“ gemeint. Dass ich es aber nicht ausdrücklich so bezeichnet habe, bedarf keiner Rechtfertigung. Denn der **Philosoph** kann und soll mir wohl erklären, was Denken ist, aber er kann mir nicht vorschreiben, dass ich das Wort gegen den allgemeinen Sprachgebrauch nur in einem beliebig eingengten Sinne anwende. Die Wissenschaft hat wohl ein Interesse daran, die Wörter genau zu definiren; aber sie hat kein Interesse daran, sich in Unverständlichkeit zu hüllen, indem sie die Begriffe wider den Sprachgebrauch **begrenzt**; und die Sprachwissenschaft ist die letzte, die solchen Willkürlichkeiten nachgeben darf.

Philosoph
1901

begrenzt;
1891

Soviel zur Wortdefinition, die festzustellen hat, was unter den Begriff der menschlichen Sprache falle, und was nicht. Ob die Sprache eine göttliche oder eine menschliche Schöpfung, ob sie ein Werk oder eine Bethätigung (ἔργον oder ἐνέργεια), ob und in welchem Sinne sie ein Organismus sei, und alles Andere gehört nicht in die Wort-, sondern in die Sachdefinition.

II. Capitel.

Aufgaben der Sprachwissenschaft.

§. 1.

Man kann sich mit fremden Sprachen beschäftigen, um sie praktisch zu verwerthen, sich in ihnen zu unterhalten, in ihnen zu lesen oder zu schreiben. Wir **erlernen** da die fremde Sprache ähnlich wie wir als Kinder unsere Muttersprache erlernt haben, nur vielleicht auf anderem Wege. So werden uns in unserer Jugend die altclassischen Sprachen, vielleicht auch durch Lehrer oder Bonnen das Französische oder Englische beigebracht. Die Methode des Unterrichts mag rein **praktisch**, oder mehr wissenschaftlich, ihr Erfolg mag eine mässige Fertigkeit oder völlige Meisterschaft in der fremden Sprache sein: einerlei, – solche Spracherlernung ist noch keine sprachwissenschaftliche That. Denn nicht die Methode, auch nicht der erzielte Wissensgewinn, sondern die Betrachtungsweise, der Zweck macht die Wissenschaft. Betrachte ich den Lehrgegenstand als Mittel zu einem ausserhalb seiner liegenden Zwecke, so ^[9] betrachte ich ihn nicht wissenschaftlich, sondern praktisch; dann hat die Sache und ihre Erkenntniss für mich nur insoweit Werth, als Beide jenem Zwecke zu Statten kommen.

praktisch
1891

Die Sprachwissenschaft bezweckt Erkenntniss der Sprache um ihrer selbst willen. **Ihr Gegenstand ist alle menschliche Sprache, sind also alle menschlichen ||8|| Sprachen, die der Wilden sowohl wie die der gesitteten Völker, die neuen so gut wie die alten, die kleinsten Dialekte nicht weniger, als die grossen Sprachfamilien. Und sie will diesen ihren Gegenstand** allseitig begreifen, darum hat sie vor Allem zu fragen, welche Seiten er biete? Soviele Seiten, soviele Standpunkte der Betrachtung, soviele Aufgaben der Wissenschaft.

Sie will
ihren Ge-
genstand
1891

§. 2.

A. Die Einzelsprachen.

Jede Sprache ist Gemeingut einer grösseren oder kleineren Anzahl Menschen, die wir vorläufig ein Volk nennen wollen, weil in der Regel Sprachgemeinschaft und nationale Gemeinschaft zusammenfallen. Dass diese Regel viele Ausnahmen erleidet, ist bekannt; darum wird der Ausdruck, soweit er unzutreffend ist, keine Missverständnisse verschulden. Passender wäre etwa der Ausdruck Sprachgemeinde, welche naturgemäss auch alle Ausländer in sich begreift, die zu uns in unserer Muttersprache reden. Zu einer solchen Sprachgemeinde gehören nun alle Mitredenden, aber auch nur die Mitredenden, und zu diesen gehören auch

§. 2. A. Die Einzelsprachen.

Todte. Jedes Volk hat überlieferte Sprichwörter, wohl auch Lieder oder Sagen, die sich in gefestigter Form von Geschlechte zu Geschlechte vererben. Wir lesekundigen und leselustigen Völker stehen überdies durch schriftliche Literaturen unter **steter** sprachlicher Einwirkung unserer Alvordern. Jetzt dürfte der Ausdruck, dass die ganze Sprache in jedem Augenblicke lebt, weder überflüssig noch misszuverstehen sein. Was nicht mehr in der Sprache lebt, gehört nicht mehr zu ihr, so wenig wie der ausgefallene Zahn oder das amputirte Bein noch zum Menschen gehört. Dies besagt der Satz in negativer Richtung. In positiver behauptet er aber, dass jede lebende Sprache in jedem Augenblicke etwas Ganzes ist, und dass nur das im Augenblicke Lebende in ihr wirkt.

stäter
1891

Es scheint, man könne nicht leicht einen faderen Gemeinplatz **aussprechen** und doch handelt es sich hier um eine Thatsache, die man oft und leicht verkennt. Man bildet sich nur zu gern ein, man wisse, warum etwas jetzt ist, wenn man weiss, wie es früher gewesen ist, und die einschlagenden Gesetze des Lautwandels kennt. Das ist aber nur insoweit richtig, als diese Gesetze allein die Schicksale der Wörter und Wort^[10]formen bestimmen. Weiss ich z. B., dass lateinisches f im Spanischen zu h, li vor Vocalen zu j (sprich χ), und die Endung der zweiten Declination im Singular o, im Plural os geworden ist: so ist es mir erklärlich, wie filius zu hijo werden musste. Gesetzt nun, jedes Wort und jede Form der spanischen Sprache wäre auf diese Weise genetisch abgeleitet: wäre damit die spanische Sprache erklärt? Sicherlich nicht. Denn die Sprache ist ebensowenig eine Sammlung von Wörtern und Formen, wie der **[9]** organische Körper eine **Sammlung** von Gliedern und Organen ist. Beide sind in jeder Phase ihres Lebens (relativ) vollkommene Systeme, nur von sich selbst abhängig; alle ihre Theile stehen in Wechselwirkung und jede ihrer Lebensäusserungen entspringt aus dieser Wechselwirkung. Die Lebensäusserung einer Sprache, richtiger die Sprache selbst, die ja nur eine Lebensäusserung ist, – ist die Rede, die unmittelbar aus der Seele des Menschen fliesst. Wollte man nun sagen: der Spanier spricht so, weil der Römer so gesprochen hat: so hätte das höchstens dann einen Sinn, wenn etwa der Spanier aus dem Lateinischen übersetzte. Nicht Ei, Raupe und Puppe erklären den Flug des Schmetterlings, sondern der Körper des Schmetterlings selbst. Nicht die früheren Phasen einer Sprache erklären die lebendige Rede, sondern die jeweilig im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst, mit anderen Worten der Sprachgeist. Dieser ist recht eigentlich das erste Object der einzelsprachlichen Forschung, und soweit die Philologen ihm nachspüren, sind sie Linguisten, so gut wie die historischen Sprachvergleicher. Inwieweit der Sprachschatz der ausschliesslich einzelsprachlichen Bearbeitung unterliege, mag später festgestellt werden.

aussprechen,
1891

Sammlnng
1891

§. 3.

B. Sprachgeschichte, Sprachstämme.

Leben ist ununterbrochenes Werden, d. h. Sichverändern. Heute sind wir nicht mehr wie wir gestern waren, und morgen wird unsere Muttersprache anders sein, als sie heute ist. Diese Veränderungen zu verfolgen, ihre Gesetze zu entdecken ist Aufgabe der Sprachgeschichte.

Die Völker, wenn sie nicht in ihrer Entwicklung gehindert werden, wachsen an Kopffzahl und breiten sich über weitere Gebiete der Erde aus. Die Nachkommen derselben Vorfahren werden, räumlich getrennt, einander fremd, die Sprachen spalten sich in Dialekte, die Völker in [11] Stämme. Geschichtliche Mächte können dieser Spaltung Einhalt gebieten; thuen sie es nicht, so erweitern sich die Abstände je länger je mehr, aus den Stämmen eines Volkes werden verschiedene Völker, und aus den Dialekten einer Sprache verschiedene Sprachen. So reden wir von Sprachfamilien und Sprachstämmen, von Tochter- und Schwestersprachen, kurz von verschiedengradigen Verwandtschaften. Diese Ausdrücke sind längst in der Wissenschaft eingebürgert und völlig unverfänglich; denn Niemand wird vergessen, dass die Genealogie der Sprachen nicht Reihen verschiedener Individuen darstellt, sondern verschiedene Entwicklungsphasen desselben Individuums.

Es gilt, diese Genealogie und die Veränderungsprozesse festzustellen, d. h. nachzuweisen, welche Sprachen untereinander verwandt sind, und wie sie sich verwandtschaftlich zu einander verhalten und im Laufe der Zeit gestaltet haben. ||10|| Dies kann nur durch eine wissenschaftliche Vergleichung geschehen; darum wird die genealogisch-historische Sprachwissenschaft die vergleichende κατ' ἑξοχὴν genannt, während doch in der That alle Linguistik Erfahrungswissenschaft, alle Erfahrungswissenschaft überwiegend inductiv, und alle Induction überwiegend vergleichend ist.

Die sprachgeschichtliche Forschung hat auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachfamilie zwar nicht ihre ersten, aber jedenfalls ihre bedeutendsten Triumphe gefeiert, und gerade in Deutschland widmet sich noch jetzt die Mehrzahl der historischen Sprachforscher mehr oder minder einseitig dem Studium des eigenen Sprachstammes. Es ist das erklärlich und doch zu beklagen. Anderwärts gibt es noch so viel zu thun, und die Arbeit ist wahrhaftig nicht weniger lohnend. Neue Aufgaben und neue Erkenntnisse würden sich bieten, und man würde nicht immer und immer wieder die halb abgegraste Flur abweiden, während rings umher ein jungfräulicher Boden grünt. Doch das ist das Wenigste; es ist Sache der Liebhaberei, und der Wissenschaft kommt es zu Gute, wenn

Entwickelungsphasen
1891

zueinander
1891

§. 4. C. Sprachvermögen.

erst einmal ein kleines Theilgebiet bis in's Kleinste durchgearbeitet wird. Nur soll man den Theil nicht für das Ganze ausgeben, soll nicht wännen, es sei mit der geschichtlichen Vergleichung indogermanischer Laute, Wörter und Wortformen das Ganze oder auch nur das Beste der sprachwissenschaftlichen Arbeit gethan. Unter den drei Betrachtungsweisen, die unsere Wissenschaft verlangt, ist die historische nur eine. Unter den Dingen, die es an einer Sprache zu betrachten gilt, mögen Laut-, Wort- und Formenlehre knapp die Hälfte ausmachen. Und von den Sprachen unserer Erde stellen die indogermanischen nur einen kleinen Bruchtheil dar, – von den Formen des menschlichen Sprachbaues vielleicht einen noch kleineren. Glaubt man an ihnen allein ermessen zu können, was in der Sprachenwelt möglich, was unmöglich oder nothwendig sei, so kann man zu Fehlschlüssen kommen, die um nichts verständiger sind, als der: der Fisch hat keine Lunge, folglich kann er nicht athmen. Die Zoologie darf nicht beim Kaninchen des Physiologen Halt machen, und die Linguistik nicht bei der indogermanischen Sprachfamilie; Beide haben nach Allgemeinheit zu streben, vor verfrühten Verallgemeinerungen sich zu hüten.

§. 4.

C. Das Sprachvermögen; die allgemeine Sprachwissenschaft.

Eben jenes, dass alle Sprachwissenschaft Erfahrungswissenschaft **ist**, hat man zuweilen **erkannt**. Ausgerüstet mit einem unzureichenden Vorrathe thatsächlicher Kenntnisse, hat man sich eingeildet, deductiv, aus dem Wesen der Sache, schlussfolgern zu können, was Alles für die menschliche Sprache nothwendig, was in ihr möglich sei. So entstanden die s. g. allgemeinen oder philosophischen Grammatiken, meist Kinder unseres philosophischen Zeitalters, schöne Kinder zum Theil, aber nicht lebensfähige. Heute dürfen wir sie zu den Todten rechnen, brauchen also nicht mehr gegen sie zu kämpfen. Ihre Mittel und Wege waren verfehlt, aber ihre Ziele waren und bleiben berechtigt und verdienen gerade in unserer Zeit vertheidigt zu werden. Wir leben in einem Zeitalter der Entdeckungen, und wer an den neuen Errungenschaften seiner Wissenschaft theilnehmen will und kann, sitzt stets vor wohlbesetzter Tafel; die Bedienung ist fast zu prompt: noch hat er den Fisch auf der [\[12\]](#) Gabel, da wird auch schon der Braten aufgetragen! Nicht Hunger hat er zu fürchten, sondern Übersättigung. Solche Zeiten sind für die Gewinnung allgemeiner Anschauungen nicht günstig: man fragt einander öfter: Hast Du davon erfahren? als man fragt: Was denkst Du darüber, wie fügst Du es in's Ganze ein?

sei,
1891
verkannt.
1891

I, II. Aufgaben der Sprachwissenschaft.

denominatio
fit a potiori
1891

Dazu kommt ein Zweites: Wir Linguisten waren nachgerade drauf und dran, den Satz: „**Denominatio fit a potiori**“ umzukehren. Die Meisten von uns haben ihre Arbeit auf die Erforschung der einen oder anderen Sprachfamilie beschränkt, und die genealogisch-historische Schule hat so glänzende Fortschritte zu verzeichnen, dass ihr eine gewisse Selbstgenügsamkeit nicht zu verdenken ist. Nichts lag näher, als zu sagen: Der Fortschritt der Sprachwissenschaft ist ganz und ausschliesslich bei dieser Schule; die draussen mögen sich Philologen, Sprachphilosophen, wohl auch Sprachkundige, Polyglotten nennen, oder wie es ihnen sonst beliebt, sie sollen nur nicht sich für Linguisten, nicht ihre Sache für Sprachwissenschaft ausgeben. Wer so spricht, der verwechselt den kleinen Acker, den er pflügt, mit der Flur einer grossen Gemeinde und urtheilt, um mich eines **chinesischen** Vergleiches zu bedienen, wie einer, der im Brunnen sitzt und behauptet, der Himmel sei klein. Die Wissenschaft kann nur **zu viel** erzählen von Meistern in der Beschränkung, die am Ende Meister wurden in der Beschränktheit, fleissigen Männern, die vor lauter Fleisse nie zu den Fenstern ihrer Werkstätten hinausschauten.

chinesischen
1901
zuviel
1891

wass
1901

Will man die allgemeine Sprachwissenschaft als Sprachphilosophie bezeichnen, so kommt es darauf an, was man sich unter Philosophie denkt. Hiesse philosophiren soviel, wie: die Welt der Thatsachen durch apriorische Speculationen aufbauen wollen, so stünden wir wieder auf dem alten Flecke, und ich wüsste dann nicht, **was** wir den Verfassern der „allgemeinen Grammatiken“ vorzuwerfen hätten. Sagt man gleichungsweise: Die Philosophie verhält sich zu den Einzelwissenschaften so, wie diese sich zu ihren Forschungsgebieten verhalten: so lief die Sache auf Methodologie und allenfalls auf eine Geschichte der Sprachwissenschaft hinaus, und am Ende hätte der Sprachphilosoph mit den Sprachforschern so viel zu thun, dass ihm keine Zeit mehr übrig bliebe, sich mit den Sprachen selbst zu beschäftigen. Weist man drittens der Philosophie die Aufgabe zu, in der Mannigfaltigkeit der Erfahrungswelt die Einheit der obersten Prinzipien ||12|| darzuthun, so scheint es, als würde dem Sprachphilosophen allein das Unmögliche zugemuthet, die gesammte Sprachwissenschaft zu beherrschen, oder als wäre ihm ein Freibrief zur leichtfertigen Halbweiserei ausgestellt. Mit anderen Worten: nach der ersten Auffassung wäre die Aufgabe unsinnig, nach der zweiten sehr unerquicklich, nach der dritten entweder undurchführbar oder geradezu unverantwortlich.

So schlimm stehen die Dinge nun doch nicht. Aprioristisch denken muss Jeder, der es unternimmt, der Wissenschaft ideale Ziele zu setzen. Jeder, der nicht die Arbeiten seiner Vorgänger von vorn an wiederholen will, muss aus der Vorgeschichte seiner Wissenschaft die ihm nöthigen Lehren ziehen. Und dass ein

flüchtig dilettantisches Herumschnüffeln und Nippen da nichts gilt, wo den That-sachen ihr Höchstes und Tiefstes abgewonnen werden soll, das wird jeder vor-laute Prinzipientdecker über kurz oder lang zu seinem Schaden an sich selbst erfahren. Der Sprachphilosoph sei vor Allem Sprachforscher und Sprachenken-ner, und das in so weitem Umfange und mit so tiefgehender Gründlichkeit, wie nur immer möglich. Alle Sprachfamilien, alle Sprachen kann er nicht mit seinem Wissen beherrschen. Dafür wird er sich möglichst viele und möglichst weit von-einander verschiedene Typen anzueignen suchen, um sich eine Vorstellung zu bilden von der vielgestaltigen Welt, der er ihre Gesetze abfragen soll. Und tüch-tig mitgearbeitet muss er haben, ehe er sich über seine Vor- und Mitarbeiter ein Urtheil zutrauen darf.

Sind die einzelnen Sprachen und Sprachfamilien nothwendige Objekte unsrer Wissenschaft, so ist es nicht minder das menschliche Sprachvermögen, das ih-nen allen zu Grunde liegt und nur in der wunderbaren Vielgestaltigkeit seiner Entfaltungen völlig begriffen werden kann.

Rückblick.

Halten wir uns an die drei Bedeutungen des Wortes *Sprache*, S. 3–4, so dür-fen wir nunmehr sagen: Die einzelsprachliche Forschung erklärt die *Rede* aus dem Wesen der Einzelsprache. Die genealogisch historische Forschung erklärt die *Einzelsprache*, wie sie sich nach Raum und Zeit gespalten und gewan-delt hat. Die allgemeine Sprachwissenschaft endlich will die vielen Sprachen als ebensoviele Erscheinungsformen des einen *gemein menschlichen Ver-mögens*, und somit dieses Vermögen selbst erklären. Solange nun die Sprach-geschichte mehr den Körper der Sprachen, als ihren Geist zum Gegenstande hat, steht sie der allgemeinen Sprachwissenschaft kaum so nahe, wie die Arbeit des-sen, der möglichst viele und verschiedene Einzelsprachen zu verstehen trachtet. Jedenfalls hat Keiner mehr Anlass als er, über die verschiedensten und allgemei-nsten Probleme der menschlichen *Sprache* nachzu||13||denken, und Keinem flie-ssen die fruchtbaren Anregungen reichlicher zu. Dafür wird er, je mehr er das bunte Reich der Thatsachen durchmessen hat, desto schwerer behaupten, dass hier etwas schlechthin nothwendig oder unmöglich sei.

III. Capitel.

Stellung der Sprachwissenschaft.

Eine Wissenschaft ist berechtigt als eine besondere innerhalb der übrigen aufzutreten, wenn ihr Gegenstand ihr allein eigen ist. Diesem Erfordernisse genügt die Linguistik vollkommen: weder macht sie anderen Wissenschaften ihre Gebiete streitig, noch braucht sie vor etwaigen An[13]nexionsgelüsten ihrer Nachbarinnen sonderlich auf der Hut zu sein. Darum darf und soll sie aber nicht minder innig mit diesen verkehren, hier entlehnend, dort ausleihend. In der That will und soll ja alle Wissenschaft einem Endzwecke dienen: der Erkenntniss des Alls; und dies All muss als Eines gedacht werden, damit es erkennbar sei. Erkennen im wissenschaftlichen Sinne heisst auf Gesetze zurückführen; darum muss das All gedacht werden als von einheitlichen, widerspruchlosen Gesetzen beherrscht, damit es erkennbar, d. h. begreiflich sei. Jede Wissenschaft will und soll Gesetze entdecken, und jede dieser Entdeckungen geht mindestens mittelbar der Gesamtheit aller Wissenschaften zugute. Das hat der denkende Menschengeist wohl von jeher geahnt und unzählige Male voreilig auszunutzen gesucht. Jene „curiösen Wissenschaften“ früherer Jahrhunderte, alle die verschiedenen Arten der Wahrsagekunst beruhten, ausgesprochener- oder unausgesprochenermassen, auf dem wahren Satze, dass in der Welt Alles mit Allem in nothwendigem Zusammenhange steht. Und wo immer die Philosophie sich angemasst hat, die Welt der Thatsachen aus apriorischen Hirngespinnsten aufzubauen, lag allen diesen Versuchen dieselbe falsche Verwerthung derselben richtigen Erkenntniss zu Grunde. Die Einzelwissenschaften sollten hierin weiser sein, als die Weltweisheit. Fest steht nur, wer seinen Schwerpunkt in sich hat; wer sich an einen andern lehnen will, der warte ab, bis er ihm nahe genug gerückt ist, und er sehe zu, ob der Andere fest genug steht, dass man sich auf ihn stützen könne. Dagegen hat auch die Sprachwissenschaft zuweilen gefehlt, zu ihrem und Anderer Schaden. Sie muss sich ihres Standpunktes genau bewusst werden, die Richtungen bestimmen, die Entfernungen abmessen gegenüber ihren Genossinnen.

Die Sprache ist Gemeingut des Menschen; nur als solche, d. h. nur die menschliche Sprache ist Gegenstand der Linguistik. Mithin ist diese letztere ein Bestandtheil der Wissenschaft vom Menschen, also der Anthropologie im weiteren Sinne des Wortes.

||14||

Jede Sprache ist Eigenthum eines Volkes, und wo wir von verwandten Sprachen reden, da reden wir nothwendigerweise von sprachverwandten Völkern.

Somit berührt sich die Sprachwissenschaft mit der Ethnographie, ohne doch in ihr aufzugehen.

Die Sprache eines Volkes ist der unmittelbarste Ausdruck seines Geisteslebens, mithin von diesem, mithin auch von seiner **Entwicklung** abhängig. Somit ist sie ein Stück der Volksgeschichte, und die Linguistik, sofern sie die Einzelsprachen und ihre Schicksale zum Gegenstande hat, ist eine historische Wissenschaft.

Entwick-
lung
1891

In Wahrheit würde sie nichts weiter als eine historische Wissen[14]schaft sein, wenn sie ihren Gegenstand nicht weiter und tiefer fassen wollte. Nur würde sie damit aufhören eine Wissenschaft zu **sein**; es gäbe dann nur noch eine Indogermanistik, eine Altaistik, eine Hamito-Semitistik u. s. w., nur Linguistiken, keine Linguistik. Nun aber ist die gemeinsame Grundlage aller menschlichen Sprachen das menschliche Sprachvermögen, und dieses fällt von selbst in das Untersuchungsgebiet des Sprachforschers. Handelt es sich um die Fähigkeit des Menschen zur Hervorbringung der Sprachlaute, so ist dies die Aufgabe der Lautphysiologie, die ein Zweig der Naturwissenschaft ist. Handelt es sich um das Vermögen des Menschen, seine Gedanken zu gliedern, so ist die Untersuchung psychologisch. Handelt es sich um die Aufgaben, welche der Sprache gestellt werden als einem Ausdrucke der Begriffs- und Gedankenverbindungen, so liefern Logik und Metaphysik die Antwort; und somit liegen die wichtigsten Bestandtheile des Sprachvermögens im Gebiete der Philosophie. Aber wohl gemerkt: nur die Aufgaben sind a priori gestellt, nicht die Lösungen gegeben, nur die Denkformen enthält die Logik, nicht auch die möglichen Ausdrucksformen. Auch jenen Denkformen gegenüber verhalten sich die Sprachen unendlich verschieden, zuweilen recht unzureichend, fast immer phantastisch, Sinnliches hineinmengend. Und zweitens: Logik und Metaphysik sind es nicht allein, die den Sprachen ihre Aufgaben stellen, sondern das ganze leibliche und seelische Leben des Menschen liefert das Thema, das die Sprache zu bearbeiten hat. **Die Sprache ist eine geistleibliche Function des Menschen wie das Denken eine geistige, das Athmen eine leibliche Function ist. Die Voraussetzungen unseres geistleiblichen Lebens, die inneren Vorgänge, vermöge deren dies Leben sich äussert, gehören nicht zu den Dingen, die die Geschichtswissenschaft zu bearbeiten hat: nicht das sich Gleichbleibende, sondern das sich Verändernde ist ihr Gegenstand. Wer ihr die gesammte Sprachwissenschaft einbezirken will, müsste ihr folgerecht auch gleich die Physiologie und Psychologie mit beipacken. Die hohe oder geringe Begabung, die Erkrankung eines Herrschers sind gewiss oft mächtige Factoren in der Geschichte. Der Historiker aber hat nicht ihre Herkunft, sondern nur ihre Wirkungen zu erklären.**

sein:
1891

||15||

I, III. Stellung der Sprachwissenschaft.

Eine seltsame Einseitigkeit war es, die Sprachwissenschaft den Naturwissenschaften einreihen zu wollen. Einem platten Materialismus, wie er noch vor wenigen Jahrzehnten unreife Köpfe verwirrte, ist freilich nicht einzureden, dass nicht alle Wissenschaft Naturwissenschaft sei; und als nun vollends CHARLES DARWIN mit seiner epochemachenden Theorie hervortrat, da streckte ihm selbst ein ernsthafter Linguist wie AUGUST SCHLEICHER die Bruderhand entgegen. Es ist ja wahr, die inductive Methode des Sprachforschers ist mit der des Naturforschers völlig gleich. Aber man nennt den wissenschaftlichen Arbeiter nicht nach dem Werkzeuge, das er führt, sondern nach dem Stoffe, den er bearbeitet, – und der ist wahrlich verschieden genug. Mit den Begriffen der Entwicklung, der Artentheilung u. s. w. haben wir Sprachforscher hantiert, lange ehe man etwas von DARWIN wusste, und Übergangsformen wussten wir zu Tausenden aufzuweisen, lange vor der Entdeckung des fossilen Hipparion und des Archaeopteryx. Bei den Naturforschern brauchen wir also vor[15]läufig nicht zu Tische zu gehen, – und ob sie uns je ein Und, ein Oder, einen Conjunctivus Plusquamperfecti oder Ähnliches nachweisen in der Körperwelt, die ihr alleiniges Dominium ist, – das wollen wir erst noch abwarten. Wer freilich in der Sprache nichts Besseres sieht, als tote Lautgebilde, Cadaver, die man auf dem Seciertische zerlegt und zerstückelt, der muss sich wohl zum Anatomen verwandtschaftlich hingezogen fühlen. Aber man kann Jahre im anatomischen Museum und im Seciersaale verbringen, ohne zum Menschenkenner zu werden, und man kann jahrelang Wörter und Wortformen zerlegen, ohne vom Wesen der Sprache eine Ahnung zu erlangen. Die Sprache lebt, und nur im Leben lernt man Lebendes verstehen.

Doch wir müssen gerecht sein. Jener Materialismus war nicht nur nach den Umständen erklärlich und entschuldbar, sondern er hat auch, wie jede redliche Einseitigkeit, gute Früchte getragen.

Erklärlich und entschuldbar war er; er lag, so zu sagen, in der Luft. Vor mehr als zwei Jahrhunderten hatte FRANCIS BACON die Männer der Wissenschaft ermahnt, sich von den speculativen Hirngespinnsten abzuwenden, den Erfahrungsthatsachen ihre Gesetze abzulauschen. Es war, als hätte er in den Wind geredet. Jetzt endlich kam sein Programm zur Ausführung, und wie häuften sich nun die Entdeckungen und Erfindungen! Während aber die Naturforscher mit Messer und Mikroskop, mit Tigel und Retorte die Körper untersuchten, während die Historiker im Staube der Archive wühlten, baute SCHELLING das System der Natur, HEGEL die Geschichte der Menschheit aus reinen Begriffen auf, und es waren nicht immer die Schlechtesten, die ihnen den lautesten Beifall zuklatschten. Auch unsere Wissenschaft hatte der philosophischen Speculation einen willkommenen Spielplatz geboten. J. HARRIS, Lord MONBODDO, der grosse Arabist SYLV. DE SACY,

J. S. VATER, A. F. BERNHARDI, K. F. BECKER und viele Andere prangten in den ||16|| Bibliotheken mit philosophischen Sprachlehren. Daneben dicke Polyglotten, ungeordnete Anhäufungen, vor denen Einem die Augen übergingen, so recht „non multum, sed multa“. Und als nun HUMBOLDT Ernst damit machte, die Polyglottik philosophisch zu vertiefen und systematisch zu gestalten, die Sprachphilosophie auf polyglotter Basis neu zu begründen: da wollte es das Verhängniss, dass ihm zum Reformator das Äusserlichste fehlte, die Lust und Fähigkeit zu gemeinverständlicher Darstellung. Er sagt einmal: „Habe ich mir eine Idee entwickelt, so ekelte es mich an, sie nun auch einem Andern auszuknäueln“. Wer diesen Ekel nicht überwindet, der taugt freilich nicht zum Werber. Auch setzte das, was er erstrebte, ganz andere Neigungen und Fähigkeiten voraus, als jene scharfsinnigen Vergleichen von Wörtern, Wortformen und Lauten. Nicht Jeder hat Lust, und die Wenigsten hatten damals die äusseren Mittel, sich literaturlose Sprachen von Menschen aller Zonen und Farben anzueignen. Doch nur, wer sich darin versucht, kann empfinden, was es mit der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ auf sich hat. Wer sich hingegen der Indogermanistik widmet, der bringt gleich von der Schule her die Kenntniss einiger stammverwandter Sprachen mit, und wenn ihn bis dahin die trockenen Regelsammlungen altmodischer Schulgrammatiken wie eine sinnlose Quälerei verdrossen hatten, so ist ihm jetzt, wo er anfängt, hinter den Regeln die Gesetze zu entdecken, so frei zu Muthe, als wäre er selber der Gesetzgeber. Nun hat er etwas Greifbares in Händen: die That-sachen selbst müssen ihm Rede stehen, und sie werden seine Frage beantworten.

Eben hierin liegt nun das Zweite, die Fruchtbarkeit und verhältnissmässige Sicherheit dieser Forschungsart. In die Philologie spielt doch scheinbar zuviel des Subjectiven hinein. Ich muss mich in meinen Schriftsteller versenken, mich mit ihm eins fühlen, wenn ich die Eigenart seiner Rede erklären will. Und ebenso ist es in der allgemeinen Sprachwissenschaft mit der Geistesart verschiedener Völker, die sich in ihren Sprachen ausdrücken soll. Wer in solchen Dingen nicht selbst die Gabe der Congenialität hat, traut sie auch Anderen nicht so leicht zu. Wie fassbar und Allen zugänglich scheint dagegen der Lautkörper, wie klar und unumstösslich das Gesetz, das man seiner Beobachtung abgewonnen hat. Dass die Untersuchung sich immer mehr verfeinerte, dass man mit der Zeit anzweifeln lernte, was anfangs als unbestreitbar galt: das wurde mit Recht als ein Fortschritt begrüsst. Denn der Stoff war doch zäher, als man erst gemeint hatte; und an ihm schärfte sich nun die Methode. Diese, wie sie von den Indogermanisten ausgebildet worden, hat sich bisher überall bewährt, wo es galt, Sprachen einer Familie untereinander zu vergleichen. Und wie gesagt, soweit nach ihr körperliche Erscheinungen aus körperlichen Gesetzen hergeleitet werden, gleicht sie der naturwissenschaftlichen auf's Haar.

Die Verwandtschaft der Linguistik mit den Naturwissenschaften liegt aber ||17|| auch sonst im Wesen der Sache. Nichts gleicht einem Organismus mehr, als die menschliche Sprache. Alles in ihr steht in ursächlichem und zwecklichem Zusammenhange; sie hat ihr Formprinzip, darum reden wir von ihrer Morphologie; sie entwickelt sich nach inneren Gesetzen, zuweilen auch nach äusseren Einwirkungen, krankt, altert, stirbt wohl auch: darum dürfen wir von Physiologie, Biologie, Pathologie der Sprache reden; den Kampf um's Dasein hat auch sie gelegentlich zu bestehen, – jedenfalls bleibt er keinem ihrer Theile erspart –, und wer weiss, ob ihr nicht noch natürliche Zuchtwahl, Mimicry und mehr dergleichen zugesprochen wird? *Dagegen giebt es eine Macht, die der Naturforscher als solcher nie begreift, mit der nur der Historiker zu rechnen versteht: die Macht des Individuums. Der Naturforscher mag die Biologie erforschen: eine Biographie zu schaffen ist nicht seines Amtes; er mag seinen Arm ausstrecken, ob er die Psychologie in sein Bereich herüberziehen könne: das Geistesleben eines Menschen, eines Zeitalters bleibt ihm unerfassbar, unerreichbar.*

Man redet vom Organismus der Sprache mit vollem Rechte, mindestens ohne Schaden, solange man im Sinne behält, dass die Sprache nicht ein eigenlebiges Wesen, sondern eine Fähigkeit und Function ist der geistleiblichen Natur des Menschen. Erkennt man dies, so werden ganz andere Verwandtschaften auftauchen, ächte, genetisch begründete, nicht blosse Analogien. Die Religionen, das Recht, die Sitten, kurz das ganze Culturleben der Völker ist von denselben Mächten bestimmt, wie ihre Sprachen, sie können von keinen anderen Mächten bestimmt sein. Damit erwachsen ganz andere Räthsel und wir schauen in Tiefen, die lange noch der Ergründung harren werden. Einzelne matte Lichtstrahlen meint man wohl schon jetzt wahrzunehmen, und es dünkt mir wahrscheinlicher, dass man dereinst begreifen lerne, wie aus derselben Wurzel das römische Recht und die lateinische Sprache emporgewachsen ist, als dass der grösste Anatom in dem Hirne des besten Lateiners einen Accusativus cum infinitivo entdecke.

[16]

IV. Capitel.

Anregungen zur Sprachwissenschaft.

Gilt es den Ursprung jedes wissenschaftlichen Strebens in einem Worte zu begreifen, so wähle ich das Wort *Verwunderung*. Zwei Dinge sind nöthig, damit wir uns wundern: eine Wahrnehmung, deren Gründe uns nicht einleuchten, und ein Sinn, der nach diesen Gründen fragt. Diese Frage mag blosser *Neugier* entspringen, und sie entspringt in der That nur dieser, wenn sie nur für etwas

Vereinzelt die Erklärung sucht. Anders jene höhere Neugier, die uns nach den inneren Zusammenhängen unserer Erfahrungswelt forschen lässt. Jeder ||18|| Versuch, die Dinge von einheitlichen Gründen herzuleiten, ist im eigentlichen Sinne wissenschaftlich, er sei noch so verfehlt, noch so roh, noch so „unwissenschaftlich“, wie man zu sagen pflegt; jedes Fragen nach allgemeinen Gründen ist eine Äusserung wissenschaftlichen Interesses. In diesem Verstande bilden auch die Beobachtungen des Jägers über die Lebensgewohnheiten der Thiere und ihre Fährten, die Stern- und Wetterkunde des Schiffers, die Heilkunst des Schäfers oder Hufschmieds niedere Arten der Wissenschaft. Niedere Arten sind es aber, weil das Wissen dabei nur als Mittel gilt, nicht als Zweck. Solange der Mensch unter dem Drucke der Lebenssorgen steht, können seine Interessen keinen höheren Flug nehmen, müssen sie sich auf das beschränken, was zum Lebensunterhalte und leiblichen Genusse dient. Auch die Sprache kann in diesen Bereich fallen. Wo ein Verkehr von Volke zu Volke stattfindet, ist gegenseitige Verständigung nöthig, daher in der Regel Spracherlernung. Ich sage: in der Regel; denn es ist bekannt, welche Dienste die Zeichensprache gerade den bescheidenen Bedürfnissen des internationalen Gedankenaustausches zu leisten vermag.

Aber nicht jedes Lernen ist eine wissenschaftliche Arbeit, und die Spracherlernung ist in den weitaus meisten Fällen nichts weiter als die Aneignung einer Fertigkeit durch Übung. Sie kann wissenschaftlich anregen, sie thut es aber erfahrungsmässig nur bei den Wenigsten. Den Meisten ist und bleibt die Sprache, auch die fremde, ein Werkzeug, dessen Gebrauch man sich einübt, das man gebraucht, wenn man seiner bedarf, um es dann beiseite zu legen, – nicht ein Gegenstand, bei dem |17| man betrachtend verweilt, nicht ein Räthsel, das man zu lösen versucht. An dieser Stelle ist es lehrreich, einen Blick auf die Vorgeschichte **unsrer** Wissenschaft zu werfen. Dabei sehen wir jetzt von den Mythen über den Ursprung der Sprache ab.

unsrer
1891

Dem ältesten Culturvolke gebührt auch das Verdienst der ersten, elementarsten sprachwissenschaftlichen That. Die Zerlegung der Sprache in ihre Einzelaute und die Erfindung von Buchstaben, die diese Laute ausdrücken, verdankt die Welt den Aegyptern.

Den ersten eigentlich grammatischen Versuchen aber begegnen wir bei den Assyriern, einem Volke semitischer Zunge. Tausende von Ziegeln mit Keilschrift bedeckt, jetzt grösstentheils Eigenthum des British Museum, sind die Überbleibsel ihrer Literatur, deren Entzifferung eine ansehnliche Zahl begeisterter Forscher beschäftigt. Vieles ist noch streitig; Eins aber darf wohl als sicher gelten: die Semiten fanden in Assyrien ein älteres Culturvolk nichtsemitischen Stammes vor, dem sie ihre **Schrift**, und wohl auch einen grossen Theil ihrer son-

Schrift
1891

Assyrier
1891

stigen Gesittung entlehnten. Auch in der Sprache dieses älteren Volkes, der Akkader oder Sumerier, sind schriftliche Denkmäler erhalten, und die **Assyrier** haben Sorge getragen, Schlüssel zum Verständnisse dieser fremden Sprache zu **||19||** schaffen: Syllabare, Vocabulare und grammatische Paradigmen mit assyrischen Übersetzungen, die wenigstens eine Art wissenschaftlicher Analyse voraussetzen, aber sichtlich nur dem praktischen Zwecke des Sprachunterrichtes dienten.

Ts'in-Dynastie
1891

Die **Chinesen** besitzen eine Literatur, deren älteste Denkmäler bis in die letzten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung hineinragen dürften. Von den Wandelungen des Lautwesens zeugt die Wortschrift dieses Volkes nur mittelbar, deutlicher das Reimwesen seiner alten Lieder. Grammatische Anregungen, wenigstens mächtige, sind von einer Sprache mit unveränderlichen Wörtern nicht zu erwarten. Wohl aber zeigten diese Wörter Veränderungen in der Bedeutung und Anwendung, die dem auf alles Geschichtliche gerichteten chinesischen Geiste zu denken gaben: so war denn hier die erste Arbeit die lexikalische, deren Anfänge in die Zeit um 1000 v. Chr. Geb. fallen mögen. Im Jahre 213 v. u. Z. erliess der Kaiser Schí-hoàng-tí der **Ts'in-Dynastie** das berühmte Edikt, wonach alle alten Bücher, ausser den wahrsagerischen, verbrannt werden sollten. Der Befehl wurde sehr streng gehandhabt, und unahnbare Schätze der Literatur mögen damals **18** für immer zu Grunde gegangen sein. Zum Glücke dauerte die Barbarei nicht lange, und als nach kaum zwanzig Jahren eine neue Dynastie einsammeln liess, was von den Werken der Vorfahren noch erhalten **war**, da stellte sich heraus, dass der **Ts'in-Herrscher** mit all seinem Wüthen doch lange nicht sein Ziel erreicht hatte. Die kaiserliche Bibliothek wuchs rasch an, und Gelehrte wurden **angestellt**, sie zu ordnen, die Texte zu prüfen, zu säubern, wo nöthig zu ergänzen und auszulegen. Damals begann also die grossartige philologische Arbeit, die bis auf den heutigen Tag eine Menge der besten Köpfe im Mittelreiche beschäftigt. Nächst der Textkritik richtet sie sich auf die Paläographie, den Wort- und Phrasenschatz, die Stilistik und Poetik. Indischem Einflusse war es

war
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
war.]
1891
Ts'in-
Herrscher
1891
angestellt
1891

danken,
1891

zu **verdanken**, dass man später auch den Lautbestand der Sprache untersuchte und systematisch ordnete. Grammatiken haben die Chinesen erst geschaffen, als ihre Beamten die Sprachen fremder Herrschervölker, der Mongolen und der Mandschu, erlernen mussten; für ihre eigene Sprache aber haben sie mit richtigem Verständnisse die Eintheilung in Stoff- und Formwörter, in Verba und Nomina und gewisse syntaktische Kategorien durchgeführt. Ihre sprachphilosophischen Arbeiten sind uns nur in **kleineren** Bruchstücken bekannt; sie behandeln die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, zum Theile in recht fein- und tiefsinniger Weise. Hân-iü (768–824 n. Chr.) z. B. erklärt die Töne in der Natur aus einer Störung des Gleichgewichts, wendet dies auf die Menschen an, auf ihren Gesang,

kleinen
1891

ihr Weinen und ihre Sprache: der Mensch rede, singe, weine, wenn sein Gemüth „nicht sein Gleichgewicht erlange“, und nun zieht er eine hübsche Parallele zwischen der Instrumentation in der Musik und der Stilistik in der Sprache. (Vgl. meine Anfangsgründe der chines. Grammatik S. 115 fg.)

||20||

Die Griechen und Römer waren von Hause aus und im ganzen Verlaufe ihrer Geschichte auf den Verkehr mit Nachbarvölkern hingewiesen; es hätte ihnen also wohl nicht an Anregung gefehlt, sich mit fremden Sprachen zu beschäftigen. Wieviele Griechen mussten Persisch und diese oder jene kleinasiatische Sprache, wieviele Römer Griechisch und dann die dem Latein nächstverwandten italischen Sprachen, wohl auch einen keltischen oder germanischen Dialekt lernen. Xenophon war Feldherr im Dienste des jüngeren Cyrus, schätzte diesen aufrichtig hoch, wählte den älteren Cyrus zum Helden seines Erziehungsromans: er musste Persisch verstehen, die Ähnlichkeit vieler Wörter und der ganzen Conjugation zwischen dieser Sprache und dem Griechischen konnte ihm gar nicht entgehen, aber darauf auch nur hinzudeuten fällt ihm nicht ein. Den Tod seines Kriegsherrn erzählt er so lebhaft, wie es sein trockener Stil erlaubt, aber dessen letzte Worte, die doch wohl persisch gesprochen waren, theilt er griechisch mit: τὸν ἄνδρα ὁπῶ. Herodot hat Vorderasien bereist, als Ethnograph bereist, gewiss ähnliche und wohl umfassendere Kenntnisse erworben und Beobachtungen gemacht, wie Xenophon: aber davon zeichnet er nichts auf. Tacitus stellt seinen überfeinerten Landsleuten unsre halbwilden Vorfahren als Sittenmuster hin, aber von ihrer Sprache theilt er nur so nebenher ein paar Vocabeln mit. Man möge einwenden: in allen diesen Fällen habe es sich um Barbaren gehandelt, im Sinne des griechisch-römischen Eigendünkels. Allein die Römer wussten wohl, was sie der griechischen und etruskischen Gesittung zu verdanken hatten; Griechisch wurde von den Gebildeten Roms gelernt; aber dass sie versucht hätten, auch nur die Aneignung dieser Sprache durch ein Lehrbuch zu erleichtern, davon ist nichts bekannt.

opō.
1901
wohl-
umfas-
sendere
1901

hätten
1891

Die Griechen, nach Anlage und Neigung mehr Denker und Schöpfer als Sammler und Forscher, begannen bei der Sprachphilosophie: worin und worauf beruht die Richtigkeit des sprachlichen Ausdruckes? wie verhalten sich die Wörter zu den Begriffen, ist die Verbindung Beider durch die Natur, φύσει, oder durch Übereinkunft, θέσει, gegründet? Schon PROTAGORAS hatte die drei Geschlechter der Hauptwörter, die Zeiten der Verba und die Arten der Sätze unterschieden. ARISTOTELES, von der Logik ausgehend, that weitere, immer noch unsichere Schritte zur Entdeckung der Redetheile. Erst die Stoiker kamen hierin der Wirklichkeit näher und schritten weiter zur Entdeckung der grammatischen Functionen. In

that, soviel
wir wissen,
die ersten,
noch
unsicheren
1891

der etymologischen Wortanalyse, wo man sie versuchte, machte man die tollsten Missgriffe; glücklicher war man in der Analyse des Satzes. Logik, Rhetorik, Stilistik und Poetik hatten die Grammatik in ihren Dienst genommen. Die Dialekte waren anfangs in der Literatur gleichberechtigt, das Übergewicht des Attischen war nur thatsächlich durch die geistige Übermacht Athens begründet. Allerwärts jedoch verstand man ohne Schwierigkeit die ionischen und äolischen Dichtungen; ihre Sprache ahmte man gelegentlich ||21|| nach, machte sie aber nicht zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung. Erst als die κοινὴ διάλεκτος die anderen Dialekte in eine gewisse Ferne rückte, wurden auch diese in den Bereich philologischer Forschung gezogen.

Die Philologie ist recht eigentlich die Wissenschaft der Epigonen, die mit wehmütiger Bewunderung durch die Grabstätten einer erstorbenen [20] Cultur wandern. Sie wollen bei den grossen Ahnen lernen, ihre Werke geniessen, daher müssen sie **die** Werke sammeln und untersuchen. So verhielten sich die Alexandriner zu ihren Vorfahren in Hellas und Kleinasien, die Begründer der grössten Bibliothek des occidentalischen Alterthums.

Die Römer hatten, angeregt von den Stoikern, begonnen ihre Sprache grammatisch zu bearbeiten. VARRO hatte selbst das Altlateinische und die verwandten italischen Dialekte in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Was aber für das Griechische Alexandrien, das wurde für das Latein Byzanz: was dort APOLLONIOS **DYSKOLOS** und sein Sohn AELIUS HERODIANUS, das leistete hier PRISCIANUS, dessen Institutiones grammaticae Jahrhunderte lang in den Schulen eine unbestrittene Herrschaft geübt haben. Fast ist es, als lernten in der Schule der Verbannung auch die Sprachen Selbsteinkehr zu halten.

Das Christenthum hatte für die Wissenschaft zunächst den negativen Vorthail, dass es mit dem Begriffe der Barbaren aufräumte. Wenn es statt dessen den Christen und Juden die Heiden gegenüberstellte, so betrachtete es doch diese mit Theilnahme als zu Bekehrende. Und vorzugsweise den Armen predigten seine Sendlinge die Heilsbotschaft, den Armen, das heisst den Ungebildeten, Leuten der verschiedensten Zungen, die alle in ihren Muttersprachen belehrt sein wollten. Viele wichtige Texte verdanken wir den ersten Jahrhunderten unserer Religion, die ältesten und umfassendsten, wohl auch die einzigen Quellen zur Erforschung so mancher alten Sprache, – zunächst aber auch nicht mehr. Was die Christen jener Zeit an philologischer Arbeit geliefert, war entweder Fortsetzung der griechisch-römischen Wissenschaft, oder Bibelforschung. Wichtiger für **unsere** Wissenschaft war es wohl, dass nunmehr eine Menge Völker der Schreibkunst theilhaftig und in einen gewissen geistigen Verkehr mit Rom gezogen wurden. Das Latein wurde im Westen Kirchensprache, musste erlernt und gelehrt

diese
1891

DYSKOLOS,
1891

unsre
1891

werden, und diesem Umstande verdanken wir einige germanische und keltische Grammatiken und Wörterbücher.

Anders als das Christenthum wirkte der Islâm. Sein heiliges Buch in andere Sprachen zu übersetzen verbot er geradezu, der Korân muss in der Ursprache gelesen werden. So wurde die Erlernung des Arabischen für **viele** zur religiösen Pflicht. Gleichzeitig aber erlitt diese reiche und schöne Sprache in dem **Masse**, wie sie sich über die Völker [21] verbreitete, vielerlei dialektischen Verderb, der zu wissenschaftlicher Reaction, d. h. zur grammatischen Feststellung der ächten, rechten Sprache des Propheten herausforderte. Wieviel dabei etwa ||22|| griechischer Anregung zu danken sei, wissen wir nicht; sicher ist, dass wenige Sprachen des Ostens eine sorgfältigere Behandlung erfahren haben als diese. Diese Arbeit begann sehr frühe, schon in den ersten Jahrhunderten nach der Hedschra, und es ist merkwürdig, dass der rühmlichste Antheil dabei den Persern zukommen soll. **Nirgends sonst im Orient ist die Syntax so sorgfältig bearbeitet worden, wie hier.**

Viele
1891
Maasse,
1891

Die Juden scheinen erst nach der Zerstörung ihrer Hauptstadt auf eine philologische Untersuchung ihrer heiligen Schriften verfallen zu sein. Diese Bücher sind bekanntlich in einer vocallosen Schrift verfasst, und ihre richtige Lesung war Sache der Tradition, die nach der Auseinanderspaltung des Volkes gefährdet war. Mit den Lauten wäre aber der Sinn verloren gegangen oder entstellt worden, und dem musste vorgebeugt werden. So begann, angeblich um das zweite Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, die Thätigkeit der Massoreten und Punctatoren, denen kritischer Feinsinn nachgerühmt wird. Die systematische Arbeit der hebräischen Grammatiker scheint aber erst arabischem Einflusse ihren Ursprung zu verdanken.

Die Pârsi waren durch die alten Sprachen ihrer heiligen Schriften, Altbaktrisch und Pehlewi, auf philologische Untersuchungen hingewiesen; was sie darin etwa geleistet, ist aber wohl erst zum kleinsten Theile bekannt.

Geradezu unvergleichlich sind die grammatischen Leistungen der Inder. Kein Volk des Alterthums mochte zu diesem Zweige des Forschens zugleich glänzender befähigt und mächtiger angeregt sein, als dieses. In seinen Veden besass es einen reichen Schatz von Hymnen, in alter Sprache verfasst, noch immer dem religiösen Cultus dienend, und welch vielgestaltigem, schwierigem Cultus! Dem Worte des Gebetes wurde eine magische Kraft beigelegt, Unheil drohend dem, der es falsch gebrauchte, es auch nur unrichtig aussprach. Und ferner welche Sprache! In der Formen- und Wortbildungslehre zugleich reicher und durchsichtiger entwickelt, als irgendeine ihrer Verwandten, wohl lautend wie wenige, für sich schon dem ästhetischen Werthe nach ein Kunstwerk, zu künstlerischer Verwert-

hung und Gestaltung einladend, in einer reichen poetischen, theologischen und philosophischen Literatur entfaltet und bewährt. Endlich ein Volk, das an Vielseitigkeit, Feinheit, Tiefe [22] und freier Voraussetzungslosigkeit des Denkens dem griechischen nahe kommt und nun mit seiner Forschung an eine solche Sprache herantritt. Die Vorgeschichte der indischen Grammatik ist noch lange nicht vollkommen aufgeheilt, vielleicht zum Theile auf ewig verdunkelt durch PĀNINI's Wunderwerk. Es ist dies die einzige wahrhaft vollständige Grammatik, die eine Sprache aufzuweisen hat, eine der reichsten Sprachen zudem; und sehen wir von den Elementarbüchern ab, so dürfte sie zu gleicher Zeit die kürzeste aller Grammatiken sein; denn man hat ausgerechnet, dass sie in fortlaufendem gewöhnlichem Drucke, in lateinische Buchstaben [23] transscribirt, kaum hundert Octavseiten füllen würde. Sie fasst ihren Stoff in etwa viertausend kurzen Regeln zusammen, die in acht Haupttheile geordnet sind. Die Reihenfolge und Vertheilung der Lehrsätze ist aber nicht organisch in unserem Sinne, das Zusammengehörige, z. B. verschiedene Formen desselben Wortes, muss man oft an den verschiedensten Stellen zusammensuchen, und es kommt vor, dass eine einzige Form durch eine lange Reihe von Regeln und Ausnahmen hindurch Spiessruthen laufen muss, ehe sie endlich für den Lernenden feststeht. Was diesem dabei zugemuthet wird, will ich wenigstens annähernd an einem Beispiele aus der deutschen Grammatik veranschaulichen. Bei §. 80 bildet er sich ein, es müsse nach der Analogie von flehte, wehte auch heissen: gehete, stehte, sehte; bei §. 100 nach sah, geschah, auch: gah, stah; bei §. 140 nach stand auch gand, bis er endlich in §. 200 die Form ging lernt. Das sind vier Stadien, man hat aber bei Pānini in einzelnen Fällen mehr als doppelt so viele gezählt. Sein Buch kann nur der gebrauchen, der in jedem Augenblicke alle Lehrsätze im Geiste gegenwärtig hat; kein Wunder, dass es allein an die sechs Jahre fleissigsten Lernens erfordern soll. Ich weiss nicht, ob man in der gleichen Zeit bei gleichem Fleisse mit unseren Hilfsmitteln auch nur im Latein die gleiche Vollkommenheit erreichen würde, wie der Brāhmane unter Pānini's Leitung im Sanskrit.

Ein Lehrbuch dieser Art ist zunächst ein Kunstwerk, um nicht zu sagen ein Kunststück; aber die wissenschaftliche Arbeit liegt ihm zu Grunde, und auf sie kommt es hier allein an. In der That ist das Gelingen eines solchen Wunderwerkes an mehr als eine Voraussetzung geknüpft: erstens an die vollständige Beherrschung eines ganzen Sprachstoffes, an einen Geist, dem in jedem Augenblicke jede Einzelheit der Sprache gegenwärtig ist, – und wo fände sich ein solcher Geist wieder? [23] Zweitens an die schärfste Analyse dieses Stoffes, zumal auch an die genaueste Feststellung aller seiner Lautgesetze. Man sieht, die unvergleichliche Verdichtungs- und Gestaltungs-gabe des grossen Inders kommt erst in dritter Rei-

he. Sie ist das Künstlerische an ihm, aber auch das, was keinem Gelehrten fehlen sollte, der nicht nur Steinbrecher sein will, sondern auch Baumeister. Pânini's Baustil freilich war so ungefähr der des Reisenecessaires, das in möglichst engem Raume möglichst Vieles vereinigen soll, und das Ziel, das er sich gesteckt hatte, war nicht das wissenschaftliche, die Dinge zu erklären, sondern das praktische, vorzuschreiben, wie man die Sprache richtig anwenden solle. Unser Ideal ist ein anderes, und wenn wir den indischen Meister nicht im Punkte der Vollständigkeit erreichen, so können wir ihn dafür in der organischen Auffassung und Anordnung des Stoffes übertreffen. Für die Unbequemlichkeiten der Pânini'schen Methode waren übrigens auch die Inder nicht unempfindlich, und manche ihrer jüngeren Lehrbücher sind, anscheinend völlig unabhängig von europäischem Einflusse, nach einem uns genehmeren Schema gearbeitet.

soll.
1891

Unbequem-
lichkeiten
1901

||24||

Die Japaner haben vielleicht auf keinem Gebiete selbständigen geistigen Schaffens glänzendere Erfolge aufzuweisen, als in der Sprachforschung. Fast seit anderthalb Jahrtausenden bildet das Chinesische die Grundlage ihrer humanistischen Bildung. Zu grammatischer Behandlung hat es auch sie nicht angeregt, man müsste denn hierher gewisse Arbeiten über die chinesischen Hülfsörter rechnen; dafür sind die lexikalischen und schriftkundlichen Arbeiten um so bedeutender. Des Confucius Lehre, zu der sich bald die Gebildeten bekannten, schon nicht nur die Pietät, sondern fördert sie sogar; in Japan fand sie eine alte, ihr fremde Cultur vor, deren ehrwürdige Denkmäler, alte mündlich fortgepflanzte Sagen, Lieder und Gebete, zunächst in Schriften niedergelegt und dann bis auf den heutigen Tag geschätzt und durchforscht wurden. Die einheimische Sprache veränderte sich aber fast ebenso rasch, wie das Sächsische in England oder das Altnordische in Dänemark; in der Vergleichung ihrer grossen Vergangenheit mit ihrem jetzigen Zustande, – einem wahren Verfall –, lag auch hier die stärkste Anregung zur Untersuchung. Andererseits führte der Buddhismus dem Lande indische Einflüsse zu, deren Tragweite wir noch nicht voll ermessen können. Ihnen schreibe ich u. A. die rationellere Anordnung des japanischen Syllabares zu, die, wenn man s als Stellvertreter der Palatalen annimmt, der indischen folgt: a, i, u, e, o, k, s, t, n, f, m, y, r, w. Es soll eine Sanskrit-Grammatik in japanischer Sprache geben, und so mag denn der erste Anstoss zur systematischen Bearbeitung der eigenen Sprache von [24] fremdher gekommen sein. Immerhin ist dabei nichts von sklavischer Nachahmung zu spüren. Denkt man daran, wie gewaltsam wir Europäer lange Zeit die fremdartigsten Sprachen in das Prokrustesbett der lateinischen Grammatik hineingezwängt haben, so müssen wir die Grammatiker des östlichen Inselreiches um ihres wissenschaftlichen Tactes willen bewundern. In

ziemlich
1891

der Etymologie haben sie nur ein wenig toller gehaust als unsere Vorfahren; in der voraussetzungslos sachgemässen Behandlung der Formenlehre und Syntax aber kommen sie dem Ideale **sehr** nahe. Erst in diesem Jahrhunderte haben ein paar japanische Gelehrte verunglückte Versuche gemacht, ihre Grammatik über den europäischen Leisten zu spannen; sie haben heftigen Widerspruch hervorgerufen, und es müsste eine Freude sein, dem Kampfe beizuwohnen.

Jetzt mag es an der Zeit sein, einen Rückblick zu thun. Die sprachphilosophischen Versuche, auf sehr beschränkten sachlichen Kenntnissen beruhend, sind nur für die Geschichte des menschlichen Denkens von bleibendem Werthe. Uns aber interessirte, was in positiver Sprachforschung geleistet worden, und da ergab sich nun folgende Beobachtung: Bei allen Völkern, die einzigen Assyrer ausgenommen, begann die Arbeit bei der eigenen Muttersprache; aber auch diese wurde erst dann untersucht, als sie oder ihre Literatur in Verfall gerathen war. Nun diente die Forschung nicht theoretischen, sondern praktischen, **[25]** reglementären Zwecken: das Alte ist classisch, das Neue ist anders, folglich ist es unclassisch, folglich unrichtig oder unschön. Wie muss man es anfangen, wenn man sich schön und richtig ausdrücken will? Dazwischen zeigt sich wohl hie und dort etwas von der Raritätensucht des Alterthümlers. Die Etymologie und die Sprachvergleichung, wo sie versucht wurden, entbehrten der wissenschaftlichen Grundsätze; Dauerndes wurde nur auf einzelsprachlichem Gebiete geschaffen, und eine Erweiterung unseres einzelsprachlichen Wissens war nöthig, ehe mit Erfolg an eine genealogisch-geschichtliche und an eine allgemeine Sprachwissenschaft gegangen werden konnte. Bisher hatte die Forschung da die reifsten Früchte gezeitigt, wo sie sich auf das Nächstliegende beschränkte; die Zeit sollte kommen, wo die entferntesten Sprachen auf einander Licht warfen.

Unter den geistigen Erzeugnissen der neuen Zeit ist die vergleichende und allgemeine Sprachwissenschaft eines der jüngsten: unbewusst aber hat man schon seit der Zeit des Humanismus, der grossen Entdeckungen und der kirchlichen Reformation auf sie vorgearbeitet. **[25]** Das Lateinische wurde gründlicher getrieben mit der Absicht, es in classischer Form zu beherrschen. Das Studium des Griechischen, zunächst durch vertriebene byzantinische Gelehrte den Occidentalen eröffnet, gelangte bald zu allgemeinem Ansehen. Die Bibelforschung zog schnell das Hebräische in ihren Bereich. Christliche Sendboten, anfangs meist katholische, zogen in die neu erschlossenen Länder, lernten ihre Sprachen, schrieben in ihnen und über sie; manche ihrer Bücher sind in unseren Tagen mehr als doppelt mit Golde aufgewogen worden. An Anregungen zum Vergleichen der Sprachen mangelte es den frommen Männern nicht; sie waren aber zumeist allzu befangen in jüdischen **Überlieferungen**, als dass sie der Sache mit

Ueber-
lieferungen,
1891

wissenschaftlicher Frische hätten zu Leibe gehen können, und, irre ich nicht, so wurde ihnen schliesslich diese Beschäftigung von der Curie untersagt. Liest man ihre Bücher, so wundert man sich wohl zuweilen, wie pedantisch sie den fremdartigen Stoff den Formen der lateinischen Grammatik anzupassen suchen; dann aber ist man auch nicht selten freudig überrascht über ächt wissenschaftliche Ahnungen. Der Italiener FIL. SASSETTI war der erste, der es bekannt machte, dass die indische Sprache „viele Dinge mit der italienischen gemein habe“; das war im sechzehnten Jahrhunderte! Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sprach der spanische Dominicaner FRANC. VARO, der erste, von dem man eine gedruckte chinesische Grammatik besitzt, den Satz aus: auf drei Dinge komme es im Chinesischen an, auf die Betonung, die Wortstellung und die Phraseologie. Das war weniger schneidig aber erschöpfender als das hundert Jahre später vom Engländer MARSHMAN niedergeschriebene Wort: The whole of chinese grammar depends on position. Der französische Jesuit P. PRÉMARE, wenig jünger als Varo, eiferte schon gegen die Einführung der lateinischen Terminologie in die chinesische Sprachlehre und verlangte unmittelbare Einführung des Schülers in den Sprachgeist, – ad legitimum germanumque sinicae loquelaе usum et exercitationem. Manche dieser Geistlichen quälen wohl erst sich und ihren Stoff durch alle Kapitel der lateinischen Grammatik hindurch, theilen aber dann in Form eines Anhangs mit, was eigentlich den Geist der Sprache ausmacht. Im Jahre 1798 erschien des österreichischen Carmeliter JOHANN PHILIPP WESDIN (Paulinus a S. Bartholomaeo) Abhandlung De antiquitate et affinitate linguae Zendicae, Samscrdamicae et Germanicae.

Der erste mir bekannte Sprachvergleich im heutigen Sinne des [26] Wortes ist der gelehrte Holländer HADR. RELANDUS, der in seinen Dissertationes miscellaneae, Utrecht 1706–1708, die weite Verbreitung des malaischen Sprachstammes, sogar Lautvertretungsgesetze zwischen Malaisch und Madegassisch nachweist. Im Jahre 1770 erschien des Ungarn J. SAJNOVICS Buch: Demonstratio idioma Hungarorum et Lapponum idem esse, ebenfalls mit Lautvergleichen und in der That den Verwandtschaftsnachweis führend. Der Vater der grammatischen Sprachvergleichung ist ein anderer Ungar, S. GYARMATHY, der, wie er sich ausdrückt, die Verwandtschaft seiner Muttersprache mit den Sprachen finnischen Ursprunges grammatisch, durch eine Formenvergleichung, erweist.

Uns Westeuropäern musste die Sache der vergleichenden Sprachwissenschaft näher gerückt werden, ehe sie eine bleibende Heimstätte bei uns finden konnte. Sprachvergleichung verlangt etymologische Analyse, und diese will zuerst an einem leicht zerlegbaren Stoffe geübt sein. Ein solcher sind aber unsre westlän-

dischen Sprachen keineswegs. An dieser Stelle erklärt sich die leitende Rolle, die dem Sanskrit in unsrer Wissenschaft zufallen sollte, – dem Sanskrit und der grammatischen Kunst der Inder. Ein Deutscher, der Jesuit HANXLEDEN, war der Erste, der eine Sanskritgrammatik für Europäer verfasste, ein anderer, der schon genannte WESDIN, der erste, der eine solche herausgab (1790); leider verdunkelte er dabei das Lautwesen der Sprache durch seine unglückliche Transscription, die der tamulischen Aussprache folgte. Dem halfen die Arbeiten der Engländer COLEBROOKE, CAREY, WILKINS und FORSTER (1805–1810) ab. Werke der indischen Literatur wurden nach Europa gebracht, gedruckt, übersetzt, und die Zeit war da, wo man sie zu geniessen verstand. **Es war die Zeit der Romantiker, und ein Romantiker war der Erste, der uns Deutsche in das jüngst erschlossene Zauberland einführen sollte.** Im Jahre 1808 erschien FRIEDRICH SCHLEGEL's Buch: *Über die Sprache und Weisheit der Inder*, das durch seine Classification der Sprachen epochemachend wurde. Zu den Freunden der indianistischen Studien gehörte nun auch FRANZ BOPP, der mit 25 Jahren, 1816, das Conjugationssystem der indogermanischen Sprachen (noch mit Ausschluss der slavo-litauischen, keltischen und des Armenischen) veröffentlichte, den würdigen Vorläufer seiner grossartigen Vergleichenden Grammatik (1833 flg.). Gleichzeitig mit ihm hatte der Däne RASMUS CHRISTIAN RASK, einer der bedeutendsten Sprach^[27]forscher seiner Zeit, von der skandinavischen Familie ausgehend, seine Untersuchungen weiterhin über den indogermanischen Stamm ausgedehnt; in einer 1818 erschie^[27]nenen Preisschrift entwickelt er zuerst in allen wesentlichen Punkten das nachmals an JACOB GRIMM's Namen geknüpfte Lautverschiebungsgesetz. GRIMM selbst hat dieses Gesetz in der ersten Auflage seiner Grammatik 1819 noch nicht erwähnt, in der **zweiten, 1822**, aber es mustergültig dargestellt. **Im Grunde hatte man es doch den Indern zu danken, dass man von nun an in der Grammatik den lautlichen Erscheinungen ganz anders Rechnung tragen lernte, als vorher.**

Nicht immer gilt der Satz, dass ein grosses Buch ein grosses Unglück sei. Zwei vierbändige Werke, JACOB GRIMM's Deutsche Grammatik und FRANZ BOPP's Vergleichende Grammatik, sowie A. F. POTT's fast gleichzeitig erschienene Etymologische Forschungen, 2 Bände, **1833, 1836**, sind für die gesammte genealogisch-historisch vergleichende Linguistik grundlegend geworden. **VON BOPP** wurde zum ersten und bisher einzigen Male die ungeheure Arbeit unternommen, das ganze Material einer Sprachfamilie grammatisch zu ordnen und zu beurtheilen; **bei GRIMM** war es ein grosser Sprachstamm, der unsrige, dessen Zweige in ihren Übereinstimmungen und Verschiedenheiten einander gegenseitig erklärten und ergänzten. **Der Jüngste der Drei aber fügte den grammatischen Arbeiten seiner Vorgänger ein gross angelegtes lexicalisch vergleichendes Werk hinzu.** Die Ge-

Ueber
1891

zweiten
1891

Dort
1891

hier
1891

rectigkeit gebot, dass wir auch Jener gedachten, die zuerst den Weg gewiesen haben, der Pfadfinder, die den Strassenbauern **vorausgehen** mussten.

voran-
gehen
1891

Seltene Dinge aus fernen Ländern, von Reisenden heimgebracht, sind zuerst nur Gegenstände neugierigen Ergötzens; erst später werden sie zu wissenschaftlicher Forschung gesammelt. Bärenzwinger und Menagerien waren die Vorläufer unsrer zoologischer Gärten; Waffen und Ziergeräthe der Wilden wanderten in Prunksäle und Raritätencabinets, ehe sie sich in ethnographischen Museen zusammenfanden. Und mit den Sprachen war es ähnlich: polyglotte Vaterunser-sammlungen eröffneten den Reigen: CL. DURET's **Trésor** de l'histoire des langues de cest univers, 2. Aufl. Yverdon 1619, ein stattlicher Quartant, war doch nur ein werthloses Sammelsurium. Des grossen LEIBNIZ allseitiger Geist richtete sich auch auf die Probleme der menschlichen Sprachen: die europäischen suchte er verwandtschaftlich zu ordnen, wobei ihm u. A. die Verwandtschaft des Magyarischen mit dem Suomi, des Türkischen mit dem Mongolischen und Mandschu auffiel; den Ursprung der Sprache, den Werth ihrer Ausdrücke für allgemeine und besondere Begriffe zog er in Betrachtung und verlangte synoptische Wörtersammlungen aus allen Sprachen der Erde. Das sogenannte **Vocabularium** Catharinae, 1786–89, ist wohl mit auf seine Anregung entstanden, jedenfalls war es die Verwirklichung eines Leibniz'schen Gedankens. Ein ausserordentlich begabter und thätiger Linguist war der Spanier LORENZO HERVÁS. Als Missionar in dem vielsprachigen Amerika mochte er sein Interesse für die Mannichfaltigkeit der **[28]** menschlichen Zungen gewonnen haben, und dies Interesse fand später, als er in Rom mit Amtsbrüdern aus allen Erdtheilen zusammentraf, reichliche Nahrung. Sein Hauptwerk, der dreibändige Catálogo de las lenguas, 1800–1802, **ist** wie der weitere Titel besagt, ein in vieler Hinsicht gelungener Versuch, die Völker nach der Verwandtschaft ihrer Sprachen zu classificiren. Weniger selbständig aber reichhaltiger ist JOHANN CHRISTOPH ADELUNG's bekannter Mithridates, fortgesetzt von JOHANN SEVERIN VATER, 4 Bände, 1806–17, mit grammatischen Abrissen und Vaterunsern, ein Buch, trotz aller Mängel einzig in seiner Art, das als Mittel zur raschen Orientirung erst in neuerer Zeit durch FRIEDRICH MÜLLER's noch weit umfänglicheren „Grundriss der Sprachwissenschaft“ (Wien 1876 flg.) verdunkelt und mehr als ersetzt worden ist.

Thrésor
1891

Vocubula-
rium
1901

ist,
1891

Auch der Entzifferungen müssen wir hier gedenken. Denn die schweigenden Zeugen einer fernen Vergangenheit, die Urkunden der ältesten Culturstaaten, reizten mit Zaubermacht die Neugier, wohl auch den Ehrgeiz, und übten den Scharfsinn. Im Jahre 1814 that G. FR. GROTEFEND die ersten erfolgreichen Schritte zur Enträthselung der persepolitischen Keilschriften. Nach und nach

wurden auch mit Hülfe zwei- und mehrsprachiger Inschriften die anderen Keilschriftgattungen und die in ihnen vertretenen Sprachen in den Bereich der Untersuchung gezogen (LASSEN, BURNOUF, HINCKS, RAWLINSON, J. OPPERT u. A.). J. FR. CHAMPOLLION-FIGNAC (1824 flg.) aber gebührt der unsterbliche Ruhm, die Hieroglyphen der Aegypter zum Reden gebracht zu haben. So wurden der Philologie neue Bahnen eröffnet, der Sprachforschung neue Quellen zugeführt.

Das philosophische Zeitalter hat seine Neigung zu apriorischen Constructionen auch auf die menschliche Sprache ausgedehnt, aber die hierher gehörigen Versuche, so geistvoll manche von ihnen sind, dürfen wir übergehen. WILHELM VON HUMBOLDT war der Erste, der umfassende Kennerschaft mit philosophischem Tiefsinne in sich vereinigte, zudem ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Die Frage nach der Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Denken, nach dem Werthe der Sprachen als Werkzeugen der Cultur und Zeugen der Culturbegabung ist von ihm zuerst aufgeworfen und in umfassender Weise erörtert worden. Seine Werke sind so zu sagen der classische Text der allgemeinen Sprachwissenschaft bis auf den heutigen Tag; sie sind leider meist weniger klar als tief, beurtheilen mehr, als sie lehren, und setzen Kenntnisse voraus, die schon aus äusseren Gründen den Wenigsten erreichbar sind. Es ist erstaunlich, wie allseitig dieser Riesengeist seinen Stoff durchdacht hat, allerwärts hin anregend und Wegeweisend. Selten sind reiches Wissen und tiefes Denken, Scharfblick für das scheinbar Kleinste und die Fähigkeit, selbst das scheinbar Entlegenste sicher zu combiniren, glücklicher gepaart gewesen. Wer es liebt, in den Grundanschauungen unserer Wissenschaft den Prioritätsansprüchen nachzuforschen, der veräume nicht, auch bei diesem gedankenreichsten unter den Sprachforschern an||29||zufragen. Es ist wohl nicht allemal leicht zu sagen, dass er gerade den gesuchten Gedanken gehabt habe; es ist noch viel schwerer zu sagen, dass er einen richtigen Gedanken nicht gehabt habe. Sehr oft aber wird man finden, dass was vor seinen Propheten Augen in voller Klarheit stand, erst lange hernach mühsam wieder entdeckt worden ist. Wenige Schriftsteller verlangen so angestregtes, beharrliches Studium, wie dieser; wenige aber lohnen es auch in gleichem Masse: und es ist unter STEINTHAL's Verdiensten nicht das kleinste, dass er immer und immer wieder das Andenken des Halbvergessenen aufgefrischt hat. HUMBOLDT verehren, bewundern wird Jeder, der seine Schriften liest, Mancher bewundert ihn auch ohnedem; – ihm nachstreben werden immer nur Wenige, eine Schule aber nach Art der Bopp'schen und Grimm'schen wird sich wohl nie um ihn schaaren. Von ihm wie von POTT gilt es, dass sich Universalität und Genialität nicht schulmässig züchten lassen.

Fast von Anfang an bildeten die Indogermanisten mit ihren Unterabtheilungen: Germanisten, Romanisten, Slavisten u. s. w., eine gesonderte Gemeinde für sich,

die rasch zu der zahlreichsten anwuchs. Es war dies kein Wunder. Unsern Vorfahren und Seitenverwandten gebührt unser [29] nächstes Interesse; die Frage: wie hat unsre Sprache vor Jahrhunderten, vor Jahrtausenden geklungen, die archäologische Frage, übt auf jeden Denkenden ihren Zauber, sie liegt dem Gemüthe, der pietätsvollen, patriotischen Gesinnung, fast ebenso nahe, wie dem forschenden Verstande. Und wie reichlich fliessen gerade uns Indogermanen die Quellen der Vorzeit! Dazu mochte noch Eins kommen: Wörter, Laute und grammatische Formen verschiedener Sprachen kann man vergleichen, ohne der Sprachen selbst mächtig zu sein, man arbeitet eben am todten Körper, hat es, streng genommen, nicht mit der Sprache, sondern mit ihren losgerissenen Theilen zu thun. Dazu bedarf es keines Sprachtalentes, dem ersten Anscheine nach auch keines philologischen Eindringens in fremde Literaturen, am allerwenigsten der philosophischen Vertiefung. In der That schien hier eine Wissenschaft erstanden zu sein, die weder Kennerschaft noch tiefsinnige Spekulation erforderte, sondern nur fleissiges Sammeln und saubere Analyse. **Der Verfasser eines, wie es scheint, viel gelesenen Buches über Sprachwissenschaft erklärt getrosten Muthes:** „Le linguiste n’a que faire d’être polyglotte, ou, du moins, il n’est point nécessaire qu’il le soit.“ Zum Beweise schreibt er ein Werk in Taschenformat, das hintereinander die isolirenden, agglutinirenden und flectirenden Sprachen der Erde schildert und durch eine Reihe der wunderlichsten Missverständnisse den Verfasser vom Verdachte der Vielsprachigkeit reinigt. Ein anderer hervorragender Sprachforscher hat ein Werk ähnlich umfassenden Inhalts geliefert, worin z. B. gelehrt wird, die malaischen Sprachen hätten nur vocalisch auslautende Wörter, die dravidischen seien ausschliesslich präfigirend. Die Wahrheit ist, dass die meisten malaischen Sprachen, wie schon ein Blick auf die ||30|| Landkarte lehrt, auch consonantische Auslaute haben, und dass die dravidischen rein suffigirend sind. **Wieder ein Anderer legt gleichfalls feierlich „Protest ein gegen die Voraussetzung, als ob der, welcher die Sprache studirt, ein grosser Sprachkundiger sein müsse“, und behauptet wirklich, noch im Jahre 1890, Dinge wie die, dass es im Chinesischen keinen lautlichen Verfall gebe; dass die Sprache des Ulfilas in die Karls des Grossen umgewandelt worden; dass Sprachen sich niemals vermischen; das ginta im lateinischen triginta eine Ableitung und Abkürzung von sanskrit (!) daça oder daçat, zehn ist^{*}; dass arische und semitische die einzigen Sprachfamilien sind, welche diesen Namen vollkommen verdienen.** Le linguiste n’a que faire d’être polyglotte! Der dies geflügelte Wort gesprochen, kennt auch eine „gemeinsame Grammatik aller isolirenden, und eine ebensolche aller agglutinirenden Sprachen.“ Ich ken-

Der verdienstvolle A. HOVELACQUE [*in den Berichtigungen*, S. 502: Hovelacque] erklärt in seinem vielgelesenen Buche: *la linguistique* (2. Aufl. S. 14) frischweg: 1891

^{*}Erst an viel späteren Stellen zeigt der Verfasser, dass auch er nicht daran denkt, das Althochdeutsche vom Gotischen, das Lateinische vom Sanskrit herzuleiten.

ne in der That zwei Mittel, sich diese „gemeinschaftlichen Grammatiken“ ganzer Sprachclassen anzueignen: entweder man lerne von jeder dieser Classen nur eine Sprache, oder, – noch einfacher –, man lerne gar keine!

Wir theilten vorhin die Sprachwissenschaft organisch in einzelsprachliche, historisch-genealogische und allgemeine. Eine andere Dreitheilung hatte sich thatsächlich herausgebildet: erstens die Indogermanistik, [30] in sich geschlossen, wenn auch nicht immer unter sich einig, dann die classische Philologie, und endlich, in loseren Gruppen, alle Übrigen: die orientalischen Philologen und die, welche sich auch mit literaturlosen Sprachen beschäftigten. Ganz durchgreifend war natürlich die Scheidung schon von Hause aus nicht: Brücken führten über die Klüfte, die sich allen Anzeichen nach bald von selbst schliessen werden, so sehr die Masse des Stoffes zur Arbeitstheilung nöthigt. Bis zu seinem Tode, 1887, war der Altmeister unter den Indogermanisten AUGUST FRIEDRICH POTT in Halle. Der konnte nachgerade von seinen Sprachstudien sagen, sie haben die Reise um die Erde gemacht; seine meisten Gefährten und Nachfolger waren zugleich Sanskritphilologen. Mein Vater war nicht minder vielseitig. Oft verband sich bei ihm das philologische Interesse an fremden Literaturen mit dem allgemein sprachwissenschaftlichen. Am Liebsten wandelte er auf unbetretenen Pfaden, führte der Sprachenkunde neuen Stoff zu; und dabei hat er auch an der Entdeckung und Feststellung mehrerer Sprachstämme unter den ersten Pionieren mitgearbeitet. GEORG CURTIUS gebührt das hohe Verdienst, die classische Philologie mit der Indogermanistik vermählt zu haben. Es war kein leichtes Werk. Lange ist es der älteren Schwester hart angekommen, sich von der jüngeren in die Schule nehmen zu lassen. Jene, die sich der Vergleichung fremder Sprachstämme zuwandten, waren von selbst auf das Vorbild der Indogermanisten hingewiesen. Bei diesen musste sich zudem die Forschung [31] der altbaktrischen Religionsurkunden und der persischen Keilschriften Rathes erholen. So waren die Indogermanisten die vielseitig umworbenen; – kein Wunder, dass sie die Macht ihrer Stellung fühlten, wohl auch fühlen liessen. Freilich lag ihre Stärke zum guten Theil in der Einseitigkeit, und eben dieser sind sie sich zu ihrem und Aller Vortheile nun auch bewusst geworden. Schärfer als je zuvor betonen und untersuchen sie jetzt auch die seelischen Kräfte, von denen die Entwicklung der Sprachen abhängt. Dass die Sprache mehr ist, als ein Aggregat von Wurzeln, Stämmen und Formen, dass sie im Satze ihre Einheit hat, begreifen sie jetzt, ziehen die Syntax in den Bereich ihrer vergleichenden Untersuchungen und fragen gelegentlich, um zur Erklärung räthselhafter Erscheinungen zu gelangen, bei Sprachen fremdartigen Baues an; die Zeit der gegenseitigen Verständigung ist gekommen.

Anmerkung. Vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München 1869.

[31]

vielseitig.
1901

persischen
1901

Theile
1891

und
1901

an:
1891

V. Capitel.

Schulung des Sprachforschers.

§. 1.

Die Linguistik war bis in die neuere Zeit keine Berufswissenschaft, der man sich widmen konnte um von ihr zu leben, die man auf Hochschulen studierte, und in der man Examina bestand. Sie glich einer Colonie, deren erste Bebauer aus verschiedenen Gebieten zugewandert waren, und noch heute gereicht ihr solcher Zuzug oft zum Gewinne. Vielleicht heute erst recht; denn wo immer sich Schulen bilden, da liegt auch die Gefahr zünftlerischen Schlendrians und unduldsamer Vereinseitigung nahe. Da ist es denn nur heilsam, wenn fremde, von Traditionen freie Elemente sich als Mitarbeiter unter die Fachleute mischen, Männer, die weiter nichts mitbringen, als positive Sachkenntniss, – ich meine Sprachkenntniss –, einen in scharfer Logik geschulten Verstand und die Gewohnheit um- und vorsichtiger inductiver Methode. – Dem nächstgelegenen Fache, der Philologie und Orientalistik, gehörten z. B. die beiden SCHLEGEL, ADELUNG, VATER, BOPP, KLA-PROTH an; der berühmte Finne ALEXANDER CASTRÉN sowie, wenn ich nicht irre, WILHELM SCHOTT waren von Hause aus Theologen; WILHELM VON HUMBOLDT, JACOB GRIMM, SYLVESTRE DE SACY, EUGEN BURNOUF und mein verewigter Vater hatten die Rechte studirt, ebenso von neueren z. B. der vielseitige und scharfsinnige LUCIEN ADAM und sein College RAOUL DE LA GRASSERIE, ABEL REMUSAT, der grosse Indianist WILSON und der verdiente Americanist OTTO STOLL Medizin. Auch Offiziere in den Colonialdiensten der ||32|| verschiedenen Staaten haben sich um unsere Wissenschaft hohe Verdienste erworben, nicht nur als Sammler, sondern auch als tüchtige Forscher. Ich will nur einen nennen, den General FAID-HERBE. Der Zuzug von Auswärts hat fortgedauert bis auf den heutigen Tag, der jungen Wissenschaft war und ist er willkommen, sie ist bisher eine freie Wissen-schaft geblieben, – so frei, dass ihr kaum ein allgemeiner Studienplan vorgezeich-net werden kann: Jeder hat es selbst zu erproben, welche Richtung des Forschens seiner Anlage und Neigung am besten entspricht. Er kann sein Genügen darin finden, eine oder einige Sprachen möglichst allseitig gründlich zu beherrschen: das ist zumal das Ziel der Philologen. Oder er kann eine ganze Sprachfamilie in Rücksicht auf den einen oder anderen Theil ihrer Erscheinungen durch alle Pha-sen ihrer Entwicklung durch verfolgen, wie es die Indogermanisten, Altaisten u. s. w. thuen. Oder endlich mag er sich als Problem das menschliche Sprachver-mögen selbst, die Ursachen seiner vielgestaltigen Entfaltung gesetzt haben und zu dem Ende polyglottes Wissen erstreben. Man sieht, die Aufgaben sind ver-

waren.
1891

Den
nächst-
gelegenen,
1891

Neuereren
1891
ADAM;
1891
REMUSAT
und
1891

schieden genug. Allein gewisse Kräfte und Fertigkeiten sind doch gemeinsame Voraussetzung einer jeden Art sprachwissenschaftlicher Arbeit, und von diesen soll hier die Rede sein.

Man redet vom geistigen Auge; man sagt, mit anderen Augen durchwandere der Botaniker, mit anderen der Mineralog die Fluren, mit anderen etwa der Jäger oder der Landgendsarm. Sie alle haben dieselben Dinge vor Augen und doch andere Dinge im Auge. Sie Alle suchen, und das Suchen bedingt und befördert zugleich eine gewisse Vereinseitigung, es schärft und richtet den Blick nach einer einzelnen Art von Gegenständen. Jetzt dürfen wir auch von dem Auge des [32] Sprachforschers reden, vom sprachwissenschaftlichen Blicke; und auch dieser kann bis zu einem gewissen Grade anerzogen werden.

Eine recht missliche Seite hat es nun freilich, eine solche Hodegetik zu veröffentlichen. Es kann ja nicht anders sein: der Verfasser empfiehlt vor Allem das, dessen Nutzen er selbst erprobt zu haben meint, oder dessen Mangel ihm bei Anderen besonders störend aufgefallen ist. So scheint er sich stillschweigend in aller Naivität selbst als Muster eines Sprachforschers hinzustellen. **Der Vorwurf einer solchen Lächerlichkeit trifft mich hoffentlich nicht. Die Sache ist aber einfach die, dass Jeder das erstrebt, was er für das Richtigste hält, und folglich auch als das Richtigste das bezeichnet, was er selbst erstrebt und nach Kräften verwirklichen möchte.**

§. 2.

a. Phonetische Schulung.

Dass der Sprachforscher nicht auch Sprachkünstler zu sein braucht, dass ein Sprachkünstler darum noch lange kein Sprachforscher sein muss, versteht sich von selbst. Und unter den Kunststücken des Sprachkünstlers ist wieder ||33|| das Nachmachen fremder Laute vom linguistischen Standpunkte aus das werthloseste. Es scheint, als wäre von Hause aus jedes normale menschliche Sprachorgan zur Hervorbringung aller möglichen Sprachlaute **geschickt**: erst fortgesetzte einseitige Übung erschwert uns die Bildung fremder Laute. Insofern verhält es sich mit der Phonetik genau, wie mit dem Geiste einer beliebigen Sprache, der am leichtesten da aufgenommen wird, wo er **Tabula** rasa vorfindet.

Die Erfahrung hat nun bewiesen, dass man Sprachen von Grund aus grammatisch verstehen und sehr richtig beurtheilen kann, ohne von ihren Lauten mehr zu wissen, als dass sie deren **ungefähr** so und so viele besitze, die sich **ungefähr** so und so **zu einander** verhalten. Für die alten Cultursprachen hat man in den verschiedenen Ländern conventionelle Ausspracheweisen eingeführt, wohl

geschickt;
1891

tabula
1891

zueinander
1891

wissend, dass man sich damit weit vom ursprünglichen Klange **entfernte**, – und doch ohne Nachtheil für die Praxis, wie für die Theorie. Und gesetzt, es gelänge uns, etwa Griechisch genau in den Lauten und dem Tonfalle der Athener perikleischer Zeit auszusprechen: was wäre gross damit gewonnen? Ein Jahrhundert früher oder später hat man in Athen schon etwas anders gesprochen, und ein paar Meilen von Athen wieder anders. Dem Historiker, auch dem Biographen, muthet man nicht zu, dass er uns einen grossen Mann vorführe, „wie er sich räuspert und wie er sich spuckt“; [33] und Ähnliches gilt in der Regel von dem Sprachforscher und den kleinen Absonderlichkeiten der Lauterzeugung. WINTERLER's vielgerühmtes Werk über die Kerenzer Mundart gilt als Muster sorgsamer Lautbeobachtung; sein wissenschaftlicher Werth beruht aber nicht sowohl in der untersuchten Mundart, als in der Art der Untersuchung und den gewonnenen Ergebnissen; jene Mundart war eben das Kaninchen des Physiologen.

entferne,
1891

Man irrt, wenn man die Lautphysiologie oder Phonetik, wie man sie heutzutage nennt, als einen Theil der Sprachwissenschaft bezeichnet. Letztere hat es mit den Schallerzeugnissen der menschlichen Sprachorgane nur insoweit zu thun, als sie in den Sprachen thatsächlich Verwendung finden; die Phonetik dagegen hat alle überhaupt möglichen Schalläusserungen jener Organe zu untersuchen, folgerichtig auch die krankhaften und die auf individuellen Fehlern beruhenden, z. B. die Wirkungen eines Stockschnupfens oder eines fehlenden Zahnes auf die Hervorbringung der Laute. Und dies ist nicht der einzige Unterschied. Die Lautphysiologie hat es mit dem Laute zu thun, wie er jeweilig von und in den Sprachwerkzeugen gebildet und vom **Ohr** vernommen wird; in ihrem Sinne bringt also die geringste Änderung in der Stellung und Bewegung der Sprachorgane einen anderen Laut hervor. Das ist von ihrem Standpunkte aus berechtigt und nothwendig. Die Sprache aber, und wäre es die kleinste Mundart, unterscheidet nur eine bestimmte Anzahl von Lauten, die sich zu den lautlichen Einzelercheinungen verhalten wie Arten zu Individuen, wie [34] Kreise zu Punkten; sie zieht die Grenzen weiter oder enger, immer aber duldet sie einen gewissen Spielraum. Nicht Alle, die die Mundart richtig sprechen, sprechen den nämlichen Laut genau auf dieselbe Weise aus, ja man darf zweifeln, ob es der Einzelne immer thue. Es handle sich um das Wort „Thee“. Der Leser frage sich, ob er, so oft er es ausspricht, allemal das Vorderende der Zunge gleich spitz oder breit macht, ob er es allemal genau an der nämlichen Stelle der Zähne oder des Gaumens anlegt, ob er allemal genau einen gleichstarken Luftstrom verwendet u. s. w. Hat er gelernt, in solchen Dingen scharf zu beobachten, so wird er wahrscheinlich kleine Schwankungen wahrnehmen. Nun aber weiss er, und bestätigt ihm der Sprachforscher, dass er immer dasselbe Wort, und dass er es immer richtig ausgesprochen hat; der Phone-

Ohre
1891

maass-
gebend
1891

tiker hingegen wird ihm nachweisen, dass es im physiologischen Sinne verschiedene Einzellaute waren. Natürlich gilt dies erst recht, wenn dasselbe Wort von verschiedenen Leuten [34] ausgesprochen wird, seien es auch Angehörige derselben Landschaft oder Gemeinde. Das Sprachgefühl, das für uns **maassgebend** ist, macht da keinen Unterschied, es erkennt jede Art der heimischen Lautbildung für gleich richtig an, weiss aber recht wohl die in seinem Sinne fremdartige Aussprache zu erkennen.

Bekanntlich verhalten sich die Sprachen in Rücksicht auf die Lautunterscheidung und die Schärfe der Articulation sehr mannichfaltig. Die Polynesier besitzen ausser den fünf Vocalen *a, e, i, o, u* nur acht bis zehn unterschiedene Consonanten; die alten Inder erkannten im Sanskrit deren 35 oder (mit *jihvāmūliya* und *upad'mānīya*) 37; die Abhasen im Kaukasus kennen deren 49. Und doch sind diese Zahlen, so vielsagend sie scheinen mögen, noch immer das Äusserlichste. Welche Laute besitzt die Mundart? Ich erinnere an die Gutturale, Aspiraten und Fricativen der Semiten, der Kaukasier und vieler amerikanischer Indianerstämme, an die Zischlaute und Jodirungen der Slaven, an die Schnalzer der Hottentotten, Buschmänner und ihrer kaffrischen Nachbarn. Wie häufig oder selten kommen die einzelnen Laute vor? Man denke an die *e* und *n*, die im Deutschen, an die *i* und *s*, die im Lateinischen vorherrschen, an die statistischen Nachweise in WHITNEY's Sanskrit-Grammatik. Ferner: welche Gesetze und Neigungen ergeben sich in Rücksicht auf die Lautvertheilung im Worte? Man denke an die Hiaten in den polynesischen Sprachen, an die Sandhigesetze im Sanskrit, an die Consonantenhäufungen im Altthibetischen, im Georgischen, im Selish (Kallispel) u. s. w., an die gefällige Vertheilung der Vocale und Consonanten im Italienischen, im Hausa und in vielen malaischen und kongo-kaffrischen Sprachen, an Sprachen, die nur vocalischen Auslaut dulden, wie das Altslavische und Altjapanische, oder die daneben noch Nasale gestatten, wie die kongo-kaffrischen Sprachen und das Mandschu, – dann wieder an die seltsame Vorliebe der melanesischen Annatom (Aneiteum-) **Insulaner, ja auch der Basken und der Berbervölker**, für [35] vocalischen Anlaut. Und wie vielerlei bedingt sonst noch den Klangcharakter einer Sprache oder Mundart! Die ruhige Lippenhaltung des Engländers, die gutturale Lautbildung des Holländers und Schweizers, die Betonung der vorletzten Silbe im Polnischen, Malaischen u. s. w., die der ersten im Czechischen und den finnischen Sprachen, die der letzten im Türkischen und Mongolischen, der hüpfende Tonfall der baltischen Deutschen, das „Singen“ der Thüringer, kurz so und so viele Dinge, die wir unter dem französischen Namen *accent* zusammenzufassen pflegen.

[35]

Insulaner
1891

§. 2. a. *Phonetische Schulung.*

Eine gewisse Ausbildung des Sprach- und Gehörorganes ist wohl für jeden erreichbar und auf alle Fälle jedem Sprachforscher zu empfehlen.

Erstens nämlich hat er es mit fremden Lauten zu thun, die er sich am besten merkt, wenn er sie sich vorstellen und selbst hervorbringen kann. Je mehr Sinne zusammenwirken, desto leichter verrichtet das Gedächtniss seinen Dienst. Die Buchstaben eines fremden Alphabetes, die Häkchen, Pünktchen und Strichelchen unsrer phonetischen Schriftsysteme verwechselt man nur zu leicht, wenn man nicht scharf unterschiedene Gehörvorstellungen mit ihnen verbindet.

Zweitens kann man die mechanischen Vorgänge beim Lautwandel nicht besser verstehen, als wenn man sie selbst darstellen und somit an sich selber erleben kann. Was die Münder unzähliger Generationen zu Wege gebracht haben, das kann sich, wenn wir verständnissvoll experimentiren, rasch in unseren eigenen Sprachorganen vollziehen; und wo uns die Urkunden gewisse Hauptstationen, oder auch nur die Anfangs- und Endpunkte lautlicher Entwicklungen bezeugen, da tritt uns nun der Hergang in seiner ununterbrochenen Allmählichkeit vor die Sinne.

Endlich drittens wird das systematische Studium lautphysiologischer Werke dem am leichtesten, der mit einem Vorrathe eigener Erfahrungen an dasselbe herantritt.

es
1891

Man bildet sich nur zu leicht ein, zu einer Sprache gehöre nicht viel mehr, als was man schwarz auf weiss auf dem Papiere findet. Nein, Alles gehört zu ihr, was bei der Rede in und mit den Sprachwerkzeugen geschieht: Rhythmus und Tonfall (Singen, Eintönigkeit, Breite oder Schärfe) des Vortrages, aber auch die Haltung des Mundes, breit oder spitz gezogene Lippen, vorgeschobener Unterkiefer, schlaffes, verschnupftes Gaumensegel u. s. w. Das mag individuell und beim Individuum nur vorübergehend sein, es kann aber auch zur Eigenthümlichkeit der Gaumundart, der Sprache eines ganzen Volkes gehören, und dann gehört es zur Sprachkunst, zur Sprachkunde, zur Sprachlehre.

geschieht,
1891

Es soll an dieser Stelle nicht eine Theorie der Phonetik vorgetragen, sondern nur angedeutet werden, wie jene praktische Aus- und Vorbildung zu erreichen sei. Es handelt sich um eine Gymnastik der Sprachorgane, die mit einer Schärfung des Gefühls- und Gehörsinnes Hand in Hand gehen wird: wir er||36||zeugen Laute und beobachten dabei, wie wir die einzelnen Sprachorgane bewegen, was wir dabei in ihnen empfinden, und was die Wirkung auf das Gehör ist. Dabei lernen wir allmählich unterscheiden, was uns anfangs ganz gleich vorkam.

Gehörs-
sinnes
1891

Die Gabe der Nachahmung ist für solche Zwecke recht schätzenswerth, und man sollte sie pflegen, soweit es die gute Sitte erlaubt. Alles was in unsrer Muttersprache als fehlerhaft erscheint, kann in einer [36] anderen nothwendig sein:

lispelndes Anstossen mit der Zunge, Näseln, Nuscheln, wie es Leute thuen, die mit der dicken Zunge an die Backenzähne anstossen, Muffeln, wie Einer, der redet, während er den Bissen im Munde hat, verschnupfte Lautbildung u. s. w. Leute, die einen **andern** Dialekt reden, Ausländer, die sich vergebens anstrengen die deutschen Laute hervorzubringen, sind gleichfalls gute Modelle. Man lernt bald genug diesen Modellen auf den Mund zu sehen und ahmt dann unwillkürlich ihre Haltung der Lippen und des Unterkiefers nach. Damit ist **schon oft** viel gewonnen, z. B. für die Aussprache des Englischen und mancher deutschen Dialekte. Auch die Stellung der Zähne und die Bewegungen der Zunge muss man zu beobachten und nachzumachen suchen, z. B. bei den beiden *th* der Engländer und den verschiedenen *r* und Zischlauten. Jedenfalls werden durch die Spielerei die Sprachwerkzeuge geschmeidig, und die Beobachtungsgabe gesteigert. Es kommt ganz von selbst, dass man auch bezeichnende Redewendungen und Gedankenverknüpfungen seines Vorbildes mit nachbildet, und alles das kommt der sprachwissenschaftlichen Befähigung zugute. In keiner Wissenschaft spielt die Reproduktion eine wichtigere Rolle, als in der unseren.

Näher schon der eigentlich lautwissenschaftlichen Arbeit liegen freie Versuche, deren einige ich hier beschreiben will.

1. Man versuche denselben Laut mit verschiedener Stellung der Sprachwerkzeuge hervorzubringen: *o* und *u* mit mehr oder minder gerundeten Lippen, die Gutturale *k*, *g*, *ch* (in „machen“), *ŋ* (=ng in „Ding“) soweit hinten in der Kehle als möglich, und allmählich möglichst weit vorwärts weiterschreitend; ebenso die Dentale *t*, *d*, *n* und die Zischlaute *s*, *z* (= weich *s*), *š* (= sch), *ž* (= französisch *j*), *tš*, *dž*, sowie *l*, in zwei Reihen, erstens die Zungenspitze nach dem weichen Gaumen zurückbiegend und dann schrittweise vorwärts bis zwischen die Vorderzähne rücken lassend, – zweitens die Zungenspitze möglichst weit hinten an die Backenzähne anlegend und dann allmählich auf dem seitlichen Wege vorwärtsschiebend; dasselbe wiederhole man mit mehr oder minder zugespitzter oder breiter Zunge; *f* und *w* erst mit beiden Lippen (bilabial), dann durch Berührung der Unterlippe und der Oberzähne (labiodental). **Lässt man beim *l* die Zungenspitze den Gaumen etwas weiter hinten berühren und die Luft zu beiden Seiten der Zunge durchströmen, so gewinnt man einen Laut, der dem *chl* in „weichlich“, dem *lch* in „welcher“ einigermaßen ähnelt, – das welsche *ll*.**

||37||

2. Man spreche die Vocalreihen *a*, *ä*, *e*, *i*, – *a*, *ā*, *o*, *u*, – *a*, *ö*, *ü*, *i* ohne Absatz wie eine Art langer Diphthongen und beobachte, wie [37] sich dabei die Mundstellung allmählich verändert und wie das Ohr dabei eine Reihe unzähliger, winzig verschiedener Klänge vernimmt. **Was man Lautverschiebungen nennt, sind**

ursprünglich nichts weiter, als solche Verschiebungen in der Stellung der Sprachorgane, die natürlich die akustischen Wirkungen beeinflussen. In der Sprachgeschichte mögen sie Jahrhunderte gebrauchen, ehe sie wahrnehmbar werden; mittels des Experimentes kann man sie sich in wenigen Minuten vollziehen sehn.

3. Man bringe die Sprachwerkzeuge in die Lage, die für einen bestimmten Laut passt, und nun bemühe man sich einen beliebigen anderen Laut hervorzubringen, thue z. B., als ob man *u* sprechen wollte, und versuche dann ein *i* auszusprechen oder umgekehrt, forme die Lippen zum *w* oder *f* und strenge sich dann an, etwas wie ein *s*, *š* oder *h* herauszubringen u. s. w. Die verschiedenen *r* sind vielleicht auf diese Weise am leichtesten zu lernen. Benachbarte Laute, d. h. solche mit verwandter Mundstellung, gehen vermöge der Lautverschiebung leicht ineinander über. Auf neue, seltsame Laute muss man immer gefasst sein. Ein Labiodental, eine Art *tp* oder *pt*, wobei die Zunge zwischen den Zähnen hindurch die Oberlippe berührt, findet sich in der Tangoa-Sprache von Espiritu Santo, einer Insel der Neuen Hebriden. Bei homerischem *πτόλις*, *πτόλεμος* möchte man an etwas Ähnliches denken. (S. H. RAY in Bydr. tot de Taal-, L- en Volkenk. van Nederl. Indië, V. Volgr. VII. D. pag. 708.)

4. Man spreche oft und schnell hintereinander einen Consonanten zwischen zwei *i* oder zwei *u* und beobachte, wie der Consonant dabei etwas von der Eigenart jener Vocale annimmt und wohl schliesslich auch für das ungeübte Ohr ein ganz anderer wird. *ikī* zu *itsī*, *itī* zu *itsī* oder *itsī*, *ūkū* zu *ūkfū* oder Ähnlichem. Eine andere, doch verwandte Beobachtung kann man machen, wenn man *a* und *i* mit einem dazwischen gefügten Doppelconsonanten rasch hintereinander ausspricht: *alli*, *anni* werden dann wohl zu *allyi*, *annyi* und schliesslich zu *aillyi*, *ainnyi*, *aiyi*, *ai*, – *ammu* etwa zu *ommu*. Ähnlich mit *a* oder *i* zwischen zwei Labialen: *wap*, *bam*, *wip*, *bim* werden sich bald in etwas wie *wop*, *bom*, *wüp*, *büm* verwandeln. Alles dies erreicht man natürlich nur, wenn man sich gehen lässt, das heisst der Bequemlichkeit nachgiebt. Diese übt aber in den Sprachen eine grosse Macht.

aillyi,
1901
Ähnlich
1891

5. Man halte beide Ohren zu, spreche verschiedene Laute und beobachte, bei welchen Lauten die Ohren dröhnen und bei welchen nicht.

6. Lehrreich in ihrer Art sind auch zungenbrechende Sätze wie: „Fischer’s Fritz frisst frische Fische“, – „sechs und sechszig Schock sächsische Schuhzwecken“, – „wenn der Kottbuser Postkutscher mit der Kottbuser Postkutsche nach Putbus fährt, fährt der Putbuser Postkutscher mit der Putbuser Post||38||kutsche nach Kottbus“, – „in Ulm, um Ulm und um Ulm herum“, – „keine kleinen Kinder können keine kleinen Kirschkerne knacken“ u. s. w. Die Fehler, die man dabei im raschen Nachsprechen macht, sind vorbildlich für manche Erscheinungen des

geschichtlichen Lautwandels. In der Übereilung vertauscht die Zunge die Laute, und der Fehler, wenn er bequem ist, kann zur Regel werden. So spanisch *olvidar*, vergessen, = *oblitare*, *milagro* = *miraculum*, *perigro* = *periculum*.

7. Ähnliche Beobachtungen mechanischer Lautverschiebungen kann man machen, wenn man Wörter mit harten Consonantenverbindungen oder mit Hiaten rasch und wiederholt ausspricht: Ausschnitt wird zu Au|38|schnitt, entfernt: empfernt*, – etwas: eppas, eppes, haben wir: hammir u. s. w. Ferner: zuerst: zuwerst, zwerst, – beordnen: beijornn u. s. w. Unsere Volksmundarten bieten dessen Beispiele die Hülle und Fülle. Es sind das Fälle der sogenannten Euphonik, tatsächlich Äusserungen der Trägheit und Flüchtigkeit; dem Munde wird Arbeit erspart, aber die Lautbilder werden verwischt.

8. So, durch eine Art Zimmerymnastik vorbereitet, mag man an das Studium eines lautphysiologischen Werkes gehen; man wird es um so leichter verstehen, je mehr Selbsterlebtem man darin begegnet.†

Mit der Ausbildung der Lautphysiologie ging die Aufstellung verschiedener phonetischer Schriftsysteme Hand in Hand. Unter diesen hat LEPSIUS' s. g. Standard-Alphabet die weiteste Verbreitung gefunden und darum für den Sprachforscher besonderen praktischen Werth. Die Menge seiner diakritischen Zeichen über und unter der Linie ist beim Lesen und Schreiben einigermassen störend, und in systematischer Hinsicht ist es durch neuere Versuche weit überholt. Seine Lücken lassen sich aber nach Bedarf durch Hinzufügung neuer Unterscheidungszeichen oder Zeichencombinationen ausfüllen, und so wird man einstweilen gut thun, es für sprachwissenschaftliche Zwecke, wozu eben die lautphysiologischen nicht gehören –, beizubehalten. F. TECHMER, *Phonetik*, 2 Bde., Leipzig 1880, hat ein nachmals noch verbessertes Zeichensystem aufgestellt, dessen wissenschaftliche Vorzüge in Fachkreisen wohl anerkannt werden. Die von ihm redigirte Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft bedient sich dieser Schrift, die somit vielleicht bestimmt ist, mit der Zeit die Lepsius'sche zu verdrängen. Wenig bequem zu schreiben ist freilich auch sie, aber reichhaltig, nicht allzuschwer erlernbar und wohl in jeder Druckerei ohne Beschaffung neuer Typen darzustellen.

Zusatz. Es wäre Pedanterie, jede alphabetlose Sprache ein- für allemal mit irgend einem phonetischen Alphabete schreiben zu wollen. Ein solches dient ||39|| einestheils als eine Art Generalnenner, mit Hülfe dessen sich die Lautwesen verschiedener Sprachen oder Mundarten bequem vergleichen, andernteils als Mit-

*Vgl. empfinden, empfehlen, empfangen. Woher aber die Inconsequenz?

† Als erstes Lehrmittel dieser Art dürfte SIEVERS' *Phonetik* zu empfehlen sein wegen der schonenden, allmählichen Art, wie es den Anfänger in die neuen Vorstellungen einführt.

§. 3. b. Psychologische Schulung.

tel, um die Laute einer noch unbekannten Sprache aus dem Munde der Eingeborenen aufzuzeichnen. Handelt es sich um einzelne Sprachen, so vertheilt man die Buchstaben des Alphabetes so, dass sie den Lautwerth möglichst annähernd anzeigen, und ver[39]mehrt sie nach Bedürfniss durch Hinzufügung diakritischer Zeichen. Bei Sprachen mit eigener Lautschrift substituirt man in gleicher Weise den einheimischen Buchstaben lateinische, mit oder ohne diakritische Zuthaten, sodass die Rückumschreibung ohne weiteres möglich ist. Handelt es sich aber um eine Mundart, die von der einheimischen Rechtschreibung abweicht, so liegt natürlich die Sache so, als wenn keine einheimische Lautschrift vorhanden wäre. Wo endlich schon von Anderen leidlich brauchbare Schreibweisen eingeführt sind, da halte man sich möglichst an diese. Das gilt namentlich oft von den Arbeiten der Missionare.

Rück-
Umschrei-
bung
1891
Weiteres
1891

§. 3.

b. Psychologische Schulung.

Viel wichtiger, mächtiger als das physische Moment ist das psychische. Ja, tatsächlich hatten wir es schon vorhin, als wir von jenen Nachlässigkeiten in der Lautbildung sprachen, mit Dingen zu thun, die zur Hälfte seelischen Ursprungs waren. Warum etwas bequem ist, erklärte die Mechanik; warum man aber dieser Bequemlichkeit jetzt nachgiebt, jetzt entsagt, darüber kann nur die Psychologie Aufschluss geben. Ich weiss nicht, ob ich es den angehenden Sprachforschern empfehlen soll, sich lange beim systematischen Studium dieser Wissenschaft aufzuhalten. Ich für meinen Theil bedauere, dass ich für diesen Theil der Philosophie nie viel Ausdauer gehabt und meinen Bedarf an Seelenkunde mehr aus der Praxis des Lebens und aus feinsinnigen Charakterschilderungen bezogen habe, als aus den Theorien fachgelehrter Psychologen. Doch das man individuell sein; Andere haben meines Wissens solchen Studien mehr Genuss und Gewinn zu verdanken gehabt.

Die Sprache ist unmittelbarster Ausfluss der Seele, ihre wichtigsten Erscheinungen können nur aus seelischen Vorgängen erklärt werden. Und wie wunderbar sind oft diese Vorgänge! Unsere anerzogene Schullogik steht ihnen rathlos gegenüber; erklären kann sie die Sprünge des naiven Geistes nicht, höchstens sie beobachten, tadeln und bändigen. Dieser naive Geist nun hat an der Sprachbildung weit mehr Antheil, als der logisch geschulte. Ganz ungeschult, ganz zuchtlos bleibt aber auch er nicht; im fortwährenden Verkehre mit Seinesgleichen hat er gewisse Gewohnheiten angenommen, gewisse Absonderlichkeiten abgestreift: der Geist des Einzelnen musste sich dem Volksgeiste fügen, ||40|| um sich mit ihm

Die
Sprache...
[kein neuer
Absatz]
1891

freiesten
1891

zu verständigen. Noch am **Freiesten** mögen sich Gedanke und Rede bei begabten Kindern gestalten, und der Genialität mag es gelingen, etwas von jener Freiheit zu behaupten oder zurückzuerobern; die grosse Masse aber schlendert auf dem Wege der Gewohnheit fort. Man kann diesen Weg glatt und fest treten, – das thuen wir Alle. Man kann ihn verengen oder verbreitern, – verlassen aber kann man ihn nicht. Es ist mit ihm wie mit jenen Richtsteigen, jenen wilden Wegen, die quer durch die Wiesen und Wälder führen: seit Jahrhunderten sind sie begangen worden, jeder Fussgänger glaubte in die Stapfen seines Vorgängers zu treten, und doch wich Jeder ein wenig ab, frühere Fussspuren verrassen, neue werden breitgetreten, der Pfad ist nie verlassen worden, allein er ist heute ganz anders, als er vor Jahrhunderten war.

Wir haben da einen Blick gethan hinüber nach der Sprachgeschichte. Und doch sind wir unsrer Sache näher als es scheint; denn die Gewohn|40|heit beherrscht die Seele, wie sie von der Seele erzeugt ist. Das Interessante liegt eben darin, dass sie in den verschiedenen Sprachen so verschiedene Wege eingeschlagen hat, scheinbar launenhaft, zufällig, denn die Gründe, warum sie gerade hier so, dort anders verfahren ist, werden meist unenthüllt bleiben. Genug vorerst, wenn wir ihren Launen verständnissvoll entgegenkommen.

sehen;
1891

Man sagt, jede Sprache, die wir uns aneignen, eröffne uns eine neue Welt. In der That ist es immer die alte Welt, die wir **sehen**: aber wir erblicken sie mit anderen Augen, in anderer Beleuchtung. Darum fallen uns jetzt Dinge auf, die wir vorher nicht sahen, entschwinden andere, die wir zu sehen gewohnt waren, unsern Blicken, und die Dinge scheinen sich nach anderen Gesetzen mit anderen Banden zu verknüpfen, als vordem. Darum scheint uns nun die Welt neu. Ein Geograph hat gesagt: **Terram** mente peragro; der Sprachforscher aber darf von sich sagen: **Mentes** mente peragro. Wem es gegeben ist, sich in Anderer Seelen hinein zu versenken, der mag ähnlich wechselreicher Schauspiele geniessen wie der Erdumsegler; denn jede Seele baut sich ihre eigene Welt auf, eine Welt weit oder eng, geordnet oder wüst, bunt und belebt oder fahl und starr.

terram
1891
mentes
1891

Schon das ist interessant, wie der sprachschaffende Geist sich beholfen hat, um den Dingen Namen zu geben. Jede neue Vorstellung setzt ihm eine neue Aufgabe: wie wird er sie lösen? Nur beispielsweise sollen hier einige der sich bietenden Mittel aufgeführt werden.

1. Das Naivste ist es gewiss, wenn das Ding schlechtweg nach einem anderen, ihm ähnlichen benannt wird, – die Ähnlichkeit mag dem gebildeten Geiste schwer genug einleuchten. Der Fleischer nennt den blätterförmigen Magen der Wiederkäuer den **K a l e n d e r**. Der Vergleich mit einem Buche ist recht treffend, aber es muss nun gerade das Buch sein, worin der gemeine Mann am meisten

liest. Schwerer wird es einleuchten, warum die Bergleute ||41|| eine Art Karren den Hund, die Fuhrleute eine gewisse Vorrichtung an den Lastwagen den Hasen, Maurer und Zimmerer die vierbeinigen Gestelle Böcke genannt haben. Kaum besser ist es, wenn die Zeichner ihren Pantographen mit dem Storchschnabel vergleichen; die Franzosen nennen ihn, den beweglichen, nachbildenden, mit doppelsinnigem Witze den Affen, *le singe*. Schulmeistern, Censuren ertheilen soll man aber hier sowenig wie anderwärts, wo es sich um freie Erzeugnisse des Mutterwitzes handelt. Das |41| jedoch mag hervorgehoben werden, wie gern wir unsre Vergleiche der Thierwelt entlehnen. Von den Schimpf- und Kosenamen will ich schweigen; Erwähnung verdienen aber noch aus der Schaar der Geräthe der Fuchsschwanz des Tischlers, der Rattenschwanz des Schlossers, der Schwanenhals des Fuchsfängers, das Kuhbein des Soldaten, der Fliegenkopf und die Gänsefüßchen des Setzers, der Hahn am Gewehre, die Eselsohren in den Büchern, die Ochsenaugen, *yeux de boeuf*, an der Laterne, und der Esel, auf dem der Schreiber vor seinem Pulte reitet. Den Leichdorn nennen wir auch Hühnerauge, **ebenso die Magyaren: tyúkszem**, der Holländer Elsterauge, *eksteroog*, der Mandschu Fischauge, *nimaha yasa*, **ebenso der Japaner: iwo-no-me**, **dagegen der Lette: Froschaug**, *wardazs*. Theile des menschlichen oder thierischen Körpers werden gern auf Theile anderer Gegenstände übertragen: der Berg hat Fuss und Rücken, in Spanien, wo Glimmerschieferfelsen die Höhen krönen, auch Backenzähne, *muelas*; der Hobel hat Nase und Mund, der Topf Bauch und Schnauze, der Hebel Arme, die Waage eine Zunge. Augen zählt man im **Kartenspiele; der Japaner zählt sie in seinem Brettspiele Go: da sind es die eroberten freien Punkte**. Der Türke nennt den feinsten Tabak, der in die Mitte der Kiste verpackt zu sein pflegt, *gyöbek*, den Nabel, daher angeblich *Dubec*. – Hier überall zeigt sich eine vorwiegend phantastische Richtung des Geistes, der sich bei der Benennung der Dinge lieber an noch so entfernte Ähnlichkeiten, lieber an den Schein hält, als an das Wesen, und der dann wohl wieder, Mythen schaffend, dem Scheine ein Wesen, dem Namen eine Geschichte andichtet.

yasa.
1891
iwo-no-me,
1901

Kartenspiele, –
auf der
Suppe lässt
man sie
ungezählt.
1891

2. In den bisherigen Beispielen wurde ohne Weiteres eine Vorstellung auf die andere übertragen. Bedächtiger ist man da verfahren, wo man sich eines unterscheidenden Zusatzes bedient hat. Als die Römer den Elephanten kennen lernten, nannten sie ihn den libyschen Ochsen, *bos libycus*. Die Algonkinvölker haben das Pferd den grossen Hund, *mistātim*, getauft, die Chinesen der Hafenplätze in ihrem Pitchen-Englisch das Klavier: den Singsangkasten, *singsongbox*. Deutsche Wörter wie Meerschwein, Heupferd, Seehund, Hirschkäfer, Blumenkelch, Bierhobel, Kielschwein, Kehreule, Wetterhahn, Windhose u. s. w. gehören hierher, so verschieden sich sonst die Glieder der Zusammensetzung zu einander verhalten.

Die Namen für nahe Verwandtschaftsgrade und für dienstliche Verhältnisse ||42|| werden von manchen Völkern gern auch auf Unbelebtes übertragen. Wir selbst haben Wörter gebildet wie Vater- und Mutterschraube, |42| Schwesterstadt, Stiefelknecht; den Tisch neben dem Bette nennen wir wohl den Kammerdiener, wie der Tischler das Stützgestell neben der Hobelbank den Gehülften nennt. *Ānaq pānah*, Kind des Bogens, heisst bei den Malaien der Pfeil, *ānaq līdah*, Kind der Zunge, das Zäpfchen. Auch die Siamesen bezeichnen den Pfeil als Kind des Bogens, *luk sōr*; ihren Hauptstrom nennen sie: Mutter des Wassers, *mē nā* (Menam). In neuchinesischen Zusammensetzungen bedeutet *tsī*, Sohn, Kind: das Kleine; es ist eine Art Diminutivsuffix, das oft die einfachen, einsylbigen Substantive verdrängt hat und so selbst nachgerade als blosses Substantivzeichen dient: statt *tšuāng*, Säule, sagt man *tšuāng-tsī*, Säulenkid, Säulchen = Säule. Sinnig nennen die Chinesen den grämlichen, kopfschüttelnden Bären *šan-laò*, den Bergalten, und die neckische, geschwätzig Schwalbe, das Himmelsmädchen, *t'ien-niū*. So eng verwandt sind Witz und Poesie der Wortschöpfung, – ein fruchtbares Elternpaar!

Auch hier spielen natürlich die Körpertheile eine wichtige Rolle. Der Berg hat Rücken, Fuss, wohl auch Hörner und Nasen. Was wir Mündung, –*münde* eines Flusses nennen, heisst bei den Romanen kurzweg der Mund. Weit verbreitet ist es, die Quelle als Auge des Wassers zu beschreiben. So thuen es die Semiten, so die Siamesen: *tā nām*, so die Tibeter: *ču-mig*, so die Malaien: *māta āyer*, die Fidschiinsulaner: *mata ni wai*, – und dann wieder in Afrika die Saho: *lai-t inti*, die Nubier: *essi-n mīssi*, die Temne: *ra-for ra m'antr* u. s. w. Der Vergleich muss doch dem naiven Geist recht nahe liegen. Schön ist der malaische Name der Sonne: *māta hāri*, Auge des Tages.

3. Daran reihen sich nun vergleichende Redensarten und redensartliche Vergleiche: stumm wie ein Fisch, arm wie eine Kirchenmaus, reissen wie Schafleder, ein Gesicht wie acht Tage Regenwetter, oder als hätten Einem die Hühner die Butter vom Brode **weggefressen**. Bekanntlich sind viele dieser Vergleiche zu festen Zusammensetzungen geworden: blitzblau, kohlraben-pechschwarz, brettnageldumm, **Affenliebe**, und ein Wetter, „bei dem man keinen Hund auf die Strasse jagen mag“, hat man ein Hundewetter genannt; doch mag hier der Zusatz Hund bloss schimpfende Bedeutung haben, wie ein anderer Thiername in einer noch derberen Bezeichnung schlechten Wetters.

Gebilde wie die eben aufgeführten liegen so zu sagen auf der Oberfläche. Sie sind völlig frei, werden täglich gemacht, und nicht allemal ist es leicht einzusehen, wie sich „Verdienst und Glück verkettet“ haben, um einzelne dieser Schöpfungen in allgemeine Aufnahme zu bringen. Was uns aber hier vor Allem inter-

tsī,
1891

tšuāng-tsī,
1891

t'ien-niū.
1891

Japaner
1901

gefressen.
1891

Affenliebe;
1891

§. 3. b. Psychologische Schulung.

essirt, ist dies: weil sie frei sind, darum fallen die in ihnen enthaltenen Vergleiche ohne Weiteres auf, – sie liegen eben zu Tage.

4. Jetzt steigen wir eine Schicht tiefer. Die grosse Mehrzahl unsrer Wörter ||43|| für mehr geistige Vorstellungen und Begriffe ist durch Übertragung von Körperlichem gebildet. Im Geiste stelle ich etwas vor mich hin, dass ich es betrachten kann, – ich stelle es mir vor. Es steht mir, dem Betrachtenden, gegenüber, – es ist mein Gegenstand. Im Geiste erfasse, beherrsche ich diesen Gegenstand, – ich begreife ihn. [43] Gar nichts Ungewöhnliches sind Sätze wie die folgenden: „A. fuhr auf, machte dem B. die bittersten Vorwürfe, widerlegte seine Einwendungen mit den gewichtigsten Gründen“ u. s. w. Wenn man, z. B. in einem Zeitungsartikel, alle bildlichen Ausdrücke dieser Art unterstreicht, so wird man über das Ergebniss erstaunen; denn in der Regel fällt uns hier das Bildliche gar nicht mehr auf: es liegt unter der Oberfläche.

Und nun beachte man, woher Alles die Bilder entlehnt sind. Es handle sich um Gemüthszustände: da leiht die Musik die Stimmung, – das Wetter Wärme, Kälte, Wetterwendigkeit, Schwüle, Trockenheit, – das Licht Klarheit, Rosenfarbe, Betrübniß, – der Stoff Festigkeit, Härte, Schwere und ihr Gegentheil, das Kochen, Gähren, Aufbrausen u. s. w., – der Geschmack Bitterkeit, Säure, Herbheit. Seltener auch, wie die verschiedenartigsten, im Grunde widersprechendsten Prädicate zusammen an eine Deichsel gespannt werden können. Erzählte Jemand, ein Vortrag sei trocken, recht wässrig, dabei durchaus nicht fließend gewesen: so würde sich Mancher besinnen, ob hier Witz oder Dummheit die Worte zusammengereiht habe, und Mancher würde wohl gar nichts Auffälliges dabei bemerken.

Vom Sprachforscher ist es nun aber zu verlangen, dass er auf alle solche Erscheinungen seine Sinnen schärfe, und dazu bietet ihm die Muttersprache und der tägliche Verkehr Gelegenheit die Hülle und Fülle. Auch geht ihn keineswegs nur das Richtige, Erlaubte an, sondern auch das Fehlerhafte ist für ihn wichtig, die *lapsus linguae, calami, mentis*, besser: die Denkfehler, auf denen die Rede- und Schreibfehler beruhen.

Im Verhältniss zur Rede geht das Denken so schnell von statten, dass der Gedanke den Worten nicht Schritt auf Schritt folgen mag, sondern im besten Falle um sie herum schweift, wie ein flinker Hund um seinen Herrn: jetzt eine Strecke voraus, jetzt ein Stück zurück, jetzt links oder rechts querfeldein. Nur eben ist die Rede nicht Herrin sondern Dienerin, und es kann ihr geschehen, dass sie durch die Kreuz- und Quersprünge des Gedankens vom Wege abgelenkt wird. So geschieht es denn, dass man aus der Construction fällt, sich verirrt, vom Gegenstande abkommt, sich wiederholt oder vorgreift. Von Anfang an war der Rede

Tausendste.“
1891

Ziel und Marschroute vorgezeichnet; der Geist aber, der sie umschwärmt, lässt sich nur zu gern in seinem Laufe von Ursachen leiten, statt von Zwecken. Jene Ursachen sind Ideenassociationen: eine Vor[44]stellung führt zur anderen, und man geräth „vom Hundertsten auf’s Tausendste“. Gerade hierin äussert sich die geistige Eigenart und die jeweilige Stimmung der Menschen. Unsre Seele gleicht ||44|| nicht ganz dem musikalischen Instrumente, bei dem jede Saite gleichstark mithallt, wenn ein verwandter Ton angeschlagen wird: das Eine findet bei ihr lebhafteren, das Andere matteren Anklang, Manches lässt sie ganz gleichgültig; – dort genügt die leiseste Hindeutung, eine zufällige Berührung, um sie zu erregen, hier verhält sie sich wie ein Tauber, dem man umsonst in die Ohren schreien mag. Es giebt Anziehungskräfte, denen der sich selbst überlassene Geist, sobald er in ihren Bereich kommt, folgen muss, wie der schwimmende Magnet dem Eisen. Auch in der Verkettung der Vorstellungen und Gedanken waltet Sympathie, Apathie, vielleicht auch Antipathie.

Was nun von den einzelnen Menschen, das gilt auch von den Völkern, was von den einzelnen Reden, das gilt auch von den Sprachen: hier sind diese, dort jene Associationen bevorzugt; andere Ideen verknüpft der mythenbildende Arier mit den Erscheinungen der Natur, andere der nüchtern verständige Chinese. Und weiter: was von den Dingen, den Vorstellungen und Begriffen gilt, das gilt auch von ihren sprachlichen Ausdrücken, den Wörtern und Formen.

Auch dem Vergleichbares finden wir in nächster Nähe. Geschlecht, Alter, Beruf des Menschen, die Umgebung, in die er gestellt ist, beeinflussen seine Denkgewohnheiten. Wo der Volkshumor die Berufsarten zur Zielscheibe wählt, da hält er sich mit Vorliebe an ihre geistigen Einseitigkeiten und deren lächerliche Wirkungen. Auf niederer Culturstufe aber vertheilen sich die Berufsarten völkerweise: wir haben Jäger-, Fischer-, Hirtenvölker u. s. w. – genug bei ihnen, wenn Priester und Zauberer und allenfalls noch Schmiede oder Töpfer besondere Classen bilden. Bei uns mildern sich doch die Einseitigkeiten durch den Verkehr der verschiedenen Stände und durch die Schulbildung; das fehlt aber dort, und so begreifen wir es, wenn ihre Sprachen den bevorzugten Denkrichtungen gefolgt, das heisst mehr oder weniger einseitig ausgebildet sind.

Ich erwähnte vorhin die Sprachfehler, die wir selbst oft genug in der Übereilung machen, und die wir in den Reden der Kinder und Ungebildeten hören: falsche Constructionen, falsche Formbildungen u. s. w. Der Norddeutsche verwechselt Dativ und Accusativ, in Österreich hört [45] man: gefurchten, gewünschen, statt gefürchtet, gewünscht, – in Schwaben: gedenkt, statt gedacht, – in Hannover gelegentlich: verstoehen, statt versteckt; bei Kindern geschieht dergleichen allerwärts, und überall reden wir von grammatischen Fehlern. Allein jene gram-

matischen Veränderungen, die keiner Sprache erspart bleiben, was waren sie ursprünglich anderes, als grammatische Fehler? **Unsere** Altvordern unterschieden noch scharf zwischen transitiven und intransitiven Verben; wie „gesetzt“ und „gessen“, so standen bei ihnen einander gegenüber: „gebrannt“ und „gebronnen“, „verderbt“ und „verdorben“. Heute sagt und schreibt man unbedenklich: „er frug“, statt: er fragte. Der aber zuerst so gesagt hat, der hat falsch gesprochen, gerade so falsch, wie ein **Kind**, das etwa sagt: Ich habe **[45]** die Tasse ausgetrinkt. Man versteht, wie das Kind dazu kommt, die leicht bildbare Form der schwachen Verba über Gebühr auszudehnen; und wiederum versteht man es, warum etwa ein ungebildeter Norddeutscher sagt „gewunken“ statt „gewinkt“. In beiden Fällen hat die Analogie gewirkt. Schwerer begreift man, warum ein Theil der Fehler nachträglich durch den allgemeinen Gebrauch geheiligt wird, der andere nicht. Und doch bietet auch hierfür eine Jedem zugängliche Erfahrung Anhalt. Ich erinnere an den Ausdruck „bei Muttern“, der sich während der Kriegsjahre 1870–1871 durch unser Heer und dann weiter durch Deutschland verbreitete. Bismarck's „Wurschtigkeit“ ist auf dem besten Wege, in den Wortschatz der Sprache aufgenommen zu werden; man liest es immer wieder in den Zeitungen, – wer weiss, wie bald es hier die entschuldigenden Anführungsstriche ablegen wird? Dort war es eine grosse Zeit, hier war es ein grosser Mann, der das Gassenmässige salonfähig machte. Die Geschichte der geflügelten Worte ist für unsre Wissenschaft gar bedeutsam; ihr Motto könnte das **Sprichwort** sein: Kleine Ursachen, grosse Wirkungen. Es sind von grossen Männern grosse Worte gesprochen worden, die nur bei Wenigen Wiederklang gefunden haben; und Plattheiten, Alltäglichkeiten konnten zur Verewigung gelangen.

Unsre
1891

Kind
1891

Sprichwort
1891

Je enger, geschlossener ein Kreis ist, desto leichter wird in ihm der Einfall eines Einzelnen zum sprachlichen Gemeingute werden. Familien und Clubs haben ihre stehenden Redensarten und Witze, die Studenten und die verschiedenen Classen der fahrenden Leute, von den Schauspielern, Handlungsreisenden und Handwerksburschen bis hinab zu den Gaunern haben ihre Standessprachen, ihren *slang* oder *argot*. Grosse **[46]** Städte sind fruchtbare Brutstätten neuer Ausdrücke; denn je dichter die Menschen beisammenwohnen, desto mächtiger und schneller wirkt die Ansteckung, auch die geistige.

Das Schaffen führt naturgemäss zum Abschaffen: der neue Ausdruck, wenn er nicht auch einem neuen Begriffe dient, kann den früher üblichen verdrängen. Daneben giebt es aber noch ein wirklich conventionelles Abschaffen ganz anderer Art: ein harmloses Wort wird euphemistisch oder scherzweise statt eines anstössigen gebraucht; alle Welt kennt diesen Gebrauch, und nun gilt auch jenes Wort in der gesitteten Sprache für verpönt. Die englische Zimpferlichkeit

hat einen wahren *index verborum prohibitorum* aufgestellt. Nicht viel anders ist es, wenn bei den Polynesiern der Machtspruch eines Häuptlings oder Priesters ein beliebiges Wort ausser Umlauf setzen, und statt dessen ein anderes einführen kann.

Besondere Beachtung verdient die ungekünstelte Sprache des gemeinen Mannes, die, gerade weil sie so unbewusst natürlich aus der Seele hervorbricht, dem Beobachter eine Menge Geheimnisse verräth. Warum drückt sich der Mann jetzt so aus, jetzt anders? Warum sagt er jetzt: ein Haus bewohnen, ein Zimmer ||46|| betreten, einen Baum erklettern, – und jetzt wieder: in einem Hause wohnen, in ein Zimmer treten, auf einen Baum klettern? Was sollen jene **eingeschalteten** Hülfsörter und Redensarten, die seiner Sprache den Eindruck breiter Gemüthlichkeit, wohl auch träger Unschlüssigkeit verleihen? Wo die Wortstellung Freiheiten gestattet, was bestimmt ihn in seiner Wahl? Das Natürliche ist immer feiner als das Gemachte, die gewachsene Blume auf der Wiese ist feiner als die wächserne im Ladenfenster; und wer seine Muttersprache verständnissvoll handhaben will, der nehme auch einen Lehrkursus beim Kleinbürger, beim Bauern und Tagelöhner. Luther und Lessing sind des Zeugen. **Der Sprachforscher aber muss sich darin üben, jene Feinheiten zu erklären, das heisst ihre Unterschiede in Worten ausdrücken und wo möglich den Zusammenhang zwischen den Ausdrücken und ihren Bedeutungen nachzuweisen. Offenbar fängt er hier mit am Besten bei den Erscheinungen seiner Muttersprache an, die er ja am Genauesten kennen und am Richtigsten beurtheilen wird.**

Bei uns Culturmenschen wirken jeder sprachlichen Neuerung so uns sovieler **erhaltende** Kräfte entgegen: die Literatur, die uns an das Altberechtigte erinnert, Schule, Kirche, Behörden, die gewissen classischen Sprachmustern folgen, endlich ein grosser Theil unsrer Landsleute selbst, der nicht so gutwillig das Altge wohnte für ein Neues hergiebt. Nun denke man sich aber einen kleinen, vereinzelt Stamm Wilder, – man sollte meinen, da müsste die Sprache sich unglaublich schnell verändern. Das mag stellenweise der Fall sein, ist es aber gewiss nicht überall, |47| denn hier widerstrebt wohl den Neuerungen ein sehr starkes Beharrungsvermögen, eine *vis inertiae*.

Auch in unserer Wissenschaft gilt das bewährte Wort: Verstehe dich selbst, so verstehst du Andere. Die Erfahrung lehrt aber, dass nichts lebhafter zur Selbstprüfung anregt, als der Umgang mit vielerlei Menschen. Wir beobachten, wie verschieden sie sich unter den gleichen Umständen verhalten, und nun versenken wir uns in ihre Charaktere, versetzen uns in ihre Lagen, lernen deductiv zu beurtheilen, wie ein Jeder behandelt sein will, und inductiv aus seinen Äusserungen auf sein Wesen zu schliessen; indem wir ihn an uns messen, messen wir

ein-
geschalteten
1891

erhaltene
1901

§. 4. c. Logische Schulung.

uns an ihm. Zu Anfang dieses Capitels habe ich an Beispielen gezeigt, aus wie verschiedenen Kreisen wissenschaftlichen Berufes unsere namhaftesten Meister hervorgegangen sind. Wie billig, lieferten dabei die Philologen einige der besten Namen. Einen anderen Theil aber stellen Jene, die von **Berufswegen** praktische Menschenkenner sind, und es möchte schon der Mühe lohnen, diese Berufe mit den Richtungen der Sprachwissenschaft zu vergleichen, in denen sie sich besonders hervorgethan. Wissenschaftlicher Psycholog von Fach ist, dass ich wüsste, nur Einer, **HAJIM STEINTHAL**.

Berufs
wegen
1891

Heinrich
1891

Anmerkung. Empfehlung verdient das feinsinnige Buch von PH. WEGENER: Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle 1885.

||47||

§. 4.

c. Logische Schulung.

Dass **unsere** Wissenschaft wie jede andere einen logisch geübten Geist voraussetzt, braucht kaum erst erwähnt zu werden. Es ist aber doch ein Unterschied zwischen der theoretischen Beschäftigung mit der Logik und ihrer praktischen Verwerthung. Bekanntlich gehören an vielen Hochschulen die Vorlesungen über diese Wissenschaft zu denen, welche mehr belegt als besucht **werden**; und ein Gelehrter, wenn er nicht gerade seines Zeichens Philosoph ist, mag in seinem Fache sehr Hervorragendes leisten, ohne je ein logisches Colleg gehört oder ein logisches Lehrbuch in der Hand gehabt zu haben. Logisch denkt er darum doch: das beweisen eben seine Leistungen.

unsre
1891

werden,
1891

Die Sache ist die, dass uns jede Wissenschaft, ja eigentlich das ganze Leben logisch schult, nur freilich meist mehr oder minder einseitig. Der Arzt fragt nach den Ursachen der Störungen und dann nach den Mitteln zur Heilung; der Politiker und Vewaltungsmann operirt so [|48|](#) ziemlich nach den gleichen Denkgesetzen. Der Jurist legt das Gesetz nach sprachlichen und logischen Grundsätzen aus und subsumirt ihm die Thatsachen. Anders wieder der Mathematiker, Chemiker, Mechaniker oder Physiolog. Wie verhält es sich mit dem Sprachforscher?

Seine Wissenschaft ist überaus vielseitig, auch in Rücksicht auf die logischen Operationen, die in ihr vorherrschen, und eine gewisse Arbeitstheilung ist daher gerade in ihr wohl berechtigt. Der scharfsinnige Etymolog, der Meister im Vergleichen von Lauten und Formen mag ein sehr schlechter Syntaktiker **sein**; und jener, der es versteht, dem Sprachgebrauche seine letzten Feinheiten abzulauschen, ist darum noch nicht ohne Weiteres befähigt, das Ganze zu einem wissenschaftlichen grammatischen Systeme aufzubauen.

sein,
1891

Wir können und dürfen nicht ein Jeder Alles treiben, aber wir müssen streben einander zu verstehen. Darum müssen wir uns gegenseitig in unseren Werkstätten besuchen, die Arbeit des Nachbars beobachten, uns den Mitgenuss an ihren Erzeugnissen sichern. Offenbar setzt dies eine möglichst allseitige logische Bildung voraus, und offenbar ist eine solche am sichersten durch systematisches Studium zu gewinnen.

Man bedenke auch dies: Jedes Wort und jede Form einer Sprache deckt einen bestimmten Vorstellungskreis, der wissenschaftlich beschrieben, dessen Mittelpunkt festgestellt werden will. Wird statt dessen weiter nichts geboten, als eine Reihe möglicher Übersetzungen, so mag dies zwar für den Schriftsteller und für den Leser recht bequem sein, ist aber doch nur ein unwissenschaftlicher Nothbehelf. Der Aufgabe einer zugleich zutreffenden und verständlichen Definition vermag nur ein logisch geschulter Geist gerecht zu werden.

||48||

Wäre das Alles, so wäre es schon Gewinnes genug. Allein es ist nur das Wenigste. In der That stellt die Logik Anforderungen nicht nur an den Sprachforscher, sondern auch an die Sprache selbst. So verschieden die Sprachen sind, so giebt es doch allgemeine Denkkategorien, die sie alle ausdrücken müssen, wenn sich auch der Ausdruck zu ihnen verhalten mag, wie etwa die Formen der organischen Natur in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit zu jenen geometrischen Figuren, mit denen wir sie vergleichend beschreiben. Hier ist fachlich logische Schulung nöthig, wäre es auch nur um die Vorurtheile zu überwinden, die wir von der lateinischen Grammatik her an anders geartete Sprachen zu bringen pflegen.

|49|

Die logische Arbeit des Sprachforschers ist vorwiegend inductiv. Es gilt den Erscheinungen ihre Gesetze abzulauschen; darum gilt es, die Erscheinungen als Beispiele zu sammeln, die gesammelten zu sichten, das ihnen Gemeinsame zu erkennen, die erlangte Erkenntniss in scharf und klar ausgesprochenen Lehrsätzen zu formuliren, endlich die Lehrsätze zu einem wohlgefügtten Lehrgebäude organisch zu vereinigen. Alles dies verlangt einen logisch gebildeten, das Letzterwähnte sogar einen philosophisch beanlagten Kopf. Das Sichten und Wählen der Beispiele aber setzt besonderen Takt, und dieser wieder einige Übung voraus. Denn das Erfahrungsmaterial ist nicht gleichwerthig an Beweiskraft. Ein Gesetz kann die Wirkung des anderen einschränken, verdunkeln, aufheben. Darum sind diejenigen Beispiele vorzuziehen, wo das zu erweisende Gesetz sich am Unzweifelhaftesten äussert, d. h. wo es sich am Ungestörtesten äussern konnte, am Klarsten äussern musste. Hier zeigt sich der Werth der Antithese. In zwei Fällen, *A* und *B*, stimmt Alles überein bis auf die zwei Punkte *a* und *b*. Worin

besteht also der Unterschied? Worin zeigt sich die Übereinstimmung von *A* mit *C, D, E*, die alle auch *a* aufweisen, und von *B* mit *F, G, H, I*, die alle *b* enthalten? Die Theorie ist so einfach wie nur möglich, aber die praktische Geschicklichkeit will erworben sein.

§. 5.

d. Allgemein sprachwissenschaftliche Schulung.

Sprachtalent und Sprachwissenschaft sind sehr verschiedene Dinge. Das Talent, das heisst die Fähigkeit zu rascher und sicherer Erlernung, kann mit dem Triebe und der Fähigkeit zum wissenschaftlichen Begreifen gepaart sein, aber es ist es nicht immer. Wir wissen von Männern, die in Dutzenden von Sprachen mit Leichtigkeit lasen, gewandt componirten, wohl auch, Dank einem feinen Ohre und beweglichen Sprachorganen, meisterlich plauderten, und die doch über alles das, was sie übten, weder sich noch Anderen Rechenschaft zu geben wussten. Der berühmte Cardinal MEZZOFANTI war ein solcher Virtuos. Er soll ||49|| schliesslich nahe an sechszig Sprachen geläufig gesprochen haben, war aber doch bescheiden genug, ZUMPT um seine lateinische Grammatik zu beneiden: zu dergleichen reichte sein Verstand nicht aus, das fühlte er. Und umgekehrt hören wir von verdienten Sprachforschern, deren Wissen sich auf ein sehr enges Gebiet beschränkte. Es waren Specialisten, vielleicht Meister in ihrer Specialität; wo sie sich aber aus ihrer Sphäre heraus auf das weite Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft gewagt haben, da wurden sie im günstigsten Falle Dogmatiker und Schema[50]tiker nach Art jener älteren Sprachphilosophen, wohl auch Essayisten, die allerhand Lese Früchte aus zweiter und dritter Hand mehr oder minder geschickt zur Schau ausstellten. Von ihren Büchern gilt, was mir mein verewigter Vater einmal sagte: „Während Du ein solches liesest, kannst Du eine neue Sprache hinzulernen, und davon hast du mehr!“ Er konnte sich in solchen Dingen wohl ein Urtheil zutrauen. Er hatte in die achtzig Sprachen getrieben, und das hiess bei ihm, wo immer es möglich war, soviel wie erlebt. Daneben war er in jener Literatur wohl belesen und wusste, wohin es führt, wenn man verallgemeinernd von der Sprache redet, ehe man sich in der weiten Sprachenwelt umgeschaut hat.

Sprach-
organen
1891

In der That müsste es seltsam um unsre Wissenschaft stehen, wenn sie nicht gleich den übrigen in erster Reihe Sachkenntniss voraussetzte. Das wird auch wohl allgemein anerkannt; nur über den Umfang des erforderlichen positiven Wissens bestehen Zweifel. Man verlangt wohl die genauesten Kenntnisse im Bereiche des eigenen engeren Faches, meint aber im Übrigen mit einem flüchtig

orientirenden Überblicke genug zu thun, und nun hält man sich gutgläubig an Führer, die wohl mehr flüchtig als orientirend sind. Was man da lernen kann, davon habe ich früher einige Beispiele mitgetheilt (S. 29), die meines Vaters Urtheil bestätigen dürften. *Ich habe mich gleichwohl seitdem etwas weiter in diesem Zweige unserer Literatur umgesehen und viel Geistreiches, Anregendes darin gefunden, – neben Vielem, was geringeres Lob verdient* *. Weittragende, fruchtbare Gedanken erwachsen oft auf einem sehr engen Beobachtungsgebiete. Sich als gemeingütig erweisen können sie aber nur auf einem sehr weiten. Was vor zwei bis drei Menschenaltern die Sprachphilosophen gefehlt haben, sollte uns noch heute als warnendes Beispiel dienen. Nach allgemeinen Grundsätzen haben wir zu streben nach wie vor, und auch dies Buch will für seinen Theil dahin wirken. Aber mehr als je haben wir uns vor verfrühten Verallgemeinerungen zu hüten. Respect vor den Thatsachen, Skepsis den Theorien gegenüber: das scheint mir der beste Wahlspruch einer jungen Wissenschaft.

||50||

Dass in Sachen der allgemeinen Sprachwissenschaft nur der zu urtheilen vermag, der in möglichst vielerlei Formen des menschlichen Sprachbaues einen tieferen Einblick gethan hat, leuchtet ohne Weiteres ein. Erlebt aber will es werden, wie gar oft die entlegensten Sprachen *aufeinander* ein unerwartetes Licht werfen. Hier, in der einen, scheint eine wunderliche Ideenassociation zu herrschen. Die ist aber gar zu wunderlich, und der etymologische Thatbestand ist doch nicht sicher genug, um ohne Weiteres zu überzeugen. Nun findet sich Ähnliches in einem anderen Erdtheile, nur liegt es da ganz zweifellos zu Tage; was uns dort ein tollkühner Sprung schien, ist hier ein ganz einfacher Schritt: sollte es für unsere Altvordern mehr gewesen sein? Oder umgekehrt: je ausschliesslicher sich unser Forschen in einem eng *begrenzten* Gebiete bewegt, desto selbstverständlicher erscheint uns Alles, was da gewöhnlich ist. Für selbstverständlich halten heisst aber, auf die Frage nach den Gründen verzichten. Jetzt wagen wir uns in ein fernes Gelände, erfahren, wie dort Alles so ganz anders hergeht, und lernen nun erst das Heimische nach seiner Berechtigung fragen. Ich meinestheils habe auch wohl das erlebt, dass ich voreilig nach Analogien aus fremdartigen Sprachen urtheilte, bis mich weiteres Forschen und Nachdenken belehrte, wie verschieden hüben und drüben die Voraussetzungen lagen. Aber in seiner Art war doch auch dies ein Gewinn, – statt einer Wahrheit hatte ich deren zwei gefunden: diejenige,

auf
einander
1891

begrenzten
1891

* Beiderlei allgemeinen Betrachtungen, zuweilen solchen, die man für Errungenschaften der jüngsten Zeit zu halten gewohnt war, kann man auch in viel älteren Büchern begegnen. Eine Sammlung solcher Aussprüche würde manchen Prioritätszweifel wo nicht lösen, so doch beruhigen.

die ich anfänglich suchte, [51] und den Grund meines Irrthums. Alles läuft aber doch schliesslich darauf hinaus, dass unser Gesichtskreis erweitert, unser Blick geschärft wird, und das wird jederlei Sprachforschung, auch der beschränktesten, zu Nutze gereichen. Ich muss immer wieder an den Maler erinnern, wie er von Zeit zu Zeit von seinem Bilde ein Stück zurücktritt, um zu sehen, wie es „fernt“, und wie sicher er dann die berichtigenden Striche einträgt.

Eine oder **womöglich** mehrere Sprachen verschiedenen Baues sollte also jeder Sprachforscher im eigenen Interesse treiben. Wie leicht heutzutage die nöthigen Hilfsmittel erlangbar sind, lehrt jeder linguistische Katalog. Nun kann man aber den Einwand hören: Es fehlt mir an Sprachtalent. Als ob es sich mit dieser Begabung verhielte, wie etwa mit jener zur Mathematik, zur Musik oder zur Malerei. Nicht Jeder musicirt oder malt, und es giebt Völker, die nicht die Finger an ihren Händen zu zählen verstehen. Die sprachliche Befähigung dagegen hat Jeder mindestens einmal, an seiner Muttersprache, bewiesen, und wer bei Zeiten dazu angehalten wird, der lernt auch fremde Sprachen hinzu. In diesem weitesten Sinne, der zugleich der zutreffendste sein möchte, besitzt also Jeder Sprachtalent in höherem oder niederem Grade. Ein einmal vorhandenes Talent ist aber immer durch Übung zu steigern: Crescit eundo. Mit jeder neuen Sprache, die ich mir aneigne, erleichtere und beschleunige ich mir jede spätere Spracherlernung.

wo
möglich
1891

||51||

Am meisten graut uns wohl vor dem Gedächtnisswerke; die indogermanischen und semitischen Paradigmen, die Unregelmässigkeiten in Declination und Conjugation sind uns noch in schmerzlicher Erinnerung. Uns hat der sprachliche Schulunterricht durch so dichtes Dornengestrüpp geführt, dass Manche die Rosen gar nicht bemerkt haben. Solche Rosen, aber auch solche Dornen gehören nun in der übrigen Sprachenwelt zu den Ausnahmen; wer will, mag sie meiden, – es bleibt ihm noch immer Auswahl genug. FRIEDRICH MÜLLER's hochverdienstlicher Grundriss wird sich auch hier als Mittel zur ersten Orientirung bewähren. Man bedenke aber, dass dies Buch auch den reicheren und schwierigeren Sprachen selten mehr als zwanzig, meist weniger als zehn Seiten widmen konnte, und dass seine grammatischen Skizzen bei aller Knappheit der Darstellung weder bestimmt noch geeignet sind, ein einzelsprachliches Lehrbuch zu ersetzen. Mit einem Umhernippen an verschiedenen Sprachen [52] ist es aber nicht gethan; erst muss man sich die eine oder andere recht gründlich, theoretisch und praktisch, aneignen. **Sprachen lassen sich nicht platonisch lieben, man muss mit und in ihnen gelebt haben, ehe man wagen darf sie zu beurtheilen. Nur wo man nahe verwandte Typen genau kennt, mag man sich mit dem Studium eines tüchtigen Lehrbuches begnügen und es einer sicher ahnenden Phantasie überlassen, die**

Paragraphen zu beleben. Doch müssen dann jene Typen gut gewählt sein: nicht die schwächsten und ärmsten ihrer Art, noch weniger solche, die fremder, sei es auch veredelnder, Beeinflussung verdächtig sind. Handelte es sich um die uralaltaischen Sprachen, so würde ich dem einfachen, fast dürftigen Mandschu noch immer vor dem in indogermanischer Schule erzogenen Suomi (Finnischen) den Vorzug geben, vor Beiden aber z. B. dem Jakutischen, weil es reicher als das Mandschu und unverfälschter als das Suomi ist.

Man halte sich also an solche Sprachen, in denen man auch Texte, und wären es nur Stücke der Bibelübersetzung, erlangen kann, und suche recht schnell durch die Theorie hindurch zur Praxis vorzudringen. Greift man zu einer leichteren Sprache, etwa zur malaischen oder auch einer ihrer formenreicheren Schwestern, so wird man erstaunen, wie schnell man sich in einer so neuen Welt einbürgern kann; man genießt den leicht erworbenen Besitz und strebt bald nach weiterem. Da muss ich nun aber aus eigener Erfahrung vor einem nahe liegenden Fehler gegen die geistige Diät warnen. Man möchte am liebsten gleich mehrere Sprachen neben und durcheinander treiben. Dadurch erschwert und verzögert man sich die Arbeit, steckt sich beim Fortschreiten selber den Stock zwischen die Beine. Denn jede dritte Sprache, mit der man sich beschäftigt, verlangsamt die Erlernung der anderen; wende ich hintereinander an zwei Sprachen je ein halbes Jahr, so habe ich weit mehr Wissensgewinn davon, als wenn ich mich ein Jahr lang abwechselnd bald der einen, bald der anderen gewidmet hätte. –

||52||

Lehrreich ist es nun aber auch, zu beobachten, wie die Grammatiker mit mehr oder minderem Glück – sehr oft mit minderem – gerungen haben, den fremdartigen Stoff in die Form einer Sprachlehre zu bringen. Es ist eine lange Scala zwischen jenen verzweifelte Versuchen, die Sprache eines Indianer- oder eines Bantuvolkes in das Prokrustesbett der lateinischen Grammatik zu spannen, und etwa BÖHTLINGK's Darstellung des Jakutischen, STOLL's Arbeiten über die Sprachen der Maya-Familie, LUCIEN ADAM's meisterhaften grammatischen Extracten oder auch SCHLEGEL's bescheidenem Buche über die Ewe-Sprache. Dem geschichtlichen Studium der chinesischen Grammatiken glaube ich reichlich soviel an sprachphilosophischen Anregungen wie an einzelsprachlichem Wissen zu verdanken.

Möglichste Bekanntschaft mit der Methode und den hauptsächlichsten Ergebnissen und **Streitpunkten** der vergleichenden Indogermanistik darf man wohl von jedem Sprachforscher erwarten. Sie ist doppelt notwendig für den, der selber Sprachvergleichung treiben will, wäre es auch auf noch so entlegenen Gebieten. Wer diese Richtung unserer Wissenschaft bevorzugt, der findet unübersehbaren Stoff zum Arbeiten, weite Strecken, die noch der Urbarmachung harren.

Zusatz.

Der überreichen Literatur über allgemeine Sprachwissenschaft Schritt für Schritt zu folgen, ist, wie angedeutet, Niemandem zuzumuthen, am wenigsten vielleicht dem Fachmanne, der zu eigenem Schaffen Zeit und Sammlung braucht. Ich meinestheils habe die namhafteren Werke dieser Art, soweit sie zu meiner Kenntniss kamen, gelesen und werde diejenigen unter ihnen, die mir empfehlenswerth scheinen, ihres Ortes aufführen. Eine vorzugsweise Aufmerksamkeit habe ich allerdings diesem Zweige der Literatur nicht zugewandt, manche, zumal neuere Erscheinungen mögen mir entgangen sein, und so deute man denn mein etwaiges [53] Schweigen nicht ohne Weiteres als ein abfälliges Urtheil. * Vorschläge zur Anlage einer linguistischen Privatbibliothek werde ich nicht machen. Eine rechte Bücherei trägt immer das Gepräge ihres Schöpfers.

Zusatz.

Dem Philologen, der die Literaturdenkmäler der Sprachen auslegen, ihnen ihre sprachlichen Feinheiten abgewinnen soll, muss nothwendigerweise eine Gabe zur Verfügung stehen, die ich dramatischen Instinkt nennen möchte: Phantasie und Menschenkenntniss, die sich in die Situationen und die Stimmungen der [53] Leute zu versetzen, aus ihnen die Eigenheiten ihrer Rede zu erklären und aus diesen wieder jene zu erschliessen weiss. Das ist eine künstlerische Begabung, die wohl zum Theile angeboren sein muss, zum Theile aber auch sicherlich durch ästhetische Bildung und Umgang mit Menschen, dann auch durch feinsinnige Commentare entwickelt werden kann. *Man thut wohl, sie zu pflegen; das ästhetische Feingefühl, die Schauungskraft der Phantasie, die Vertrautheit mit der Menschennatur und den geschichtlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Mächten haben viel Antheil an der richtigen Erklärung sprachlicher Vorgänge.*

In unserer Wissenschaft, und vermuthlich in jeder anderen gilt dies, dass man sich nicht ungestraft vereinseitigt, und dass kein Ab- und Umweg ungelohnt bleibt. Geschichtlichen, länder- und völkerkundlichen, philosophischen, ästhetischen, auch wohl naturwissenschaftlichen Interessen gebe man getrost ihr Recht: man wird erstaunen, wie oft auch hierbei aus den entlegensten Gegenden befruchtende Strahlen in das eigene Forschungsgebiet fallen. Nur wen das Vielerlei

* Manche Bücher dieser Art, denen ich Genuss und Anregung verdanke, habe ich vor Jahren gelesen, ehe ich noch allgemein sprachwissenschaftliche Collectaneen führte. Vor Allen erwähne ich die von A. H. SAYCE: Principles of Comparative Philology und Introduction to the Science of Language. Auch der allverbreiteten Vorlesungen von MAX MÜLLER und WHITNEY muss ich an dieser Stelle gedenken. *Noch andere werden später Erwähnung finden.*

zu leichtfertiger Oberflächlichkeit verführt, nur der hat das Recht und die Pflicht, sich ganz in sein Einzelfach zu vergraben.

Wenn im Folgenden erst von der einzelsprachlichen, dann von der sprachgeschichtlichen Forschung gehandelt wird, so heisst das natürlich nicht, dass ich nur die oder jene Einzelsprache, dies oder jenes Stück Sprachgeschichte bearbeiten will, sondern es ist mir um die Prinzipien dieser Zweige unserer Wissenschaft zu thun, wie sie sich aus der Natur der Sprache an sich zu ergeben scheinen. Diese Prinzipien gehören der allgemeinen Sprachwissenschaft an, können nur ihr angehören, aber sie sind da zu entwickeln, wo sie Anwendung erleiden. Hieraus erklärt sich die scheinbare Inconsequenz in der Anlage meines Buches, auf die einige meiner Recensenten aufmerksam gemacht haben. Ein „System der Sprachwissenschaft“ vorzulegen, wie es wohl auch von mir verlangt worden ist, masse ich mir nicht an; ich meine, unsere Wissenschaft ist hierzu noch zu jung, und doch schon zu alt.

Zweites Buch.

Die einzelsprachliche Forschung.

I. Capitel.

Umfang der Einzelsprache.

Sprache, Dialekte, Unterdialekte.

|54| ||54||

Es wird zuweilen gefragt: Wie viele Sprachen giebt es auf der Erde? Und dann lautet die Antwort: Ungefähr tausend, oder ungefähr zwölfhundert, oder **fünfe-zehnhundert, oder ungefähr zweitausend**, – höhere Zahlen entsinne ich mich nicht gelesen zu haben. In dem Sinne wie die Frage gemeint ist, sind die Antworten richtig, und zwar alle **vier** gleich richtig; sie werden auch schwerlich durch eine genauere und richtigere ersetzt werden, wenn man dereinst alle Völker und ihre Sprachen kennt. Im Königreiche Sachsen zählen wir ohne Weiteres Hochdeutsch und Wendisch auf, und auf der pyrenäischen Halbinsel Spanisch, Catalanisch, Portugiesisch, Baskisch und allenfalls noch Zigeunerisch, in Belgien **Französisch**, Wallonisch und Vlämisch u. s. w. Schwieriger wird die Sache anderwärts; immer und immer wieder fragt man, ob Sprache oder Dialekt, ob Haupt- oder Unterdialekt?

Diese Ausdrücke sind allgemein üblich und für die Wissenschaft unentbehrlich. Die Bewohnerschaften zweier Ländergebiete reden einander ähnlich, aber nicht gleich; es gilt mit einem Worte anzugeben, wie weit die Ähnlichkeit, wie weit die Verschiedenheit gehe, – und nun sagt man kurzweg: Es sind verschiedene Sprachen, oder: Es sind verschiedene Dialekte derselben Sprache, oder: Es sind verschiedene Abschattungen (Mundarten) desselben Dialektes, also Unterdialekte. Oft lauten auch die Antworten ungleich: der Eine erkennt nur eine Mehrheit von Dialekten, wo der Andere von ebenso vielen Sprachen redet. So bei den

ungefähr
fünfzehn-
hundert,
1891

drei
1891

Französisch,
1901

slavischen, [55] semitischen, polynesischen und noch vielen anderen Sprachgruppen: Die Thaten, welche im einzelnen Falle die Verwandtschaftsnähe bestimmen, sind bekannt, nur die Benennungen sind streitig. Folglich ist die Terminologie unsicher, es giebt noch keine gemeingültigen Definitionen der Begriffe.

||55||

Die Wörter selbst aber, und also auch gewisse damit verbundene Anschauungen sind tief in den Sprachgebrauch, ja zum Theil in das Volksleben eingedrungen. Unter einer Sprache denkt man sich das Gemeingut eines Volkes, unter einem Dialekte oder einer Mundart das Gemeingut einer Landschaft, – dies dürfte so etwa der Allerweltsauffassung entsprechen. Schriftdeutsch wird im ganzen Vaterlande geschrieben und gelesen, von den Kanzeln gepredigt, in den Schulen gelehrt: mithin ist es Sprache. Bairisch, Schwäbisch, Pfälzisch u. s. w. dagegen sind Dialekte. Diesem Standpunkte wird es schwer zu begreifen, dass Plattdeutsch nicht auch bloß ein Dialekt ist; Zeitungen, Behörden, Geistliche und Lehrer, in vielen Städten die meisten Bürger reden ja auch in Niederdeutschland hochdeutsch. Dagegen begreift man ziemlich leicht, dass das Holländische als Sprache dem Hochdeutschen nebengeordnet ist. Dialekt spricht der Mann im Kittel; die Gebildeten, vom Kellner aufwärts, bemühen sich „dialektfrei“ zu sprechen. Im Inlande gesteht man nur den Leuten, deren Rede man gar nicht versteht, eine besondere Sprache zu, so z. B. unsern Lausitzer Wenden. Diese Art die Dinge zu beurtheilen ist äusserlich, oberflächlich, und muss zu Inconsequenzen führen. Die Geschichte **unsrer** Tage hat aber bewiesen, dass solche Ansichten auch zu recht ärgerlichen Consequenzen führen können: Weil die Sprache Gemeingut des Volkes ist, so begründet Sprachgemeinschaft das Recht zur politischen Vereinigung, Sprachverschiedenheit das Recht zur Losreissung, – so urtheilt das moderne Nationalitätsprinzip nach dem Wahlspruche: „soweit die x’sche Zunge klingt.“

Es giebt noch eine andere Betrachtungsweise, die noch naiver, noch volksthümlicher, und doch im Grunde die einzig richtige ist: Wen ich verstehe, der redet meine Sprache; wen ich nicht verstehe, der redet eine mir fremde Sprache. So urtheilte jener Tyroler, der vom Berliner sagte: „Der Mann versteht kein Deutsch!“ Hätte er statt dessen gesagt: „Der Mann redet eine andere Sprache als ich,“ so wüsste ich nicht, was die Wissenschaft dagegen einwenden wollte.

Sprache ist Verständigungsmittel, Mittel des Gedankenverkehrs. Ein [56] Verkehrsmittel begründet eine Gemeinschaft Aller, die sich seiner bedienen. Man nennt die Sprache die Münze des Gedankenaustausches, und in diesem Sinne mag man die Sprachgemeinschaften mit unsern sogenannten Münzverbänden

vergleichen. Nur freilich wird in unserm Falle nicht die Gemeinschaft des Gebrauches durch die Einheit der Münze von vorn herein bestimmt, sondern es wird umgekehrt aus der Gemeinschaft des Gebrauches auf die Einheit der Münze geschlossen.

Es ist in der Wissenschaft nothwendig, die Gedanken auf die Spitze zu treiben, unbeirrt die letzten Folgerungen aus ihnen zu ziehen, selbst wenn diese Folgerungen dem gemeinen Menschenverstande und den überkommenen Meinungen zuwiderlaufen sollten. Setzen wir also folgenden Fall: Zwei Nachbarn desselben ||56|| Ortes, *A* und *B*, haben bisher nur ihre Muttersprache in der heimischen Mundart gehört und gelernt. Nun kommt ein Fremder, *C*, zu ihnen; *A* versteht ihn nicht, *B* aber, der rascheren Verstand und schärferes Gehör hat, versteht ihn und redet mit ihm. In diesem Falle ist zu entscheiden: Es besteht Sprachgemeinschaft zwischen *A* und *B* und zwischen *B* und *C*, aber nicht zwischen *A* und *C*. Nun weiter: *C* verstehe den *A*, von dem er nicht verstanden wird: so fällt *A* in die Sprachgemeinschaft des *C*, aber *C* nicht in die Sprachgemeinschaft des *A*. So zieht sich um jeden Einzelnen ein weiterer oder engerer Kreis der Sprachgemeinschaft, und in diesem Verstande mag es fast ebensoviele Grenzlinien der Sprachgemeinschaft geben, wie es sprechende Menschen giebt.

Ähnlich wie zu den Mitlebenden aus verschiedenen Gegenden verhalten wir uns auch zu den Vorfahren aus verschiedenen Zeiten. Man gebe einigen Kindern Wackernagel's deutsches Lesebuch in die Hand und beobachte, wie ein Jedes anfängt die Texte ohne sonderliches Besinnen zu verstehen: oder sie zu verstehen, wenn man sie ihm vorliest. Dieses Verständniss wird bei den verschiedenen Kindern an sehr verschiedenen Stellen anfangen, und diese Stellen bezeichnen die Grenze ihrer Sprachgemeinschaft mit den Altvordern. Einzelne unverständliche Wörter und Redewendungen kommen hier ebensowenig in Betracht, wie im vorigen Beispiele die etwaigen fremden Provinzialismen; wir sagen uns doch: der Alte oder der Fremde redet dieselbe Sprache wie wir, er redet sie nur ein wenig anders als wir.

Soviel von den individuellen Sprachgemeinschaften. Das Ergebniss ist ähnlich, wenn man statt der einzelnen Menschen ganze Landschaften [57] und den Durchschnitt ihrer jeweiligen Bewohner setzt: um jeden Mittelpunkt ein Kreis, und diese Kreise greifen ineinander, überragen einander. So würde man zu einer Zeichnung kommen, die etwa an das Guillochis auf dem Rücken einer Taschenuhr gemahnte, zu einem unruhigen Bilde, das sich die Wissenschaft zwar vorstellen muss, bei dem sie aber nicht stehen bleiben darf. Wo uns die Augen übergehen, da hat das wissenschaftliche Beobachten ein Ende; nur das Feste, Greifbare ist unserer Einsicht zugänglich, das Flüssige verlangt ein Gefäss, das heisst eine Grenze,

II, I. Umfang der Einzelsprache.

die man ihm setzt. Hier, wie so oft, müssen wir unsre Zuflucht zu dem Satze nehmen: *Denominatio fit a potiori*.

Wollten wir die Grenzen der einzelnen Sprachgemeinschaften umschreiben, so würde die Zeichnung sehr unregelmässig ausfallen: ein Gebiet, in Deutschland das mittlere, würde den meisten Bezirken gemeinsam sein; dann, weiter nord- und südwärts, würden die Linien sich vielfältig kreuzen, noch weiterhin würden sie an Dichtigkeit abnehmen, stellenweise würden sie zusammenfliessen, andere Kreise, z. B. die slavischen, ausschliessen; oder sie würden nur schmale neutrale Gebiete aufweisen, z. B. an der niederdeutschen und an der holländischen Grenze. Eine solche Zeichnung müsste den Umfang des hochdeutschen Sprachgebietes aus [57] dem Begriffe der Einzelsprache selbst erweisen, und nun erst wäre zu fragen, kraft welcher Eigenthümlichkeiten das Plattdeutsche und Holländische dem Hochdeutschen gegenüber fremde Spracheinheiten bilden, warum z. B. der Meissner nicht Plattdeutsch versteht? Der Grund würde nur zum Theile in den lautlichen, grammatischen und lexikalischen Verschiedenheiten der Sprachen zu finden sein; zum anderen Theile wäre er im grösseren oder geringeren Sprachtacte des Meissners zu suchen. Und so kommt auch hier wieder die Subjectivität, – diesmal aber die nationale, – zu dem Rechte, das ihr nun einmal nicht versagt werden kann.

Die Sprachwissenschaft hat es zunächst mit den einfachsten Objecten zu thun, hier also mit den Menschen, wie sie von Haus aus sind, nicht wie sie sich durch Schulunterricht, Reisen, Fremdenverkehr, Militärdienst u. s. w. gebildet haben mögen, – mit den Leuten, die nur ihre Muttersprache im heimischen Dialekte reden, und wieder hier nur mit dem Durchschnittsmenschen. Einen solchen werden wir nun weiter den **Massstab** seines Verständnisses anlegen lassen. Jemand aus einer anderen Gegend redet mit ihm; die Beiden verständigen sich miteinander, [58] aber nur mühsam, und wo sie sich einmal nicht verstehen, da fühlen sie doch wenigstens die Sprachgemeinschaft durch. Der Sachse sagt Meerrettig, der Österreicher Krän, Jener sagt Bindfaden, dieser Spagat, Keiner weiss, was der Andere meint, aber **Jeder** fühlt und weiss, dass der Andere deutsch spricht. Wo nun zwischen Sprachgenossen die Arbeit der Verständigung als eine mühsame empfunden wird, da möchte ich von verschiedenen (Haupt-) Dialekten reden.

Dialektgenossen sind also solche, die sich leicht miteinander verständigen. Örtliche Verschiedenheiten in ihrer Rede nenne ich **Unterdialekte** oder **Mundarten** im engeren Sinne. Recht concret gesprochen: wer einen anderen Unterdialekt redet, dem merkt man eben an seiner Sprache nur an, dass „er nicht von hier ist“, aber man versteht ihn ohne Mühe.

Maassstab
1891

jeder
1891

Der **Maassstab**, den ich hier überall angelegt habe, erinnert freilich an das volkstümliche **Schrittmass** für Wegelängen, das sich nach der Länge der Beine richtet. Allein man zeige mir einen besseren, gemeingültigeren. Lautverschiebungen, grammatische und lexikalische Verschiedenheiten finden sich schon zwischen nahverwandten Mundarten; ihr Mehr oder Weniger begründet die Unmöglichkeit, die grössere oder geringere Schwierigkeit des gegenseitigen Verständnisses. Einen springenden Punkt, wie etwa die Gefrier- und Siedepunkte des Thermometers, wird man auf dieser **Skala** nirgends entdecken. Alles ist hier Sache des Gefühles; zwischen dem Gefühle des ganz Fremden und des ganz Heimischen liegt eine Reihe unzähliger Möglichkeiten; das vorwiegende Gefühl hat zu entscheiden. Und wo nun ferner die Frage, ob Dialekt oder Sprache, ob Haupt- oder Unterdialekt, Schwierigkeiten macht, da ist sie auch unerheblich. Denn Unterscheidungen wie diese sind nur zur Bequemlichkeit da **[58]** und keiner Ereiferung werth. Hier kommt es darauf an, sie auf ihre Bedeutung **und Berechtigung** zu prüfen und ihnen den Theil wissenschaftlichen Werthes zuzumessen, der ihnen gebührt.

Maassstab,
1891
Schritt-
maass
1891

Scala
1891

Gerade die Culturvölker nehmen es mit der Verschiedensprachigkeit nicht immer genau; das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit findet genügenden Anhalt in der fremden Sprache, wenn diese nur der eigenen nahe verwandt, und die Verständigung nach kurzem Verkehre möglich ist. Den oberdeutschen Bauern verbindet mit dem plattdeutschen die gemeinsame Schriftsprache, und dieser gegenüber rücken die heimischen Idiome ohne Weiteres hinab auf die Stufe der **Patois**. Noch tiefer **[59]** eingewurzelt mag dies Gefühl sprachlicher Zusammengehörigkeit mit allen Bürgern seines grossen Vaterlandes beim Chinesen sein. Er hat vielleicht nur wenige Meilen weit zu reisen, um unter Menschen zu kommen, deren Gespräch er nicht versteht. Aber er fühlt sich in ihrer Mitte unter Landsleuten, und wenn er zum Pinsel greift, um sich verständlich zu machen, so lesen sie seine Schrift in ihrer Aussprache. Nun merkt er, dass es sich eben nur um die Aussprache handelt, nicht um die Sprache selbst. Stellt sich die Wissenschaft auf seinen Standpunkt, so muss sie auch hier von Dialekten reden, wie sie es bisher gethan, und wie es der Chineser selber thut.

patois.
1891

Man hat den Satz: „universalia sunt nomina“ auf die Einzelsprachen ausgedehnt und gesagt, diese selbst seien keine Realitäten, sondern nur entweder Aggregate oder mittlere Durchschnitte der Individualsprachen, deren es so viele gebe wie Individuen. Der alte Streit zwischen Realisten und Nominalisten ist meines Wissens noch nicht zum Austrage gelangt, und jedenfalls sind es nicht die Sprachforscher, die ihn zu entscheiden haben. Dass die Sprachgrenzen individuell verschieden sind, haben wir gesehen; dass die Handhabung der Sprache

auch unter den Sprachgenossen nicht völlig gleich ist, werden wir weiter sehen. Als gemeinsames Verständigungsmittel aber ist die Einzelsprache wirksam und also doch auch wirklich. Als Äusserung, als Rede, gehört sie dem Einzelnen, als Fähigkeit muss sie Gemeingut sein, sonst taugte sie nicht zum Verkehrsmittel. Dass die Sprache ihrerseits ein Erzeugniss des Verkehrs ist, darauf brauche ich an dieser Stelle nicht weiter einzugehen.

II. Capitel.

Die besondere Aufgabe der einzelsprachlichen Forschung.

Jede Sprache ist in fortwährendem Werden begriffen; ihre Laute, Wörter, Formen und die Bedeutungen dieser Wörter und Formen verändern sich mit der Zeit, und diese Veränderungen bilden den Inhalt der Sprachgeschichte. Aber nur da, wo eine Literatur vorhanden, ist diese Geschichte unmittelbar zu||59||gänglich; wo schriftliche **Urkunden oder wörtlich zuverlässige mündliche Überlieferungen alter Sprachdenkmäler** fehlen, da muss sie soweit möglich auf Umwegen ermittelt werden. Nun sind |60| die meisten Sprachen in Dialekte gespalten oder haben Seitenverwandte, – wir wissen, dass Beides dem Wesen nach gleich und nur dem Grade nach verschieden ist: Beides, Dialekte und Schwestersprachen sind die Enden längerer oder kürzerer, stärkerer oder schwächerer Zweige, von denen aus wir durch Rückschlüsse dem gemeinsamen Stamme zustreben dürfen.

Der Gegenstand der einzelsprachlichen Forschung, die Erscheinung, die sie erklären will, ist, – dies sei nochmals hervorgehoben, – die Sprache als Äusserung, das heisst die **Rede**. Wie kommt in der zu bearbeitenden Einzelsprache die Rede zustande, und warum gestaltet sie sich gerade so? Eine Äusserung erklären heisst, die ihr zu Grunde liegenden Kräfte nachweisen. Die Rede ist eine Äusserung des einzelnen Menschen, die sie erzeugende Kraft gehört also zunächst dem Einzelnen an. Aber die Rede will verstanden sein, und sie kann nur verstanden werden, wenn die Kraft, der sie entströmt, auch in dem Hörer wirkt. Diese Kraft, – ein Apparat von Stoffen und Formen, – ist eben die Einzelsprache. Sie richtig beschreiben, heisst ihre Äusserungen erklären. Mehr soll und will die einzelsprachliche Forschung als solche nicht. Man sieht, kein Vorwurf wäre leichtfertiger und gedankenloser, als der: also sei es doch nur eine beschreibende Wissenschaft, also gar keine Wissenschaft, blosser Sprachkunde, um nichts besser oder schlechter als die Pflanzenkunde des Schülers, der mit der Botanisirrommel und einem Duodezführer nach Linné'scher Methode die Feldraine abgrast. Ich würde den Einwand nicht erwähnt haben, wenn ich ihn nicht gehört

und gelesen hätte; nun muss ich ihn auch beantworten. Beides, jene Sprachkunde und diese Pflanzenkunde, ist doch sehr verschieden. Was wir auf unseren Fluren pflücken, sind nicht Sprachen, sondern Sprachäusserungen; und was dem „Bestimmen“ der Pflanze entspricht, ist in unserm Falle mit der Übersetzung gethan. Wo aber der Pflanzensammler stillvergnügt seine Beute in die Trockenpresse spannt, da fängt erst unsre beste Arbeit an: da bereiten wir den Boden und streuen den Samen, woraus eine neue, lebendige Flora erwachsen soll. Denn wissenschaftlich beschreiben heisst aufbauen, nachschaffen. Wir lernen und lehren die Rede aufbauen aus ihren Stoffen und nach ihren Gesetzen, nachdem wir diese Stoffe und Gesetze inductiv, aus der Rede, ermittelt haben. Dies ist die Grenze, die wir erreichen müssen, die wir aber nicht überschreiten können, ohne in ein anderes Forschungsgebiet überzutreten.

Die Erkenntniss der Einzelsprache wird nie vollkommen sein ohne die Kenntniss ihrer Vorgeschichte. In Deutschland hat z. B. die volksthümliche Sprache vieler Gegenden eine seltsame Form zum Ausdrucke annähernder **Mass**||60||**angaben**: ein Groschener achte, ein Tager vierzehn, ein Stücker zwanzig, ein Schocker drei, ein Wochener (oder Wocher) fünfe u. s. w. Woher dies Suffix -er? Man könnte fast an eine Art pronominalen Genitivus Pluralis denken. Bei Schriftstellern aus der Reformationszeit findet sich aber: ein Jahr oder drei, ein Gilden oder zwanzig und Ähnliches. Fehlten uns diese Quellen, so würde uns ein deutscher Dialekt, der etwa das *oder* in solchen Fällen noch volllautig erhalten hätte, den gleichen Dienst leisten; und in Ermangelung eines solchen böte noch immer das Holländische mit seinem: *een dag of* (= oder) *veertien* einen guten Fingerzeig.

Maass-
angaben:
1891

Nun frage man aber die Leute, was sie sich bei dem -er denken, wie sie ein Tager vierzehn auf gut Deutsch schreiben würden? Den Wenigsten würde eine Antwort einfallen, Keinem vermuthlich der Gedanke an ein abgekürztes „oder“ kommen. Man versuche dann ihnen zu Hülfe zu kommen, erinnere sie an „ihrer drei, unsrer vier“, dann an die doppelten Pluralformen: Orte, Örter, Worte, Wörter, Lande, Länder, endlich an die Conjunction **oder**: so wird wohl kaum Einer das Richtige wählen. Der Zusammenhang dieser Form mit ihrem Ursprunge wäre also dem Sprachbewusstsein des Volkes entschwunden, in diesem Bewusstsein stände entweder die Form vereinzelt da, oder sie hätte einen neuen Verwandtschaftsbund eingegangen, und das ist der Punkt, auf den ich den Leser führen wollte.

oder:
1891

Die einzelsprachliche Forschung als solche hat die Sprache nur so, aber auch ganz so zu erklären, wie sie sich jeweilig im Volksgeiste darstellt. Zieht sie die Vorgeschichte, die Dialekte und stamm-

II, II. Aufgabe der einzelsprachl. Forschung.

verwandten Sprachen zu Rathe, so tritt sie auf das genealogisch-historische Gebiet über. Ich wiederhole es: sie muss dies thun, wo immer es möglich ist; aber sie darf nicht vergessen, dass zuweilen [61] das Sprachbewusstsein eines Volkes alte Verbindungen löst, um neue anzuknüpfen, und dass diese neuen Verbindungen fortan die allein rechtskräftigen, wirksamen sind.

Darin liegt nun der besondere Reiz der einzelsprachlichen Forschung, dass sie es immer, auch in ihren scheinbar kleinlichsten Spezialuntersuchungen, mit einem lebendigen, durchgeistigten Ganzen zu thun hat. Die geschichtliche Sprachvergleichung beschäftigt sich ihrem Wesen nach mit mehreren solcher Ganzen auf einmal. Um sie zu vergleichen, muss sie sie zerpfücken, sich an die Theile halten und unter diesen wieder die fassbarsten bevorzugen, die nicht immer die vorzugsweise geistigen sind. Sie muss sich auch an die Sprachen einer einzigen Familie halten und dabei gewärtig sein, immer und überall denselben Gestalten und Charakteren, nur in verschiedenem lautlichen Gewande, vielleicht mit dem einen oder anderen absonderlichen Geräthe ausgerüstet zu begegnen. Dem Einzelsprachforscher dagegen steht die ganze bunte Sprachenwelt offen; er darf sein Zelt überall aufschlagen, wo es ihm gefällt. Halten sich aber [61] Wissens- und Wanderlust bei ihm die Waage, so wird er sein Zelt gerade dann abbrechen und weiterrücken, wenn er sich am Orte recht heimisch fühlt; und dann braucht sich nur der Denker zum Kenner zu gesellen, so wird die Polyglottik in die allgemeine Sprachwissenschaft einmünden.

Unter den literaturlosen Sprachen unsrer Erde giebt es viele, die man isolirte nennt, weil sie noch keiner bekannten Familie eingereiht sind, und manche von ihnen haben ein so begrenztes Verbreitungsgebiet, dass von eigentlicher dialektischer Spaltung nicht die Rede sein kann, – vielleicht ist auch von ihren Dialekten nur einer der Forschung zugänglich, was für die Forschung auf dasselbe hinauskommt. Dieser ist somit jede Möglichkeit genealogisch-historischer Vergleichung von vorn herein abgeschnitten, sie ist einzelsprachlich im ausschliesslichen Sinne des Wortes. Vergleichend ist sie aber doch auch; es werden eben innerhalb der Einzelperiode einer Einzelsprache die Thatfachen untereinander verglichen, um zu ermitteln, aus welchen Stoffen und nach welchen Gesetzen sich die Rede aufbaut. Die Thatfachen, die sie vergleicht, sind eben gleichzeitig und gleichsprachlich, im Gegensatze zu jenen, mit denen es die historisch-genealogische Forschung zu thun hat, und die entweder zu verschiedenen Zeiten aufeinanderfolgen oder, gleichviel ob neben- oder nacheinander, an verschiedenen Orten auftreten. Aber die einzelsprachliche Forschungsart muss für ihren Zweck auch auf alle anderen Sprachen angewendet werden, und ihre Methode bildet den nächsten Gegenstand der folgenden Erörterungen.

III. Capitel.

Sprachkenntniss.

Die Aufgabe ist, eine Sprache lediglich so zu begreifen, wie sie im Geiste des sie redenden Volkes lebt. Dies Volk handhabt seine Sprache ohne rückwärts, auf ihre Vorgeschichte, oder seitwärts, auf ihre Dialekte und auswärtigen Verwandten zu schauen; alle Faktoren, welche die richtige Handhabung der Sprache bestimmen, liegen lediglich in dieser Sprache selbst, **in unbewusst wirkenden Gesetzen (Analogien), oder in unmittelbar durch Überlieferung Gegebenem**. Sie so zu begreifen ist aber nur der fähig, der, wie man zu sagen pflegt, die Sprache kann oder beherrscht. Ehe wir untersuchen, wie dies möglich ist, müssen wir uns einige Thatsachen zum Bewusstsein bringen.

wollen also
aus ihr
heraus
begriffen
sein.
1891

1. Jede Sprache will erlernt sein, keine ist uns angeboren, auch nicht unsre Muttersprache. Höchstens mag man vermuthen, dass gleich anderen Geistesanlagen auch die zu einer gewissen Sprachform vererblich ist, dass etwa ein irokesisches Kind, das nach der Geburt zu französischen Pflegeeltern kommt, **||62||** schwerer Französisch lernt, als es bei seinen leiblichen Eltern Irokesisch gelernt haben würde.

2. Jeder normal entwickelte Mensch, der die Zeit der Sprach-**|62|**erlernung hinter sich hat, handhabt seine Muttersprache fehlerlos, solange sie ihm nicht durch fremde Einflüsse verdorben wird. Wir müssen hier von unsern cultursprachlichen Vorurtheilen gänzlich absehen. Wir pflegen unsre Schriftsprache wie eine Taxuswand: was darüber hinausschiesst, wird mit der Heckenscheere des Schullehrers, des Redacteurs oder des Kritikers erbarmungslos abgeschnitten; und das von Rechtswegen, mag auch der Sprachforscher darüber jammern. Die Einheit der Nation verlangt Einheit der Sprache und erlangt sie auch soweit nöthig. Ganz ist aber auch die Schriftsprache nicht mit dem Uniformiren fertig geworden. Die Berliner Localnachrichten sind mit Berlinismen gewürzt, weiter nordwärts und westwärts fließen plattdeutsche Ausdrücke in die Zeilen, die bairischen Zeitungsrespondenten erkennt man an ihrem „dahier“, und in Wiener Blättern empfiehlt sich „weilers“ dem „p. t. Publicum der unterfertigte bürgerliche Handschuherzeuger“. Die Umgangssprache der meisten Gebildeten, also die Muttersprache ihrer Kinder, ist kein reines Schriftdeutsch, sondern ein Compromiss zwischen diesem und dem heimischen Dialekte. Der Braunschweiger geht „nach dem Krüge“, statt in die Schänke, der Süddeutsche gewöhnt sich schwer an das erzählende Imperfectum; in Tonfall und Lautbildung zeigen sich natürlich die heimischen Eigenthümlichkeiten erst recht.

Den Sprachforscher nun darf die Mundart irgendwelcher Bauernschaft nicht weniger aber auch nicht mehr interessiren, als die sogenannte allgemeine Sprache der Gebildeten und ihre mannigfachen Abschattirungen. – Nun gilt es nur noch, den Ausdruck Muttersprache richtig zu verstehen. Es ist die Sprache und Mundart, die wir als Kinder von den Erwachsenen, die uns umgeben, gehört haben. In den meisten Fällen wird dies nur eine Mundart einer Sprache sein, und diese, sage ich, handhaben wir richtig. Wo die Dienstboten anders reden als die Eltern, wo diese oder die Erzieher dem Kinde eine „gebildete“ Sprache ankünsteln, da liegen eben die Verhältnisse nicht glatt und einfach, die Spracherlernung wird erschwert, verzögert, aber am Ende bildet sich doch eine fehlerlos richtige Sprache heraus. Fehlerlos richtig meine ich aber im Sinne des Sprachforschers, der in diesem Falle nicht den **Massstab** des Sprachlehrers anlegt. Mein verewigter Vater pflegte wohl scherzweise zu sagen: „Richtig spricht, wer redet wie ihm der Schnabel gewachsen ist.“ Schlimmer steht es allerdings, wenn fremde Beimischungen die Muttersprache trüben, und das ist freilich in unsern Culturstaaten fast das Regelmässige. Der [63] Aufenthalt in der Fremde, der Verkehr Ungebildeter mit ihren Vorgesetzten erzeugt unzählige sprachliche Blendlinge, pathologische Erscheinungen, die auch ihr Interesse haben.

||63||

3. Die richtige Handhabung der Muttersprache geschieht unbedacht, ohne dass der Redende sich von den Sprachgesetzen, die seine Rede bestimmen, Rechenschaft giebt.

4. Die Sprachgesetze bilden unter sich ein organisches System, das wir den Sprachgeist nennen. Der Sprachgeist bestimmt die Art und Weise, wie der Sprachstoff gestaltet wird, – die Wort-, Form- und Satz-bildung –; insofern ist er Bildungsprinzip oder innere Sprachform.

5. Beide, der Stoff und die Form der Sprache, werden durch das Gedächtniss erworben, der Stoff unmittelbar, die Form (der Sprachgeist) als unbewusste Abstraction aus vielfacher Erfahrung und Übung. Die Wirkung dieser unbewussten Abstraction nennen wir Analogie. In den indogermanischen Sprachen mit ihren zahllosen Unregelmässigkeiten wirkt das Analogiebedürfniss oft störend, missleitend; und so hat bei uns das Wort Analogie fast einen revolutionären Klang. Den verdient es aber nicht. Weitaus die meisten Sprachen sind regelmässiger als die unsrigen, und wer in ihnen der Analogie folgt, wird selten fehlgehen.

Durch welche geistigen Thätigkeiten die Abstractionen und nach ihnen die analogen Wort-, Form- und Satzgebilde zu Stande kommen, das zu erklären liegt nicht dem Sprachforscher ob, sondern dem Psychologen. Genug, die Thatsache

Maassstab
1891

Durch
welche
geistigen...
[kein neuer
Absatz]
1891

ist da, unbestreitbar und doch schwer begreiflich. Jeder Ausländer wird uns bestätigen, wie schwer es ihm wird, sich an unsre Wortstellung, zumal an die der verbalen Satztheile, zu gewöhnen, und ich habe bisher vergeblich nach einem Lehrbuche gesucht, das sie hinlänglich darstellte. Das Verbum finitum im mittheilenden Satze an zweiter, im Fragesatze und dem ihm nachgebildeten Bedingungssatze an erster, sonst im Nebensatze an letzter Stelle; das ergänzende Hauptverbum (Infinitiv oder Participium) im Hauptsatze an letzter Stelle, mit dem Hülfsverbum alle übrigen Theile des Prädicates umklafternd: das sind im Wesentlichen die Gesetze, die bei uns jedes Kind handhaben lernt.^{*} Es würde sie nicht handhaben können, wenn nicht sein Geist durch Übung unbewusst alle die Abstractionen gemacht hätte, deren ich mich eben bedienen musste. Mit Ausdrücken wie Angewöhnung, anerzogene Disposition und dergl. ist hier wenig gethan: sie erklären höchstens das Wie, nicht das Was. Und dieses Was sind eben Kategorien, an deren Erkenntniss sich [64] eine Menge scharfsinniger Forscher abgemüht haben. Dafür ist aber auch dem Genialen nichts verwandter als das Naive. Versucht man es, sich den Sinn einer grammatischen Form oder eines Formwortes klar zu machen, so mag man sich wohl wundern, zu welch abstracten Begriffen man gelangt, und sich dann verduzt fragen: Ist denn das wirklich auch im Hirne jedes schwatzenden Kindes vorhanden? Da||64||rauf kann man nur mit einem entschiedenen Ja antworten. Die Erfahrung ist unanfechtbar, und mit der haben wir es allein zu thun; die Erklärung der Thatsache mag schwierig, vielleicht unmöglich sein, – jedenfalls ist sie ein Problem nicht der Sprachwissenschaft, sondern der Psychologie. Reines Gedächtnisswerk ist die Aneignung

a) der Lautkörper, d. h. der Wörter und der etwaigen Formenelemente, und

b) der unregelmässigen Formen, das heisst derer, die sich nicht in die dem Lernenden zugänglichen Analogien hineinfügen. Die Geistesanlage des Einzelnen spielt gewiss hierbei eine bedeutende Rolle: der Eine bewältigt gruppenweise durch Analogie den Stoff, den sich ein Anderer Stück für Stück anlernen muss. Dass sich nachgehends die Association mit etwaigem Verwandten – das Analogiegefühl – einstellen werde, ist wohl psychologisch wahrscheinlich, und so wird das Sprachgefühl aller einzelnen Sprachgenossen im Wesentlichen das gleiche sein. In diesem Sinne dürfen wir den Sprachgeist einen Bestandtheil des Volksgeistes nennen. Wo nun dem Sprachgeiste Einzelnes als vereinzelt gilt, da hat auch die Einzelsprachforschung von Ausnahmen oder sporadischen Erscheinungen zu reden; denn so lange sie sich in ihren Grenzen hält, kann und will und soll sie die Dinge nur insoweit und so erklären, wie sie sich im Sprachgeiste darstel-

^{*}Das Nähere sehe man in meinem Aufsätze: Weiteres zur vergleichenden Syntax (Ztschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissensch. VIII, S. 144–158).

II, IV. Spracherlernung.

len. Was für diesen ausserhalb der Analogie steht, kann sie mit ihren Mitteln gar nicht erklären, und wenn sie nun doch der Sprachgeschichte die Erklärung entleiht, so darf sie nicht vergessen, dass sie eben mit fremden Mitteln arbeitet und der Sprache fremde, ich meine ihr fremd gewordene Stoffe beimischt, die ausgeschieden sein wollen, sobald sie ihren Aushülfedienst versehen haben. Es ist sehr wichtig, jene zweierlei Bestandtheile scharf zu sondern: diejenigen, die nur in unmittelbarer Erinnerung wurzeln, und jene, die sich zum grossen Systeme der Analogien zusammenschliessen und aus diesem heraus jederzeit neu erzeugt werden können. Solche Erzeugnisse sind völlig zureichend erklärt, wenn ihnen ihre Stellung in jenem Systeme nachgewiesen ist, und diesen Nachweis kann von ihrem Standpunkte aus nicht die sprachgeschichtliche, sondern nur die einzelsprachliche Forschung führen. Darin eben liegt ihre selbständige Berechtigung, die man nur zu leicht verkennt, weil man sich einbildet zu wissen, warum etwas ist, wenn man weiss, wie es früher war und nach welchen Formeln es sich verändert hat. Erklären und darstellen [65] aber kann ich nur das, was sich in meinem eigenen Geiste vorfindet. Daher setzt die Lösung der einzelsprachlichen Aufgabe voraus, dass der Geist der Sprache ein Bestandtheil unseres Geistes geworden sei, und dies ist nur durch Spracherlernung zu erreichen. Ich werde diesem Gegenstande mehr Raum widmen, als es sonst in Werken über allgemeine Sprachwissenschaft üblich ist. Der Leser wolle sich erinnern, dass ich der Sprachkenntniss und der Sprachenkenntniss mehr Werth beimesse, als einige meiner Vorgänger. (S. 29–30.)

||65||

IV. Capitel.

Spracherlernung.

§. 1.

A. Durch mündlichen Umgang.

Es ist höchst lehrreich, Kinder im Alter der Spracherlernung zu beobachten. Sie stellen sich dabei sehr verschieden an: manche brauchen Jahre, ehe sie die Schwierigkeiten der Aussprache und der Grammatik überwinden, und für andere scheinen diese Schwierigkeiten kaum vorhanden zu sein. Ich wüsste deutsche Kinder zu nennen, die von Beginn ihrer Redeübungen an die Gutturale, die Consonantenhäufungen ihrer Muttersprache, selbst fremdsprachliche Wörter, die sie hörten, leicht und fehlerfrei nachsprachen, gegen unsre Genusregeln, die Unre-

gelmässigkeiten in der Pluralbildung und in der Conjugation kaum je verstiegen. Andere bauten sich ganz selbständig eine eigene Sprache mit seltsamen Gesetzen auf; so ein Knabe, der nach Art der Semiten die Consonanten als das Feste, Beständige **behandelte** und die Vocale um so tiefer wählte, je grösser ihm die Gegenstände erschienen. Einen gewöhnlichen Stuhl nannte er Lakeil, einen Grossvaterstuhl Lukul, ein Puppenstühlchen Likill; für alles Runde hatte er die Wurzel *m-m*. Der Mond oder ein Teller hiess Mem, eine grosse runde Schüssel Mom oder Mum, die Sterne aber – mit symbolischer Wiederholung – Mim-mim-mim-mim-mim. Als sein Vater im grossen Reisepelze vor ihm stand, sagte er nicht Papa, sondern Pupu. Hier war also der kindliche Geist, völlig frei schaffend, auf eine innere Wurzelbeugung verfallen, und damit scheint mir bewiesen zu sein, dass innere Veränderungen der Wurzeln nicht immer durch mechanische Prozesse entstanden sein müssen. Spuren einer ähnlichen Lautmalerei finden sich u. A. im Malaischen und sonst vieler Orten.

behandelte,
1891

[66]

Jetzt aber handelt es sich weniger darum, wie Kinder ihre eigenen Sprachen bilden, als darum, wie sie sich die Muttersprache aneignen, und auch hierbei sind sie in gewisser Weise mitschaffend. In einem gewissen Alter beginnt das Kind sich in der Bildung verschiedener Laute zu üben; zu einem kleinen Vorrathe von Vocalen – meist wohl *e, ä, ö, ä* und *a* – finden sich nach und nach consonantische Laute ein: die Nasalen *m, ng, n*, ferner *p, b* und wohl auch eine Art labiales *r*, sowie *l, t* u. s. w. Die Reihenfolge mag individuell stark schwanken. Es ist nicht anzunehmen und jedenfalls nicht wahrzunehmen, dass das Kind mit diesen Lauten bestimmte Vorstellungen verbinde, – **die** werden erst von den Eltern hineingelegt. Diese gehen auf das kindliche Lallen ein, wo immer es einem brauchbaren Worte ähnelt, wiederholen es, unwillkürlich nachbessernd, reagiren darauf und gewöhnen so den erwachenden Geist, die ||66|| Bewegung der Lauterzeugung, ihre hörbare Wirkung und das darauf Erfolgende **zu einander** in Beziehung zu setzen. Das Kind sagt *mm-mn*, die Eltern sagen *mama, mama*, und nun nimmt die Mutter das Kind auf den Arm; oder es greift nach etwas und ruft – zufällig – dabei *ham!* da antworten die Eltern: haben! und geben ihm den Gegenstand, den es zu begehren schien. Bei Alledem sind Zweckmässigkeit und Absichtslosigkeit auf beiden Seiten fast gleich: das Kind wollte nicht lernen, die Eltern wollten auch neunmal unter zehnen gar nicht lehren, hüben und drüben war es ein Spiel, und doch gedieh es zum Unterrichte.

die
1891

zueinander
1891

Hinfort wächst der Wortschatz des Kleinen stätig, zuweilen erstaunlich rasch, und von selbst stellen sich grammatische Anregungen ein. Denn die Eltern bedienen sich, indem sie zum Kinde oder in seiner Gegenwart von ihm

reden, unzählige Male derselben stereotypen Sätze, von denen das Kind sich sein Theil aneignet. Dem Kinde wird Allerlei gezeigt und benannt, es spricht nach und gewöhnt sich je länger je mehr daran, Sinn mit den Sprachlauten zu verbinden. Zunächst erfasst es natürlich nur das Stoffliche; kennt es aber den stofflichen Inhalt der wichtigsten Satztheile, so gewöhnt es sich auch an die Wortfolge, d. h. an eine mehr oder minder unveränderliche Ordnung der Vorstellungen. So keimen die Kategorien des Subjects, Prädicats, Objects, Adjectivums u. s. w., je nach der Eigenart der betreffenden Sprache: das erste wesentliche Merkmal der menschlichen Rede ist da: die Gliederung. Diese Sprache hat aber auch lautliche Formenelemente, es seien [67] dies Wortformen oder Formwörter. Wählen wir den schwierigen Fall, den einer Sprache mit reich entwickelter Formenlehre. Das Kind gewöhnt sich daran, dasselbe Wort in verschiedenen Formen und dieselbe Form an verschiedenen Wörtern wieder zu erkennen. Die Sprache sei eine semitische, so gewöhnt sich das Kind daran, die Affixe gesondert aufzufassen und in den Wortstämmen die Consonanten als Träger der materiellen Vorstellungen von den formanzeigenden Vocalen zu unterscheiden: der Triconsonantismus wird im Sprachgeföhle wirksam. Weiter: unsre flectirenden Sprachen sind so zu sagen defectiv; kein Wort nimmt alle Formen an, und keine Form ist allen Wörtern gemein, sondern die Formen vertreten sich gegenseitig zum Ausdrucke der nämlichen grammatischen Kategorie. Wir sagen: wehen, wehte, geweht, aber: sehen, sah, gesehen, – gehen, ging, gegangen. Und nun denke man gar weiter an die vielerlei Bedeutungen der Endungen, o, am, um, is im Lateinischen, an unsere launenhaften Genusregeln u. s. w. Es ist eine Riesenarbeit, dies Alles zu bewältigen, und wohl die meisten Kinder brauchen lange Zeit, ehe sie sich in diesem Wirrsale zurechtfinden. Und doch gelingt manchen auch dies oft unglaublich rasch. Ich habe es selbst erlebt, wie ein noch nicht zweijähriger Knabe seinen Vater fragte: „Papa, hast du mir was mitgebracht? – gebrungen – gebracht!“ So schnell, fast in einem Athemzuge legte das Kind den Weg durch zwei falsche Analogiebildungen bis zur richtigen Form zurück.

||67||

Es wäre sicher der Mühe werth, recht reichliches Material zur Kenntniss der Kindersprachen zusammenzutragen. Man sollte meinen, wenn irgend etwas, so müssten jene freien Wort- und Formschöpfungen einen Rückschluss auf den Urzustand der menschlichen Sprachen gewähren, und was der unbeeinflussten Thätigkeit des Kindes erreichbar sei, das müsse es auch den Urmenschen gewesen sein. Nun sind aber diese kindlichen Urschöpfungen so mannigfaltig, dass man schier daran verzweifeln muss, sich darnach allein eine annähernd richtige Vorstellung von den Sprachanfängen der Menschheit zu machen. Versuche in dieser

schwierigeren
1891

unsre
1891

mannichfaltig,
1891

Richtung tauchen immer und immer wieder in der Literatur auf; sie haben günstigsten Falles den Werth des Romanes, einer Dichtung, die wir wahr nennen, wenn sie Menschenmögliches erzählt.

Anders verhält es sich mit der kindlichen Sprachaneignung, die mir geradezu als vorbildlich gilt für jedes wahre Erlernen eines fremden Idioms. Zwischen verschiedensprachigen Menschen pflegt es schnell zu [68] einer Art **stummen** Verständigung zu kommen; genug schon, wenn man die Aufmerksamkeit des Fremden durch ein Geräusch auf sich gelenkt hat, – mehr erzielt zunächst das Schreien des Kindes auch nicht. Was nun der Andere will, das merkt man in der Regel leicht, nicht seine Worte versteht man, sondern die Mienen und Gesten, die sie begleiten. Dass man ihn richtig verstanden habe, beweist der Erfolg. Je enger der Gedankenkreis ist, innerhalb dessen man zu suchen hat, je lebhafter Mienen- und Geberdenspiel, je flinker das eigene Auffassungsvermögen, desto besser geht diese Art der Unterhaltung von statten. Dabei fasst denn mit der Zeit der Eine auch Brocken von der Sprache des Anderen auf, die er nun seinerseits gelegentlich verwerthet, – der erste Schritt zur Spracherlernung. Die weiteren Fortschritte geschehen in geometrischer Progression; denn je mehr man schon weiss, desto leichter lernt man hinzu, desto lieber steigert man Kenntniss und Fertigkeit durch fleissiges Reden.

stummer
1891

Nun ist es einleuchtend, warum gerade Ungebildete und unter diesen wieder Frauen und Kinder oft am schnellsten in der fremden Sprache heimisch werden. Wie sie sich vom ersten Augenblicke an zu verständigen wissen, ist oft geradezu räthselhaft. Folgendes habe ich selbst erlebt: Eine deutsche Dame brachte bei ihrer Rückkehr in die Heimath eine chinesische Dienerin mit, die nur ihre Muttersprache im Dialekte von Canton und ausserdem das s. g. Pitchen-Englisch, die chinesisch-englische Mischsprache verstand. Zu Hause fand die Dame eine für sie gemiethete deutsche Kammerjungfer vor, die nur ihre Muttersprache, kein Wort Englisch, geschweige denn Chinesisch kannte. Seit wenigen Stunden war die Chinesin eingetroffen, da sah ich sie mit ihrer neuen Collegin beisammensitzen, scheinbar im Gespräche begriffen. Hinterdrein fragte ich die Deutsche, ob sie sich denn schon mit der Chinesin unterhalten hätte? „Ja wohl“, war die Antwort, „die hat mir schon ihre ganze Lebensgeschichte erzählt. [68] Nachher wollte ich ihr etwas vorlesen; aber da passte sie nicht auf, da sang sie immer!“ und nun folgte eine lange Erzählung von den wechselvollen Schicksalen der Asiatin, wie sie geheirathet, ihr Mann sich den Trunk angewöhnt und sie geprügelt, wie sie ihn dann verlassen, erst bei einer amerikanischen Familie, dann bei der deutschen Herrschaft Dienste genommen, wo sie schon alles gewesen, wieviele Kinder sie habe u. s. w. Darüber befragte ich die Herrin der Beiden, und diese

bestätigte die Geschichte Punkt für Punkt, eine Ge|69|schichte, die ausser der A-ma nur ihr bekannt sein konnte. Das hatten also lebhafteste Gesten auf der einen Seite, und lebhafteste, sicher combinirende Phantasie auf der anderen Seite zu Wege gebracht.

Missionare, die sich zuerst unter einem wilden Volksstamme ansiedeln, mögen oft ähnlich daran sein; denn nicht allemal stehen ihnen für den ersten Verkehr mit den Eingebornen Dolmetscher zur Verfügung, und nur in gewissen Gebieten, z. B. dem malaio-polynesischen, dem kongo-kaffrischen, können sie sich durch vorherige Aneignung einer nahe verwandten Sprache auf die neue Aufgabe vorbereiten. Mit welchen Schwierigkeiten sie manchmal gerade in sprachlicher Richtung zu kämpfen haben, davon zeugen ihre Berichte: hier scheinen die Laute für eine europäische Zunge unnachahmbar, dort sind ihre Unterschiede so fein, dass jeden Augenblick die garstigsten Missverständnisse entstehen; hier ist die Formenlehre so reich und unregelmässig, dass das beste Gedächtniss sie kaum fassen möchte, – dort ist die Sprache so arm und eng, dass man glaubt, sie erst für die Zwecke der christlichen Lehre **zurecht modeln** zu müssen, – ein gefährliches Experiment! Überwunden wird aber das Alles und noch vieles Andere, hat doch der Sendbote Jahre und Jahrzehnte lang Zeit zum Lernen und Üben.

Reisende, die von Volke zu Volke wandernd Vocabulare zusammenraffen, sind oft in sehr misslicher Lage. Es kostet oft Zeit und Mühe, den Wilden nur dahin zu bringen, dass er die Namen der Dinge nennt, die man ihm zeigt. Man deutet auf die Waffe, die er bei sich führt, und er sagt: die ist gross oder ist neu, die ist mein, oder die gebe ich Dir nicht; man hält ihm die Hand hin, und er sagt: die ist weiss, oder, schon besser: Deine rechte Hand, Deine Handfläche, Deine Finger u. s. w. Das fasst dann der arglose Reisende lautlich auf, so gut er es versteht, und trägt es ein sub rubro Bogen, Messer oder Streitaxt, und Hand. **Vor mehreren Jahren versuchte ich es, einen Melanesier von Pentacosta über seine Sprache abzuhören. Um auch im grammatischen Sinne eine dritte Person und einen Trialis zu haben, zog ich einen Bekannten hinzu. Was „ich“ und „du“, „mein“ und „dein“ heisst, war leicht ermittelt. Kam aber der Dritte in Frage, wies ich auf seine Hände, seine Augen, liess ich ihn singen u. s. w., so kehrte immer das Wort *kōpman* wieder, und ich weiss heute noch nicht, ob dies das Pronomen der dritten Person sein sollte, oder ob es das holländische *koopman* = Kaufmann, und dann weiter eine allgemeine Bezeichnung für jeden ||69|| europäischen Herrn war. – Dazu kommt nun die ganze Schaar derjenigen Missverständnisse, die auf der verschiedenen Natur der beiden Sprachen beruhen. Man versuche nur, gut aus einer europäischen Sprache in die andere zu übersetzen, so wird man gewahr werden, wie wenig sich selbst da die Begriffe decken; und nun stelle man sich vor, man hätte**

§. 1. A. Durch mündlichen Umgang.

es mit einer Sprache zu thun, die einem ganz anderen Ideenkreise entsprossen ist. Vocabulare, wie wir sie am Schlusse von Reisewerken finden, nehmen sich oft recht stattlich aus; aber was bürgt für ihre Richtigkeit? Man muss solche Sammlungen sehr dankbar hinnehmen, denn sie sind bahnbrechend, aber [70] auch sehr vorsichtig, denn die Bahn, die sie eröffnen, ist eine schlüpfrige. Irrthümer, wie ich sie vorhin anführte, finden sich in ihnen oft genug. Die Kunst des Inquirens will durch Übung erworben sein, – ich wenigstens wüsste nur wenige Rathschläge zu geben.

Vor Allem sehe man den Leuten scharf auf den Mund, wie sie Lippen, Zunge und Zähne stellen, und bilde ihnen die gehörten Laute so gut es gehen will nach. Zur Lautschreibung empfiehlt sich noch immer für den ersten Gebrauch LEPSIUS' Standard-Alphabet wegen seiner verhältnissmässigen Einfachheit. Einen Cursus der Lautphysiologie kann man nicht jedem wissenschaftlichen Reisenden zumuthen.

Zweitens verlasse man sich nicht auf eine einmalige Beobachtung, sondern frage wiederholt und mit verschiedenen Nebenumständen, z. B. mein Auge, Dein Auge, das Auge eines Dritten, die rechte und die linke Hand des Fragers und des Gefragten geöffnet und geschlossen, von aussen und von innen. Dabei wird nebenher schon manches Grammatische mit zum Vorscheine kommen. Alles Gehörte schreibe man auf, sobald man sich überzeugt hat recht gehört zu haben.

Ferner: wo es angeht, sammle man nicht nur Wörter sondern auch Sätze mit möglichst getreuer Angabe des Sinnes oder wenigstens der Umstände, unter denen sie gesprochen wurden. Damit wird weiter dem grammatischen Zwecke gedient, so gut es in der Eile angeht. Das Beste, was der Reisende unterwegs schaffen kann, ist eine reiche Sammlung zuverlässigen Materials, zumal auch zur Grammatik; und er möge sich immerhin sagen, dass daheim, am Studiertische, auch das scheinbar Geringfügigste zu ungeahnter Bedeutung gelangen mag. Linguistische Forschungsreisende wie ALEXANDER CASTRÉN, VON USLAR, die beiden RADLOFF, MITTERRUTZNER, REINISCH u. A. sind noch immer selten; aber Männer wie FAIDHERBE, HEINRICH BARTH, GEORG SCHWEINFURT, BRIAN HOUGHTON HODGSON, ihres Zeichens Beamte, Geographen und Naturforscher, haben auch Zeit gefunden uns Linguisten reiche Schätze heimzubringen.*

Ich mass vorhin der Spracherlernung der Kinder vorbildliche Bedeutung bei, und in der That kann ich nur dringend empfehlen, sich beim Eintritte in [70] die fremde Sprache möglichst naiv zu verhalten. Man plaudere flott drauf los und soviel wie möglich; auf ein paar Fehler mehr oder weniger kommt es vorerst gar

Beste
1891

[in den
Berichti-
gungen,
S. 502]:
Schwein-
furth
1891

plaudre
1891

* Ein „Handbuch zur Aufnahme fremder Sprachen“, Berlin 1892, habe ich im Auftrage unseres Colonialamtes verfasst.

reden
1891
ein
1891

nicht an. Gesprächige Leute von engem Gedankenkreise sind für den Anfang die besten Lehrmeister. Was und wie sie **reden**, lasse man sich vor [|71|](#) der Hand als Muster dienen und ahme es nach, bilde sich nicht **ein**, es besser zu können. Alles neu Erlernte verwerthe man so schnell wie möglich praktisch im Gespräche: um so fester prägt es sich ein. Soweit irgend thunlich, lasse man die zu erlernende Sprache ausschliesslich auf sich einwirken, expatriire sich sprachlich, um desto schneller und sicherer das neue geistige Heimathsrecht zu erwerben. Das Stadium, wo man noch aus der Muttersprache in die fremde übersetzen muss, will überwunden sein je eher je lieber: unwillkürlich und unmittelbar müssen sich die Gedanken in der fremden Sprache gestalten, – ein günstiges Zeichen, wenn man erst anfängt in dieser zu träumen. Sprachliche Unarten, die man sich etwa im Verkehre mit Ungebildeten angewöhnt, streifen sich bald in besserer Gesellschaft und durch fleissiges Lesen von selbst ab.

Die Methode, die ich hier in ihren Grundzügen geschildert habe, ist in manchen Gegenden zu einer Art volksthümlicher Einrichtung ausgebildet worden. An Sprachgrenzen ist es auch für die ärmeren Classen wichtig, zweier Sprachen mächtig zu sein, und das hat stellenweise zum s. g. Kindertausche geführt. Zwei Familien verschiedener Nationalität geben sich gegenseitig Kinder in Pension, die sich natürlich im pflegeelterlichen Hause schnell die Sprache der neuen Heimath aneignen.

Gegen die zwei- und mehrsprachliche Erziehung der Kinder in vielen wohlhabenderen Häusern wird von Manchen scharf geeifert: das kindliche Hirn werde überlastet, Zeit und Kräfte könnten besser angewendet werden, Oberflächlichkeit des Denkens und Lernens, wohl gar Gemüths- und Charakterfehler seien die Folgen. Meine Erfahrungen haben nichts von Alledem bestätigt. Ganze Land- und Völkerschaften sind mehr oder weniger zweisprachig, und ich wüsste nicht, dass sie sich von ihren einsprachigen Stammverwandten nachtheilig unterscheiden. Wohl alle Deutschrussen sprechen ausser ihrer Muttersprache noch die russische, wohl aller siebenbürger Sachsen ausser ihrem niederrheinischen Dialekte noch Rumänisch, viele überdies Magyarisch, und sie sind wahrlich nicht die schlechtesten ihres Stammes. Das Stammgefühl, wo es wohlgegründet ist, steigert sich oft in der Berührung mit dem Fremden, und der Verstand muss an Vielseitigkeit und Objectivität gewinnen, wenn er gewohnt ist, die Dinge in verschiedenen Sprachen zu durchdenken. Ein neunjähriges Kind sagte einmal: „Es ist doch komisch, wenn ich über eine Sache deutsch oder französisch oder englisch nachdenke: alle [|72|](#)mal nimmt sie sich anders aus!“ So hatte also die Vielsprachigkeit das Denken des Kindes erweitert und vertieft.

[||71||](#)

§. 2.

B. Durch methodischen Unterricht.

Indem wir eine Sprache durch mündlichen Verkehr erlernen, vollzieht sich in uns, ohne dass wir es bemerken, ein Process von Associationen und Abstractionen: das Gleichartige schliesst sich zusammen, das Gemeinsame wirkt in uns als Regel, das Ausnahmsweise prägt sich dem Gedächtnisse ein. Über den Erfolg aber **entscheiden** nicht nur Fleiss und Begabung des Lernenden, sondern auch mancherlei Zufall. Was wir unbewusst wirkende Regeln nennen, sind so zu sagen Niederschläge, Sedimente von Erfahrungen. Aus welchen Erfahrungen und in welcher Reihenfolge sie sich bilden, ist eben Sache des Zufalls, und das Gegenheil des Zufalls ist zielbewusste Methode.

entscheidet
1891

Die Lehrmethode ist um so besser, je schneller, sicherer und vollständiger sie dem Lernenden den Unterrichtsstoff überliefert. Darum hat sie sich nicht allein nach diesem Stoffe, sondern auch nach den Fähigkeiten und Neigungen des Lernenden zu richten, nach seiner geistigen Reife, seinem Auffassungsvermögen, in unserm Falle zumal auch nach den Fehlneigungen, die ihm von seiner Muttersprache her anhaften. Und dann verlangen wohl auch seine besonderen beruflichen Bedürfnisse Berücksichtigung; der Diplomat, der Missionar, der Kaufmann haben sich in verschiedenen Gesellschafts- und Gedankenkreisen zu bewegen, aber sie alle wollen die fremde Sprache geläufig reden und richtig aussprechen. Dies hat der Philolog, der sich in seine Bücher vergräbt, nicht nöthig, dafür aber wieder vieles Andere. Alles dies sind unsachliche, daher in Rücksicht auf das Lehrobject unwissenschaftliche Rücksichten. Mithin ist die Methode nicht Sache der Sprachwissenschaft sondern der Pädagogik; der Sprachforscher als solcher hat nicht zu beurtheilen, ob ein Sprachunterricht zweckmässig, sondern nur, ob er sachlich richtig sei.

Auch das ist für ihn gleichgültig, ob Lehrer oder Lehrbuch. Man hat papierene Bonnen, die uns die fremde Sprache gemächlich einplaudern, und man hat wohl auch wissenschaftliche Grammatiken von Fleisch und Blut, die sich auf keinerlei Compromiss mit den Schülern einlassen. Solche sind nicht für Jeden die besten Lehrer. Es gehört mehr als [73] linguistische Bildung, es gehört auch combinierende Phantasie dazu, sich auf Grund einer theoretischen Darstellung auch nur ein richtiges Bild vom Leben und von der Leistungskraft einer Sprache zu machen, geschweige denn sie praktisch zu bemeistern. Und wem dies alles gelingt, der verdankt es sicherlich mehr den erläuternden Beispielen als den abstracten Lehrsätzen. Mir scheint, dies werde zuweilen übersehen, und vorschnelle Urtheile seien die Folge; unsre Wissenschaft ist reich an warnenden Beispielen dieser Art.

II, IV. Spracherlernung.

Jede Unterrichtsmethode sollte das Übersetzen auf das nothdürftigste Mass einschränken. Die Muttersprache oder eine andere bekannte brauchen wir natürlich als Mittlerin der fremden gegenüber; aber diese Mittlerschaft ist ein für allemal ein Übel, wenn auch ein nothwendiges Übel. Je öfter wir an das Heimische erinnert werden, desto schwerer werden wir im Fremden heimisch. In dieser Hinsicht wurde und wird vielleicht stellenweise noch arg gefehlt. Die lateinische Grammatik wird in deutscher Sprache vorgetragen, auch nachdem die Schüler genug Latein gelernt haben, um die Regeln in lateinischer Fassung zu verstehen. Darin verfahren die Humanisten weiser! Beim Lesen der Classiker ist, – war wenigstens – eine Hauptfrage: Wie drückt man das in elegantem Deutsch aus? – als käme es in der lateinischen Stunde darauf an, Deutsch zu lernen. Mit Exercitien, zumal Extemporalien, wird wohl heute noch vieler Orten wahrer Missbrauch getrieben. Der Lehrer bedarf ihrer nothwendiger als der Schüler, der ihm nur den Beweis liefern soll, dass er die gelernten Regeln und Vocabeln gut inne habe und schlagfertig anzuwenden verstehe. Der Geist des Schülers aber muss eine ganz wunderliche Turnerei treiben, immer hin- und herhüpfen zwischen den beiden Sprachen, in keiner recht zur Ruhe kommen. Das mag eine treffliche Übung sein zu mancherlei anderen Verstandesleistungen, nur gerade für die Spracherlernung ist der Gewinn zweifelhaft. Später, wenn es zum Abfassen freier Aufsätze kommt, wird die bewährte Lehre eingeprägt: Übersetzt nicht aus dem Deutschen, denkt in der fremden Sprache! Das ist aber leichter gesagt als gethan, wenn man auf nichts Anderes eingeschult ist, als auf das leidige Übersetzen. Man hätte die Krücke früher wegwerfen sollen. Und jedenfalls sollte man dies bedenken, dass der Schüler auch im besten Extemporale gerade das gethan hat, was ein Eingeborener nun und nimmer thut, was Einer, der die Sprache beherrschen soll, nun und nimmermehr thun darf. Übersetze ich mit Musse einen mir vorliegenden Text, so kann ich mir [74] überlegen, wo und wie in der Übersetzung die Sätze zu verbinden und zu trennen seien, welche Redewendung der Absicht des Verfassers am nächsten komme; am besten ist es, ich nehme den Gedanken meines Schriftstellers recht voll in mir auf, lasse die Sprache des Urtextes in den Hintergrund treten und übertrage nicht sie, sondern unmittelbar den Gedanken in die fremde Sprache. Damit komme ich der frei schaffenden Handhabung des fremden Idioms, also der natürlichen Sprachanwendung so nahe wie nur möglich und lerne nicht nur Wort mit Wort, Form mit Form, Phrase mit Phrase in den beiden Sprachen zu vergleichen, sondern recht eigentlich Sprachgeist mit Sprachgeist. Hiesse das aber nicht, einem jugendlichen Kopfe zuviel zumuthen? Ich glaube kaum. Die Genus- und Casusregeln, die unregelmässigen Verben u. s. w. sind Sache des Gedächtnisses; die Aneignung eines fremden

lateinisch!
1891

ein guter
Lateiner
1891

§. 3. C. Aus Texten.

Sprachgeistes dagegen ist Sache der geistigen Schmiegsamkeit, die der Jugend vor Allen eigen ist. Ein Kind mag einen hübsch stilisirten französischen Brief schreiben, der doch von orthographischen und grammatischen Fehlern wimmelt: er ist nicht besser und nicht schlechter als etwa ein Brief einer ungebildeten **Französin**; ganz französisch gedacht und gesagt, nur mangelhaft geschrieben. Das Umgedrehte, grammatische **Correctheit** beim hölzernsten Stile, erlebt man eher bei Erwachsenen. Es käme auf den Versuch an, ob sich jene Fähigkeit der Jugend nicht ausnutzen liesse, – man experimentirt ja soviel, auch im Unterrichtswesen.

Französin:
1891

Correctheit
1891

||73||

Bedeutende Verbesserungen in diesem Sinne haben schon jetzt an einzelnen Schulen Eingang gefunden. Quartaner müssen versuchen den Inhalt des eben gelesenen Caesar-Capitels in freier Rede oder Niederschrift wiederzugeben, aus dem Stegreife die oratio obliqua des Textes in die recta zu übertragen oder umgekehrt. So wird **sozusagen** aus dem Lateinischen in's Lateinische übersetzt. Beim Übersetzen in's Deutsche werden die langen lateinischen Perioden in kurze Einzelsätze aufgelöst u. s. w. Ob dies Verfahren sich überall praktisch bewähre, ob es nicht schwächeren Schülern zuviel zumuthe, mögen Schulmänner beurtheilen. Wir stehen hier auf dem Standpunkte der Sprachwissenschaft, und von dieser aus muss verlangt werden, dass man vom Unterrichte möglichst Alles ausscheide, was das Einleben des Schülers in die fremde Sprache verzögert.

so zu sagen
1891

Wer Sprachen aus Büchern erlernt, thut **gut**, die fremden Laute, zumal die Vocabeln und Paradigmen, vernehmbar auszusprechen. Beabsichtigt er nicht mündlich in der fremden Sprache zu verkehren, so mag [75] er die seinem Organe schwierigen Laute durch bequemere ersetzen, z. B. sanskrit *bhū* wie behu in „behutsam“, oder das semitische 'Ain wie ein *n* (=ng) aussprechen: arabisch *fañala*, *fañalat*, **jafñalu**, *fuñila* = فَعَلْتُ، فَعَلْتَ، يُفَعِّلُ، فُعِّلَ، um 'Ain von Alif und Hamza zu unterscheiden. So wirken Ohr und Auge zusammen, um die lästige Gedächtnissarbeit zu fördern.

gut
1891

jafñulu,
1891
يُفَعِّلُ
1891
فُعِّلَ
1891

§. 3.

C. Aus Texten.

Es handle sich um eine Sprache, für deren Erlernung uns keine grammatischen noch lexikalischen Hülfsmittel zur Verfügung stehen, in der uns aber Texte vorliegen. Wir setzen voraus, dass uns die Schrift dieser Texte bekannt sei, und es nun gelte, Grammatik und Wortschatz der Sprache zu ermitteln. Diese Arbeit stellt, wie kaum eine andere, den linguistischen Takt, den combinirenden Scharfsinn, oft auch die Ausdauer des Forschers auf die Probe und ist ebenso lohnend

wie anregend. Wir müssen die Umstände, die ihre Möglichkeit bedingen, einzeln in's Auge fassen.

Vor Allem bedarf es (ausser der Schrift) mindestens noch einer bekannten Grösse: entweder wissen wir, was der Text enthält, oder wir erkennen die Verwandtschaft der fremden Sprache mit einer uns zugänglichen: oft trifft Beides zusammen, z. B. bei Bibelübersetzungen in Sprachen malaio-polynesischen oder kongo-kaffrischen (Bantu-)Stammes.

Missionären
1891

Die Texte, um die es sich hier handelt, rühren meist von **Missionären** her: es sind Übersetzungen von Bibelstücken oder von bekannten Katechismen und gottesdienstlichen Büchern, dann, zumal bei den Katholiken, oft mit gegenüberstehendem Texte in einer europäischen Sprache. Zuweilen sind es auch Volkssagen und Gespräche, denen eine Übersetzung beigelegt ist. Das sind die günstigen, zum Glücke auch die gewöhnlichsten Fälle. Ist dann das Textmaterial nicht ||74|| zu dürftig, die Sprache nicht gar zu schwierig: so wüsste ich nicht, wer vor der Aufgabe zurückschrecken sollte. Ich könnte einen Mann nennen, der ohne jede Anleitung, ja ohne jede höhere Schulbildung, aus blosser Liebhaberei eine ansehnliche Zahl asiatischer und afrikanischer Sprachen auf diese Art aus Bibelübersetzungen erlernt hat.

[76]

Vielen Scharfsinnes und einer gewissen Routine bedarf es dagegen, wenn man nur den allgemeinen Inhalt des Textes ahnt. Katechismen sind zuweilen von ihren Verfassern frei entworfen; die zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniss, das Vaterunser, in katholischen Büchern dieser Art auch noch einiges Andere, was zu dem Unerlässlichen gehört, erkennt man wohl leicht; das hilft aber nicht weit. Nun entdeckt man mit Hülfe der bisher ermittelten Wörter und etwaiger Eigennamen den Inhalt anderer Stücke, in denen der Stil des Verfassers freieren Spielraum hat, z. B. Schöpfungsgeschichte, Sündenfall u. dgl., lernt dabei Neues hinzu, und so reist man „auf der Vetterstrasse“ weiter. Mein verewigter Vater hat in seinen „Melanesischen Sprachen“ durch die That bewiesen, wieviel Gewinn ein geübter Scharfsinn auch aus solchen, oft sehr mageren Quellen zu ziehen vermag.

Die Enträthselung von Texten mit alleiniger Hülfe bekannter Sprachen oder Dialekte ist zumal unsern paläographischen Forschern geläufig. Ihnen verdanken wir die Bekanntschaft mit manchen altgriechischen Dialekten, mit den Schwestersprachen des Lateinischen, dem Altgallischen u. s. w. Immerhin ist der Weg von Sprache zu Sprache kein ganz sicherer, weil oft die gleichen Wörter hüben und drüben sehr verschiedene Bedeutungen haben; man denke an englisch *knight*, Ritter, deutsch: Knecht, englisch *knave*, Schurke, deutsch: Knabe. Dann

aber sind auch ziemlich nahe Verwandtschaften nicht immer augenfällig. Ein Spanier oder Portugiese wird sich ziemlich leicht in einem italienischen Texte zurechtfinden, – ein Italiener wahrscheinlich schon etwas schwerer in einem spanischen oder portugiesischen. Legt man ihm vollends ein rumänisches Zeitungsblatt vor, so wird er lange an den sonderbaren Conjunctionen, Präpositionen und Casusformen Anstoss nehmen, ehe er wirkliche Verwandtschaft mit dem Italienischen, – mehr als blossе Wortentlehnungen – anerkennt. Und doch steht das Rumänische in manchen Punkten seines Lautwesens dem Toskanischen näher als das Portugiesische.

Es könnte scheinen, fremdsprachigen Texten gegenüber wären wir von allem Anfange an lediglich auf gelehrtes Forschen angewiesen. Dem ist nicht so; auch hier bewährt sich für's Erste oft ein rein naives Verhalten. Man lese ein paar Seiten, am besten laut oder halblaut, um dem Gedächtnisse auch durch's Gehör zu Hülfe zu kommen. Um eine richtige Aussprache braucht man sich dabei nicht sonderlich zu bemühen, [77] nur unterscheide **man**, was verschieden geschrieben ist. Bald wird man gewahr, dass sich Wörter, wohl auch Wortstämme [75] und Wortformen **wiederholen**, und entdeckt gelegentlich deren Bedeutung. So findet sich denn ganz allmählich der Instinkt der Analyse ein, der Text plaudert uns vor, und von Seite zu Seite lernen wir ihn besser verstehen. Wer schnell auswendig lernt und eben nur der Sprache mächtig werden will, der dürfte auf diese Weise rascher zum Ziele kommen, als wenn er nach Forscherart gewissenhaft Collectaneen führte. **Das war die Methode des grossen Autodidakten HEINRICH SCHLIEMANN. Er bediente sich des Fénélon'schen Télémaque, bekanntlich eines der Bücher, die die meisten Übersetzungen erlebt haben. Den Urtext kannte er; und von der Übersetzung lernte er soviel auswendig, als er brauchte, um der Sprache leidlich Meister zu sein. Das Weitere that dann der Verkehr mit Eingeborenen und die Lectüre von Originalschriften.**

man
1891

wieder-
holen
1891

Aus hodegetischen Gründen kann ich nur jedem Sprachforscher empfehlen, dass er sich gelegentlich in dieser Art der Spracherlernung versuche. Wählt man eine fremdgeartete, nicht gar zu schwierige Sprache, etwa eine **der** Bantufamilie, eine malaische, polynesische oder melanesische, eine **uralaltaische**, so kann man, auch wenn man sich noch nie zuvor in dem betreffenden Sprachenkreise umgesehen hat, des Erfolges gewiss sein. Dabei empfängt man eine Fülle ganz neuer wissenschaftlicher Anregungen, der Scharfsinn übt sich, und man hat nach kurzer, allerdings trockener Arbeit den Genuss einer stündlich wachsenden, selbst-erzeugten Erkenntniss. Zudem sieht man die Fertigkeit in dieser Forschungsmethode durch Übung sich ausserordentlich steigern. Wir wissen, nicht immer ist Sprachtalent mit sprachwissenschaftlicher Befähigung gleichbedeutend. Wird es

uralaltaische,
1901

aber in dieser Schule erzogen, so ist zu erwarten, dass mit ihm zugleich auch die Sicherheit des wissenschaftlichen Urtheils gewinne, denn ganz von selbst gesellt sich zu solcher Praxis auch das theoretische Nachdenken.

V. Capitel.

Erforschung der Einzelsprache.

§. 1.

Bisher handelte es sich um das Erlernen, das heisst um die blossе Aneignung einer bei Anderen schon vorhandenen Kenntniss oder Fertigkeit. Fortan haben wir es mit der Thätigkeit des Forschers zu thun, der neues Wissen gewinnen will. Sein Ziel ist nicht blos Kenntniss, sondern Erkenntniss, d. h. Einsicht in den Zusammenhang der Dinge.

[78]

An dieser Stelle möchte ich die Sprache nicht nur mit einem Organismus, sondern geradezu mit einer Persönlichkeit vergleichen. Denn es handelt sich ||76|| weniger um eine physiologische, als um eine seelisch-intellectuelle Einheit, um eine Individualität, einen Charakter, der sich in allen, selbst den geringfügigsten Lebensäusserungen bewähren wird, selbst da, wo störende Mächte seine freie Entfaltung verkümmert haben.

Hier zeigt sich nun der ganze Ernst der Aufgabe. Die Einzelsprache besteht aus zahllosen Künsten, äussert sich in unendlich mannichfaltigen Redebildern, die Regeln werden von Ausnahmen durchbrochen, und diese sind für den wissenschaftlichen Beobachter nicht minder wichtig als jene. Mehr noch: innerhalb der nationalen Individualität der Sprache ist der persönlichen Individualität der Sprechenden ein mehr oder weniger weiter Spielraum gelassen, und auch dies, das Mass der Freiheit, gehört zum Charakter der Sprache.

Jede Sprache verkörpert eine Weltanschauung, die Weltanschauung einer Nation. Sie stellt eine Welt dar, das heisst zunächst die Gesamtheit der Vorstellungen, in denen und über die sich das Denken eines Volkes bewegt; und sie ist der unmittelbarste und bündigste Ausdruck für die Art, wie diese Welt angeschaut, für die Formen, die Ordnung und die Beziehungen, in denen die Gesamtheit ihrer Objecte gedacht wird. Wer sie so versteht, – und nur der versteht sie wissenschaftlich, – zu dem redet durch sie das Volk: Dies ist mein Standpunkt, dies also mein geistiger Gesichtskreis und die Perspective, in der sich für mich die Dinge gruppieren, – und dies ist die Eigenart meines geistigen Auges, womit ich die Welt betrachte, und das sich an und in dieser Welt geschult hat.

§. 1. Erforschung der Einzelsprache.

Es ist nicht hier der Ort, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, der für die allgemeine Sprachwissenschaft einer der fruchtbarsten ist. Genug, jede Sprache liefert uns ein ganz individuelles und ganz einheitliches Bild. Was dem grübelnden Scharfsinn so schwer gelingt, ein folgerichtig durchgeführtes System, das hat hier, unbewusst und ungewollt, ein naiver Geist in voller Gesetzmässigkeit geschaffen, einen Riesenbau, dessen kleinster Keim, richtig gedeutet, vom Plane des Ganzen zeugen würde, und dessen Plan nun umgekehrt im letzten Keime nachgewiesen werden sollte.

Alle wahrhaft wissenschaftliche Darstellung ist ein Nachschaffen. Der Gegenstand der einzelsprachlichen Forschung ist die Sprache als Rede: die soll aus dem nationalen Sprachvermögen erklärt werden, nachdem dieses, inductiv, aus ihr ermittelt worden ist. Sie hat nicht den Ursprung dieses Vermögens zu erklären, – das ist Sache der allgemeinen Sprachwissenschaft – auch nicht dessen zeitliche Wandlungen zu verfolgen, – das gehört der Sprachgeschichte an, – sondern sie soll dies Vermögen, wie es jeweilig ist, entdecken, beschreiben und bis in die letzten seiner Windungen hinein verfolgen. Sie soll nachschaffen, das heisst die Form ihrer Darstellung der Sache selbst ablauschen. So verstanden, ist ihre Arbeit ebenso schwierig wie reizvoll; zum Scharf- und Tiefsinne des Forschers sollte die Gestaltungskraft des Künstlers kommen.

||77||

Es galt hier, wie immer, die Aufgabe zunächst in's Grosse und rein ideal zu fassen, um erst dann auf die Einzelziele der Forschung und ihre Erreichbarkeit einzugehen. Denn in der That können die Fälle sehr verschieden liegen, je nach der Aufgabe, die ich mir stelle, und nach den Vorkenntnissen, die ich mitbringe. Einen deutschen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts liest noch heute jeder Deutsche ohne Schwierigkeit, und bei einiger Übung und Formgewandtheit wird er seine Schreibweise täuschend nachahmen können. Kommt es nur darauf an, das Deutsche des siebzehnten Jahrhunderts auf gewisse Eigenthümlichkeiten hin zu untersuchen, so ist von Hause aus des Unbekannten im Verhältnisse zum Bekannten sehr wenig. Ebenso, wenn wir etwa einen uns geläufigen Dialekt unserer Muttersprache zum Gegenstande der Untersuchung wählen. Solche Arbeiten bleiben auch besser der historisch-genealogischen Forschung vorbehalten, weil die Vergleichung mit anderen Entwicklungsphasen oder anderen Dialekten der Sprache immer dabei die Hauptrolle spielen wird. Nun setzen wir das andere Extrem: es gelte die Erkenntniss einer uns völlig unbekannten Sprache; da kann die wissenschaftliche Arbeit zugleich mit der praktischen Aneignung beginnen. Diese Arbeit fängt an mit dem zweckbewussten Sammeln, also mit der Anlage und Führung von Collectaneen.

Die Fälle
können...
1891

§. 2.

A. Anlegung und Führung der Collectaneen.

Es handle sich um eine ganz fremde Sprache, so ist Alles an ihr gleich wichtig, darum gleich sammelnswerth: jedes Wort, jede grammatische Erscheinung, beide in jeder ihrer Bedeutungen und Anwendungen; – Alles will mit gleicher Sorgfalt aufgezeichnet sein, weil Alles noch neu ist. Dies ändert sich mit der Zeit; des Erkannten und Bekannten wird stündlich mehr, und die Gefahr ist dann nur, dass man zu früh im Sammeln nachlässt, weil man für bekannt oder gleichartig hält, was es nicht ist, oder weil man voreilig verallgemeinert hat. Zumal vor letzterem Fehler ist hier wie überall zu warnen, ist es doch recht eigentlich der Fehler der guten Köpfe. Auf Ausnahmen muss man immer gefasst sein, und wo sie auftreten, da gewinnen alle Beispiele der zuvor entdeckten Regel an Werth. Im Deutschen haben die Verben singen, springen, klingen, zwingen, ringen u. s. w. gleiche Conjugation; gäbe es nicht die Ausnahmen bringen, umringen, so dürfte sich der Grammatiker mit der Regel begnügen: Verba auf –ingen sind stark und haben die Ablautsreihe *i, a, u*. Jene Ausnahmen aber verlangen so zu sagen als [79] Gegengewicht ein vollständiges Verzeichniss der dieser Regel folgenden Verba.

Das fortwährende Blättern in den Collectaneen und Einschreiben ist aber nicht nur lästig, sondern geradezu hemmend, nachtheilig für den Fortschritt im [78] Lernen. Denn es lässt uns nicht dazu kommen, unbefangen in und mit der fremden Sprache zu verkehren, uns in ihr einzubürgern. Doppelter Grund also, das Sammeln zeitweise zu unterbrechen und die durchgearbeiteten Textstücke nochmals cursorisch zu lesen. Meiner Erfahrung nach gelangt man gerade hierbei oft zu neuen, grösseren Gesichtspunkten: die Theile werden vom Ganzen belebt, erleuchtet und erwärmt, – das ahnt man von Anfang an, bald wird man es mit einer Art unbestimmten Behagens empfinden, endlich lernt man es wissenschaftlich verstehen.

Wie soll man Collectaneen anlegen und führen? Practica est multiplex, Jeder hat seine eigenen Gewohnheiten, oft so eigene, dass kein Anderer seine Sammlungen fortführen, sie verarbeiten mag. Das sollte und könnte anders sein, wenn die Collectaneen anders wären, wenn die Methodenlehre unsrer Wissenschaft es nicht unter ihrer Würde hielte, sich mit der äusserlichsten Technik zu befassen. Es ist aber sicherlich nicht gleichgültig, ob mir die Verarbeitung meiner Collectaneen einfache, doppelte oder dreifache Zeit kostet, – nicht gleichgültig, ob die Früchte meines Sammelfleisses, wenn ich nicht dazu komme sie zu verwerthen, für Andere brauchbar sind oder auf ewig der Wissenschaft verloren gehen. Dadurch mögen sich die folgenden Andeutungen rechtfertigen.

§. 2. A. Anlegung und Führung der Collectaneen.

I. Die Collectaneen zerfallen naturgemäss in lexikalische und grammatikalische, und letztere sind bei einer noch unbekannten Sprache zunächst die wichtigeren. Es gilt aus den Beispielen den Sprachbau zu ermitteln, und zum Verständnisse der Beispiele gehört die Kenntniss von der Bedeutung der Wörter.

II. In der Form der Sammlungen herrscht grosse **Mannigfaltigkeit**. Im Allgemeinen empfiehlt es sich, das Papier nicht zu sparen, deutlich aber klein zu schreiben, damit möglichst viel Gleichartiges auf dem zugemessenen Raume untergebracht werde.

Mannich-
faltigkeit.
1891

a) Bücher mit weissem **Papier** durchschliessen zu lassen ist anfangs bequem, aber nur in wenigen Fällen räthlich. Ein anerkannt tüchtiges, nicht allzu kurzes Buch, etwa die Grammatik oder das Wörterbuch einer vielbearbeiteten Sprache, mag Nachträge, stellenweise Berichtigungen, [|80|](#) aber voraussichtlich keine weitgehende Umgestaltung verlangen: so stelle ich mir in einem durchschossenen Exemplare eine Art „neuer, vermehrter und verbesserter Auflage“ her. Gilt es, für ein Wörterbuch zu sammeln, worin die fremde Sprache die zweite Stelle einnimmt, so ist es sehr zweckmässig, ein anderes gleichartiges Buch so zu sagen als Massstab zwischenheften zu lassen. Es handle sich z. B. darum, ein ausführliches deutsch-japanisches Wörterbuch herzustellen: so lasse ich ein ähnlich ausführliches, etwas weitläufig gedrucktes Wörterbuch, etwa ein deutsch-englisches oder deutsch-russisches, durchschliessen, weiss nun, an welcher Stelle ich jeden Eintrag zu machen habe, brauche nicht zu fürchten, dass der Raum nicht zulange, und werde immer an die gebliebenen Lücken gemahnt.

Papiere
1891

||79||

b) Collectaneen in gebundenen, nicht durchschossenen Büchern sind höchstens Reisenden zu empfehlen.

c) Buchähnliche Collectaneen auf losen, gefalteten Bogen sind für grammatische Zwecke brauchbarer als für lexikalische. Ist der Umfang des grammatischen Materials nicht abzusehen, so muss man jedem Rubrum ein besonderes (zweiseitiges) Blatt widmen, um immer neue Blätter einschieben zu können. Steht zu erwarten, dass die Grammatik kurz ausfalle, ist etwa die Sprache besonders einfach oder der Textstoff wenig umfangreich, so kann man zum Vortheile der Handlichkeit mehrerlei auf einer Seite eintragen.

d) Zettelcollectaneen empfehlen sich zumal für lexikalische Zwecke. Nichts ist bequemer sowohl in der Anlage, wie in der Benutzung. Für syntaktische Beispielsammlungen empfehle ich Folgendes: Man trägt die Beispiele, wie sie kommen, untereinander ein auf lange Papierstreifen, die natürlich nur auf einer Seite zu beschreiben sind; dann zerschneidet man die Streifen und vertheilt die Zettel in Briefcouverts mit entsprechenden Aufschriften. Dies Zettelwesen hat das Ange-

nehme, dass man des ewigen Hin- und Herblätterns und Löschens überhoben ist; nur leider verzetteln sich die Zettelchen auch gern!

Über-
setzung,
1891

III. Alle Einträge sind mit genauer Stellenangabe zu versehen. Satzbeispiele sind, am Besten mit **Übersetzung** voll auszuschreiben. Dadurch erspart man sich das nochmalige Aufschlagen, überschaut das Inductionsmaterial mit einem Blicke und kann nach Befinden Theile der Collectaneen in das druckfertige Manuscript einfügen.

IV. Zunächst ist Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit zu erstreben. [81] Die Anordnung der Sammlung ist anfangs ganz unvorgreiflich, das Wörterbuch alphabetisch, die grammatischen Collectaneen etwa in die Capitel unsrer Grammatiken getheilt: Lautlehre, Substantivum, Adjectivum u. s. w. Kennt man Verwandte der betreffenden Sprache, so mag man vorläufig deren Grammatik zum Muster nehmen; – doch darauf kommt wenig an, das System soll ja erst gefunden werden. Im Specialisiren kann man nicht leicht zu weit gehen. Vieles, was man anfänglich getrennt hat, schliesst sich mit der Zeit von selbst zu einer Einheit zusammen, und wenn man dann den allgemeinen Lehrsatz ausspricht, so weiss man, dass man ihn bis in seine letzten Folgen beweisen kann.

§. 3.

B. Prüfung und Ordnung der Collectaneen.

Schon während des Sammelns mögen die Collectaneen nicht nur an Gehalt, sondern auch an Gestalt und Ordnung gewinnen. Vor unseren Augen verknüpfen sich die früheren Beobachtungen mit den neu hinzutretenden, Schranken, die man um einer vorläufigen Ordnung willen aufgerichtet hatte, fallen, neue Kategorien werden entdeckt, die ursprünglichen Capitelüberschriften durch passen||80||dere ersetzt, neue Capitel angelegt. Das Wörterbuch, zunächst roh alphabetisch geordnet, lässt Wortstämme, Wurzeln, Bildungselemente erkennen, die in die grammatischen Collectaneen Aufnahme verlangen; diese ihrerseits gerathen je länger je mehr mit sich selbst in Widerspruch, ihre ganze Einrichtung wird entweder Stück für Stück umgestürzt oder im bösen Glauben beibehalten wie eine **Fable** convenue. Macht man nun Schicht mit der Arbeit des Sammelns, will man zur Ausarbeitung gehen, so muss der ganze Stoff noch einmal gesichtet und geordnet werden, und hier zeigt sich der Vortheil jener losen Zettel, Blätter und Bogen, die man verschieben und legen kann wie die Blätter eines Kartenspielles. Dabei ergeben sich wohl auch Mängel, zu deren Abhülfe noch Zeit ist: Beispiele sind – zumal bei Beginn der Forschung – falsch erklärt, am unrichten Orte eingetragen worden; gewisse Erscheinungen hat man über Bedarf begünstigt, an-

fable
1891

§. 1. A. Die Grammatik.

dere zur Ungebühr vernachlässigt. Neue Anschauungen werden gewonnen: ein einzelnes Beispiel, das bisher in der Masse der übrigen verschwand, verbreitet plötzlich über eine ganze Gruppe von Erscheinungen ein neues Licht. So kann es kommen, dass man die Arbeit des Lesens und Sammelns nochmals aufnimmt und schliesslich ein ganz anderes Buch schreibt, als man sich erst vorgestellt hatte. Beim lexikalischen Sammeln wird man von selbst auf das Neue aufmerksam, weil es eben ein Unbekanntes ist, das man beim Nachschlagen vergeblich sucht. Über neue grammatische Erscheinungen aber schlüpft man nur zu leicht hinweg, wenn sie nicht besondere Schwierigkeiten bieten. Und auch jene Vorliebe für gewisse Theile der Grammatik auf Kosten anderer ist nur zu natürlich.

Man gewinnt bald der inductiven Arbeit eine Entdeckerfreude ab, die geradezu verführerisch werden kann. Man möchte eben immer Neues entdecken, hat seine Wonne an der Mannigfaltigkeit des Gefundenen und betäubt dabei den Sinn für die Einheit und Einfachheit. Man glaubt, Ausnahmen, Freiheiten, Willkürlichkeiten nachweisen zu können, ehe man ernstlich versucht hat, das selt-sam Scheinende den bekannten Gesetzen unterzuordnen. Die meisten Sprachen sind einfacher, folgerichtiger, als sie scheinen, und andererseits doch auch viel feiner und beweglicher, als man nach flüchtiger Betrachtung glauben sollte. Beiden Seiten sollte der Sprachforscher in gleichem Masse gerecht werden; mit dem Zartsinn des Philologen sollte er dem Ausdrucke seine leisesten Abschattungen ablauschen, – und dann sollte er wieder, unerbittlich wie ein Naturforscher auf Gesetzlichkeit dringen, bis ihn sein Stoff ebenso unerbittlich daran gemahnt, dass jenes Geistesleben, das sich in der Sprache äussert, doch ganz anderen Wechsel-fällen und Launen unterliegt, als die Körperwelt.

||81||

VI. Capitel.

Darstellung der Einzelsprache.

§. 1.

A. Die Grammatik.

Sprachkenntniss ist Kenntniss des Sprachbaues und des Sprachschatzes; die Darstellung des Sprachbaues ist Aufgabe der Grammatik, seine Kenntniss not-hwendiges Erforderniss des Grammatikers, aber nicht sein einziges Erforderniss.

Sprache ist gegliederter Ausdruck des Gedankens, und Gedanke ist Verbin-dung von Begriffen. Die menschliche Sprache will aber nicht nur die zu ver-

bindenden Begriffe und die Art ihrer logischen Beziehungen ausdrücken, sondern auch das Verhältniss des Redenden zur Rede; ich will nicht nur etwas aussprechen, sondern auch mich aussprechen, und so tritt zum logischen Factor, diesen vielfältig durchdringend, ein psychologischer. Ein dritter Factor kann hinzukommen: die räumlichen und zeitlichen Anschauungsformen. Die innere Sprachform ist in ihrem grammatischen Theile nichts weiter, als die Auffassung dieser drei Beziehungsarten: der logischen, der psychologischen und der **räumlich-zeitlichen**. Die Art und Weise, wie diese drei zum Ausdrucke gebracht werden, nennen wir den Sprachbau. Grammatik nun ist die Lehre vom Sprachbaue, mithin von der Sprachform, der äusseren, das heisst der Ausdrucksform für jene Beziehungen, und also mittelbar insoweit zugleich der inneren Form, das heisst der dem Sprachbaue zu Grunde liegenden Weltanschauung. Jene äussere Sprachform, und mithin auch die innere, ist eine analytische, das heisst der Gedanke wird in seine [83] Bestandtheile zerlegt und in diesem zerlegten Zustande zum Ausdrucke gebracht. Der Analyse entspricht als (synthetisches) Ergebniss ein organisch gegliederter Körper, das heisst ein Satz oder ein Satzwort*, worinnen das Ganze und die Theile zu einander in Wechselwirkung stehen. Sprachbau ist zunächst Satzbau, und dann natürlich wieder zuhöchst Satzbau.

Wir denken uns eine ideale Grammatik und fragen: wie muss sie beschaffen sein? Vor Allem vollständig, – das versteht sich von selbst. Dann aber auch richtig, und dies begreift etwas mehr in sich, als man wohl gemeiniglich denkt. Nur zu leicht bildet man sich ein, diesem Anspruche genügt zu haben, wenn man die einzelnen Regeln und Erscheinungen der Sprache treu und deutlich wiedergegeben und gebührend mit Beispielen belegt hat. Von der Anordnung des Stoffes verlangt man methodische Zweckmässigkeit und weiter nichts. Wir haben gute Lehrbücher, die ihre Aufgabe so und nur so auffassen. Solche [82] mögen in allen ihren Theilen wissenschaftlich sein, – im Ganzen, ich meine als Ganze sind sie es nicht. Denn eine Darstellung ist nur dann wissenschaftlich, wenn sie sachgemäss ist, und wo die Sache ihre Ordnung in sich selbst trägt, da muss die Darstellung dieser Ordnung folgen, sonst thut sie der Sache unwissenschaftlichen Zwang an. Man sollte meinen, es wäre selbstverständlich, dass wenigstens das Nächstverwandte, dessen Zusammenhang auch dem blöden Auge einleuchtet, nicht auseinandergerissen werden darf; aber auch das Selbstverständliche verlangt Verstand. Im Lateinischen regieren bekanntlich *nubo*, *parco*, *benedico* u. s. w. den Dativ, während die entsprechenden deutschen Verba accusativisches Object haben. Ich entsinne mich aber in einer weitverbreiteten lateinischen Schulgrammatik jene Verben im Capitel vom Accusative aufgezählt gefunden zu haben. Und dergleichen ist möglich, nachdem, ich weiss nicht wieviele lateinische Gramma-

*Z. B. lateinisch: dormit, laudantur.

§. 2. a. Zeitpunkt zur Selbstprüfung.

tiken in, ich weiss nicht **wie vielen** Auflagen bei uns zu Lande das Licht der Welt erblickt, und vermuthlich die Nachfolger immer von ihren Vorgängern gelernt haben. Derartige Fehler vermeidet man nun leicht, wenn man einmal darauf hingewiesen **worden**; und die Abfassung einer Schulgrammatik einer wohldurchforschten Sprache in mehr oder weniger hergebrachter Form ist überhaupt keine sprachwissenschaftliche Leistung. Uns interessirt der Fall, [84] wo der Geist des Grammatikers ein neues Gebäude aufzuführen, nicht **bloss** ein altes neu auszutapezieren hat, – der Fall, wo Plan und Form der Grammatik erst gefunden werden soll.

wievielen
1891

worden,
1891

blos
1891

Ich wiederhole es, dieser Aufgabe ist nur der gewachsen, der die Sprache praktisch beherrscht: das wissenschaftliche Kennen, das Erkennen und Beurtheilen setzt ein Können voraus; die wissenschaftliche Darstellung wird nichts Anderes sein, als eine sachgemässe Erklärung dieses Könnens. Es ist dies ein Zustand, dessen sich der Grammatiker bewusst sein muss, und in welchem er sich Eins weiss mit dem Volke, dessen Sprache er lehren will. Somit wird die Grammatik zur Selbstschilderung, zur Selbstbespiegelung und Selbstanalyse. Diese Aufgabe, richtig erfasst, ist eine der schwierigsten, die dem Sprachforscher gestellt werden kann: er hat es nicht mit einem todten Körper zu thun, den er beliebig zerlegen und dann wieder liegen lassen kann, sondern mit der immer beweglichen Seele, mit seiner eigenen Seele; er muss zugleich ganz subjectiv und ganz objectiv sein, denn eben seine Subjectivität wird ihm zum Objecte. Darum nun fragt es sich zunächst: Wann ist sie ein geeignetes Object, d. h. wann weiss er sich im Besitze des Sprachgeistes? Demnächst aber wird zu untersuchen sein, worin das grammatische Wissen bestehe, wie es also seinem Wesen gemäss dargestellt sein wolle.

||83||

§. 2.

a. Zeitpunkt zur Selbstprüfung.

Wer eine fremdartige Sprache erlernt, wird regelmässig Folgendes erleben: Erst findet er sich in der neuen Gedankenwelt nicht zurecht, fühlt sich höchst unheimlich darin. So vieles geschieht da, dessen **Zweck und Sinn** ihm nicht einleuchtet, und wieder Anderes unterbleibt, was ihm selbstverständlich, unerlässlich dünkt. Ihm ist zu Muthe, wie in einem geborgten Rocke, der ihn hier drückt und zwängt und dort wieder schlottert; oder, dass ich ein anderes Bild gebrauche, denn in Bildern lässt sich hier am besten reden: die eine Sprache däucht ihm wie die ärmliche Hütte eines Wilden, die andere wie ein Museum voll seltsamer

Sinn und
Zweck
1891

Dinge, keine wie ein wohnliches Haus. Er mag hinweggleiten über das, was ihm überflüssig dünkt, mag mit seiner Phantasie ergänzen, was ihm zu fehlen scheint: immer muss er sich sagen: hier geht es nicht nach meinem Sinne her, ich wäre nicht darauf verfallen, es so zu machen! Das nenne ich das Stadium der ersten Verblüfftheit, die der Sprache [85] gilt. Sie dauert solange, als man die Gewohnheiten und Vorurtheile der Muttersprache oder irgend welcher anderen Sprachen mit sich schleppt und immer und immer wieder das Neue an dem Altbekannten misst. Es ist der Zustand des Heimwehes, während dessen man auf die neue Heimath schilt, und das eben beweist, dass man noch nicht heimisch geworden ist. Ich weiss nicht, wieviel Antheil daran der Verstand, wieviel der Wille hat: sicher ist, dass **manche** über diesen Zustand gar nicht hinauskommen. Zu überwinden ist er aber allemal, und auch dabei kommt es auf die richtige Diät an. Man lasse nur die Kritik zu Hause, dränge alle Vergleiche mit dem Heimischen zurück, gebe sich mit ganzer Seele dem Neuen hin, suche es nicht nur zu verstehen, sondern naiv zu geniessen, und misstraue sich selbst, solange man ein Gefühl des Missbehagens in sich verspürt. Denn vielleicht in neun Fällen von zehn beruht das Missbehagen auf Missverständniss; das fremde Geistesleben, wie es sich in einer Sprache darstellt, mag uns an das Treiben in einer Kinderstube gemahnen, nimmermehr aber an ein Narrenhaus.

Manche
1891

Es sind zuweilen die schärfsten Geister, die sich am schwersten zu jenem naiven Verhalten herbeilassen; es sind wohl auch ungeduldige Geister, die den mühsam langen Weg durch die Praxis scheuen und meinen, sie könnten aus einer guten Grammatik ein lebensvolles Bild schöpfen, dürften sich betrachtend verhalten statt erlebend. Beiderlei Geister sind für die grammatische Arbeit noch nicht reif, denn sie sind noch keine geeigneten Objecte zur Selbstanalyse. Und als Subjecte betrachtet, nun so urtheilen die Einen gar nicht, sondern sie nehmen hin, was man ihnen sagt, und die Anderen urtheilen vorschnell.

Beiden kann man nur empfehlen: Lasst die Theorie daheim! Wer sich un- [84] befangen mitten **hineinstürzt** in das Leben und Treiben der fremden Sprache, der wird früher oder später gewahr werden, dass er sich heimisch in ihr fühlt, – oft wie mit einem Schlage, es ist, als wäre die letzte Fessel, die ihn noch hemmte, gesprengt. Jetzt scheint Alles zu kommen, wie er es ahnte, und er meint Alles geahnt zu haben, wie es kam, auch das Neue befremdet ihn nicht mehr. Jetzt weiss er sich der Sprache *congenial*, ihr Geist ist ein Stück seines Geistes. Nun fühlt er sich ein zweites Mal überrascht, verblüfft, aber nicht mehr über die Sprache, – die ist nach wie vor dieselbe geblieben, – sondern über sich selbst; denn in ihm muss etwas anders geworden sein. Er hat Bürgerrecht erlangt in der neuen Heimath, und nun darf er sich fragen: wodurch?

hinein
stürzt
1891

[86]

§. 3.

b. Bestandtheile des grammatischen Wissens; die beiden Systeme.

Man kann noch immer den Ausspruch hören: es gebe Sprachen ohne Grammatik. Die chinesische soll dahin gehören, und Manche, die sie dahin rechnen, gehören zu ihren hervorragendsten Kennern. Diese Ansicht ist allenfalls verzeihlich in einer Zeit, wo ein guter Theil der Grammatiken sich mit der Laut- und Formenlehre begnügt, – was allerdings weniger verzeihlich ist. So gewiss jede Sprache Gesetze hat, nach denen sie sich zur Rede aufbaut, so gewiss hat jede ihre Grammatik. Denn die Grammatik ist eben die Lehre vom Sprachbaue, – nicht bloss von den Bausteinen und dem Mörtel, sondern auch vom Bauplane, nicht bloss von den Redetheilen und ihren etwaigen Formen, sondern auch vom Satze. Eine Grammatik ohne Wortbildungs- und Formenlehre, nur aus Lautlehre und Syntax bestehend, ist möglich, ist sogar nothwendig bei den isolirenden Sprachen, die eine Wort- und Formenbildung nicht oder nicht mehr kennen. Eine Grammatik ohne Syntax ist, streng genommen, ein Unding, jedenfalls nur etwas Halbes; denn sie sagt der Sprache gerade auf dem Punkte Ade, wo die Sprache als Rede in's Leben treten will. An dieser Stelle, bei der lebendigen Rede, müssen wir einsetzen.

Ich kann eine Sprache, das heisst erstens: ich verstehe sie, wenn ich sie höre oder lese, – und zweitens: ich wende sie richtig an, wenn ich in ihr rede oder schreibe. Insofern ich sie verstehe, stellt sie sich mir dar als Erscheinung, oder **richtiger**, als eine Gesamtheit von Erscheinungen, die ich deute. Sofern ich sie anwende, bietet sie sich mir als Mittel, oder richtiger als eine Gesamtheit von Mitteln zum Ausdrücke meiner Gedanken. Dort war die Form gegeben und der Inhalt, der Gedanke zu suchen; hier umgekehrt: gegeben ist der Gedankeninhalt, und gesucht wird die Form, der Ausdruck. Dies leuchtet unmittelbar ein und hat längst in der bekannten Zweitheilung der Wörterbücher seinen Ausdruck gefunden: ich lese Latein, stosse auf ein mir unbekanntes Wort, ||85|| und schlage im lateinisch-deutschen Wörterbuche nach. Ich will lateinisch schreiben, es fehlt mir der richtige Ausdruck für diesen oder jenen Begriff: so suche ich nach ihm im deutsch-lateinischen Wörterbuche unter dem entsprechenden deutschen Worte. Nur nebenher will ich hervorheben, dass in beiden Fällen der Weg durch das Mittel der Übersetzung geführt hat, und dass hier die deutsche Sprache etwas Fremdstoffliches, Zufälliges ist, – ein blosser Nothbehelf. Behandle ich die lateinische Sprache richtig, so behandle ich sie mit derselben Unmittelbarkeit wie ein alter Römer; mit der Vorstellung einer Frauensperson z. B. bieten sich mir von selbst die Wörter *femina*, *mulier* u. s. w., ohne dass mir die deutschen

richtiger
1891

Wörter Weib, Frau, Frauenzimmer und wie sie heissen, in den Sinn kommen. Genug, in der Lexikographie ist jene Zweitheilung althergebracht, aber eine Frucht mehr des praktischen Bedürfnisses als einer Einsicht in das Wesen der Sache. Kein Wunder daher, dass die Grammatiker so lange nicht darauf verfallen sind, in ihren Werken etwas Ähnliches einzuführen; kein Wunder darum, dass fast alle vorhandenen Grammatiken zwischen den beiden Gesichtspunkten eine seltsame Zwitterstellung einnehmen; Folgewidrigkeiten aller Art erklären sich daraus.

In der Grammatik ist die Sprache zugleich Gegenstand und Mittel der Darstellung. Als Darstellungsmittel ist sie fortlaufende Rede, und der Lauf der Rede ist bekanntlich geradlinig, also ein Vor und Nach, kein Links und Rechts, kein Oben und Unten. Als Darstellungsgegenstand ist die Sprache Vermögen, und für dieses Vermögen wäre der ideale graphische Ausdruck zweidimensional, tabellarisch, sodass man von jedem Punkte aus zwei Reihen überschauen könnte; denn Alles in der Sprache ist zugleich zu deutende Erscheinung und anzuwendendes Mittel. Es handle sich um die Conjunction *quod*, die einen Objectssatz einführt: so muss ich, wenn anders ich das Lateinische grammatisch kenne, mit einem Blicke die übrigen Anwendungen von *quod*, und mit einem zweiten Blicke die übrigen Formen des Objectssatzes überschauen, – ganz wie ich von einem gegebenen Punkte einer Tabelle die Augen jetzt in senkrechter, jetzt in waagerechter Linie dahingleiten lasse.

Diese tabellarische Form einer ganzen Grammatik ist ideal, wird wohl auch aus sehr äusserlichen Gründen ewig ideal bleiben. In unserm Geiste aber ist sie vorhanden, und der Grammatiker sollte auf ein Mittel sinnen, um sie thunlichst zu ersetzen, das heisst, sie in die Form der fortlaufenden Rede umzusetzen. Offenbar kann dies nur in einer Weise geschehen: er liest, so zu sagen, die Tabelle zweimal ab, das eine Mal der Länge, das andere Mal der Quere nach. So ergeben sich zwei einander nothwendig ergänzende grammatische Systeme: das eine nenne ich das **analytische**, weil in ihm die Spracherscheinungen durch Zerlegung erklärt werden; das andere nenne ich das **synthetische**, weil es lehrt die grammatischen Mittel zum Aufbaue der Rede zu verwerthen.

||86||

Ich werde hier, das sei wiederholt, die Aufgabe zunächst ideal fassen, also von einer wissenschaftlichen Grammatik reden, die ihren Gegenstand vollständig erschöpft, ihn in der allein durch ihn selbst bedingten Form und Ordnung darstellt und, wie es jede wissenschaftliche Darstellung verlangt, ihre Lehren beweist. Was sich von vorne herein und abgesehen von der Eigenart der einzelnen Sprache bietet, ist zunächst ein weiter dreitheiliger Rahmen, dreitheilig, denn die beiden grammatischen Systeme setzen einen einleitenden allgemeinen Theil, eine Propädeutik, voraus.

§. 4. c. Die Prolegomena.

Anmerkung. Auf die innere Nothwendigkeit dieser zwei Systeme habe ich, meines Wissens zuerst, in der Ztschr. f. Völkerpsych. und Sprachwissensch. Bd. VIII, S. 130, und dann in der Ztschr. d. deutschen Morgenl. Ges. Bd. XXXII, S. 634 flg. hingewiesen. In meiner grösseren **chinesischen** Grammatik (Leipzig 1881) habe ich versucht, den Gedanken zu verwirklichen. Auf einer im Grunde vielleicht verwandten und doch abweichenden Anschauung beruht STEINTHAL's Eintheilung seines geistvollen Buches „Die Mande-Negersprachen“: I. Die Elemente: 1) Lautlehre. 2) Wortlehre. II. Form und Charakter: 1) Die Begriffe. 2) Der Satz. STEINTHAL [88] selbst sagt bei Besprechung meiner chin. Gramm. (Lotus V, pg. 143–144): Je crois aussi qu'il était indispensable d'étudier la grammaire chinoise à ce double point de vue; mais j'aurais fixé d'une autre manière le principe d'où dérivent les deux systèmes. Dann bezieht er sich auf sein Mande-Werk. Dieses ist aber meiner und wohl auch seiner Meinung nach nicht sowohl eine Grammatik, als vielmehr eine ausführliche Sprachschilderung.

chinesischen
1901

§. 4.

c. Die Prolegomena.

Alles in der Sprache ist zugleich Erscheinung und Mittel, Erscheinung, die richtig gedeutet, Mittel, das richtig angewandt werden will. Es könnte also scheinen, dass das analytische und das synthetische System in ihrem Zusammenwirken die Aufgabe der Grammatik völlig erschöpften und einem ersten, einleitenden Theile nichts weiter übrig liessen, als was sonst wohl in den Vorreden und Einleitungen zu Grammatiken besprochen wird: die verwandtschaftliche Zugehörigkeit der Sprache, ihre Geschichte und Literatur, Hilfsmittel zu ihrer Erlernung u. s. w. Die Laut- und etwaige Schriftlehre müsste dann in einem der zwei Systeme, wo nicht in beiden besprochen werden. Dies scheint mir bedenklich.

Es ist natürlich, dass das analytische System dem synthetischen vorangehe; denn man muss die Spracherscheinungen deuten können, ehe man die Sprachmittel anwenden kann. Wo wäre nun im analytischen Systeme die Stätte für die Lautlehre? Zergliedert wird die Sprache als Erscheinung, das ist als Rede. Rede aber ist Satz, und so hat die Analyse vom Satze auszugehen. Folgerichtig schreitet sie vom Ganzen zu den Theilen, also vom Satze zu den Wörtern und Wortformen fort, und erst zuletzt gelangt sie zu den letzten Elementen, den einzelnen Lauten. Dass dies ein Unding wäre, leuchtet ein.

||87||

Diesmal indessen brauchen wir uns mit dem **Argumentum** ad absurdum nicht zu begnügen, wenn anders Folgendes richtig ist: Es giebt in der Sprache Dinge, bei denen der analytische und der synthetische Gesichtspunkt völlig zusammenfallen: die letzten stofflichen Elemente, die Laute, sind wohl durch Analyse zu entdecken, aber sie sind nicht weiter zu analysiren, – wenigstens nicht vom

argumentum
1891

Grammatiker. Und andererseits finden sie sich zwar in der Synthese, d. h. im Zustande der Zusammensetzung vor, dieser Zustand aber ist, wie er sich bietet, lediglich hinzunehmen, die Lautcomplexe sind nachzusprechen, aber sie sind nicht frei [89] zu schaffen. Das synthetische System lehre, wie man aus Wurzeln, Stämmen und Formen Wörter, wie man aus Wörtern Sätze aufbaut; wie man aber aus Lauten Wurzeln aufbaut, kann es nicht lehren. Mindestens also hat die Lehre vom Lautbefunde den beiden Systemen vorauszugehen. Unter dieser Lehre verstehe ich die systematische Aufzählung und Beschreibung der Laute und die Angabe, an welchen Stellen und in welchen Verbindungen sie erscheinen dürfen, die Beschreibung der Accente wird sich dem anschliessen. Laut- und Tonercheinungen aber, die durch die grammatische Synthese hervorgerufen werden, sind vielleicht folgerichtiger Weise einer späteren Stelle vorzubehalten. Dahin gehören die Gesetze des Lautwandels (*sandhi*) bei der Anbildung von Formelementen oder beim Zusammentreffen von Aus- und Anlaut benachbarter Wörter, die Lehren vom Satzaccent, vom Accentwandel u. s. w.

Mit Recht wenden die neueren Grammatiken der Lautlehre vorwiegende Aufmerksamkeit zu. Unzählige scheinbare Unregelmässigkeiten schwinden, wenn man die zu Grunde liegenden Lautgesetze beherrscht. Wo aber diese Gesetze in der gegenwärtigen Sprache scheinbare Willkürlichkeiten zulassen, da ist anzunehmen, dass die Abweichungen auf einem älteren Zustande des Lautwesens beruhen, und dann mögen diakritische Merkzeichen für's Auge unterscheiden was dem Klange oder der jetzt landesüblichen Rechtschreibung nach gleich ist. Die Declinationen und Conjugationen des Koreanischen z. B. würden sich durch solche Hilfsmittel sehr vereinfachen lassen. Ebenso die Passiva der polynesischen Sprachen auf *-ia*, wenn man den Wortstämmen ein für alle Male die verschwindenen, hier wieder zu Tage tretenden Auslautsconsonanten anfügen wollte.

Was nun von den letzten stofflichen Elementen gilt, das gilt wohl auch von den ersten, elementaren Kräften, die den Sprachbau beherrschen. Sie sind nicht mehr zu analysiren, und sie sind auch nicht erst synthetisch herzustellen, sondern sie sind durch Analyse gefunden worden und sollen, wie sie sich bieten, in der Synthese zur Anwendung gelangen. Im allgemeinen Theile meiner chinesischen Grammatik folgt auf die Laut- und Schriftlehre ein letztes Hauptstück mit der Überschrift: die Grundgesetze des Sprachbaues. Das schien und scheint mir nicht nur zulässig und dem Lehrzwecke entsprechend, sondern [88] geradezu durch innere Gründe wissenschaftlich erfordert. Was aber in ein solches Hauptstück aufzunehmen sei, hat sich aus der Natur der behandelten Sprache [90] selbst zu ergeben, immerhin jedoch wird es eine kurze grammatische Charakteristik der Sprache darstellen.

unterscheiden,
1891

verschwindenen
1891

§. 5. d. Das analytische System.

Endlich gilt, streng genommen, das, was ich von den Lauten und Betonungen gesagt, auch von den etwa vorhandenen Formativen, den Mitteln der Wort- und Formenbildung. Sie sind im Sinne des Sprachbewusstseins elementar, nicht weiter zu zerlegen, nicht synthetisch zu schaffen. Nur ihre Bedeutung und Anwendung bleiben in den beiden besonderen Theilen der Grammatik zu erörtern. Immerhin würde ich im allgemeinen Theile die Formenlehre auf das Elementare beschränken, und wieweit dies reicht, ist nach der Natur der einzelnen Sprache zu beurtheilen.

Offenbar ist hierbei der naturgemässe Weg **eingehalten**: der vom Ganzen zu den Theilen. **Er ist der naturgemässe; denn die erste eigenlebige** Einheit der Sprache ist nicht das Wort, sondern der Satz; in ihm und durch ihn erhält erst das Wort seinen Werth. Wollte man Jemandem, der noch nie einen Fisch gesehen, erst ein paar Gräten, dann Schuppen, Flossen, Kiemen, Schwimmblase u. s. w. zeigen, so würde er die Theile sowenig begreifen lernen, wie das Ganze. Wenn es die Grammatik einer indogermanischen Sprache ähnlich macht, die todten Bruchstücke vorlegt und zerlegt, ehe sie uns eine Anschauung des lebendigen Ganzen gegeben hat: so lassen wir uns das freilich gefallen, weil wir schon vorgreiflich, von der Muttersprache her, ein annäherndes Bild des Ganzen mitbringen.

Die erste
eigen-
lebige...
1891

Allein, es kann nicht oft genug wiederholt werden, die Sprache des Grammatikers und seiner Leser ist der darzustellenden Sprache gegenüber immer eine Zufälligkeit; ihr einen Einfluss auf die Einrichtung der Grammatik zuzugestehen, mag wohl dem Sprachlehrer erlaubt sein, nimmermehr aber dem Sprachforscher. Den Unsinn wird noch Niemand ausgesprochen haben, dass etwa ein mathematisches oder ein medicinisches oder entomologisches Werk anders angelegt werden müsse, je nachdem es in deutscher, französischer, chinesischer oder arabischer Sprache verfasst würde. Wäre dann der Sprachforscher allein in die Zwangsjacke seiner Muttersprache gebannt?

§. 5.

d. Das analytische System.

Der Grammatiker hat sich zuvörderst auf den Standpunkt eines Eingeborenen zu versetzen. Der kann seine Sprache, das heisst: er versteht sie richtig und wendet sie in der Rede richtig an, ohne sich von den Regeln, die ihn dabei leiten, Rechenschaft zu geben. In dieser Hinsicht strebt der Sprachforscher über den Standpunkt des bloss praktischen Sprachkenners hinaus.

||89||

Er kann die Sprache, das heisst: er versteht den Sinn jeder Rede und jedes Wortes und findet in ihr für seine Gedanken den entsprechenden Ausdruck; was den

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

Sprachgesetzen zuwider ist, widert ihn an, das Fehlerhafte weiss er zu verbessern. Damit ist schon viel gewonnen, näm^[91]lich eine Menge bekannter Grössen. Es handelt sich nicht mehr um die Arbeit, vermittels deren wir uns eine unbekannte Sprache aneignen, – das gehörte in's Capitel von der Spracherlernung, – sondern um jene Arbeit, durch die wir einer uns bekannten Sprache ihre Gesetze abgewinnen, also die praktische Kenntniss und Fertigkeit in theoretische Erkenntniss umsetzen.

Folgendes wird hierbei der regelmässige Vorgang sein: die Entdeckung beginnt mit dem Nächstliegenden, Augenfälligsten; gleiche Erscheinungen mit gleicher Bedeutung schliessen sich so zu sagen in zwei Bündelreihen zusammen. Das Wort *lapidis* z. B. gesellt sich einerseits zu allen übrigen Casus-Formen von *lapis* und andererseits zu allen Genitiven Singularis der dritten Declination, die ja gleichfalls die Endung *-is* haben und in gleichen syntaktischen Verbindungen wie *lapidis* erscheinen.

Die gleiche Erfahrung wird mit den Formen des Genitivus Singularis in den übrigen Declinationen gemacht; und nun lehren Congruenzfälle, wie *huius magni lapidis*, alle diese Formen als gleichwerthig erkennen. Andere syntaktische Analogien nöthigen ferner, den Genitiven des Plurals denen des Singulars gleiche Functionen zuzusprechen. So werden die Garben zu Feimen gehäuft, die Erkenntnisse immer weiter und allgemeiner, – die Anschauungen verdichten sich.

Ich kann mir ein Buch denken, das diesen Weg vom Engeren zum Weiteren einschläge, so eine Art Odyssee, die gar lehrreich und anziehend sein müsste, wenn sie etwa den Leser der Kreuz und Quer durch die scheinbaren Wirrnisse einer besonders schwierigen Sprache hindurchführte. Nur würde ich ein solches Buch eher ein Probestück grammatischer Induction nennen, daran man lernen mag, wie die grammatischen Entdeckungen und Ermittlungen gemacht werden, – als eine eigentliche Grammatik, die bestimmt ist, den Sprachbau so darzustellen, wie er organisch beschaffen ist, nicht so, wie er Stück für Stück dem Forscher aufdämmert, und wie er sich allerdings auch Stück für Stück in der Seele jedes eingeborenen Kindes eingesiedelt hat.

Der analytische Weg ist der Weg vom Weiteren zum Engeren und zwar, wenn er nicht bloss methodisch, sondern systematisch sein soll, in zweifachem Sinne.

Erstens in Rücksicht auf den Stoff. Gegeben ist das Ganze als Erscheinung; daraus werden die Theile geschält. Das Ganze aber, die lebendige Einheit ist der Satz.

^[92]

Zweitens in Rücksicht auf die Gesetze und Regeln. Die allgemeineren ^[90] haben voranzustehen, und aus ihnen und ihrem Zusammenspiele sind dann, soweit möglich, die besonderen zu erklären.

Jetzt dürfte es einleuchten, dass und warum sich weitere gemeingültige Vorschriften über die Einrichtung eines analytischen Systemes nicht geben lassen. Jede Form des menschlichen Sprachbaues verlangt eine besondere Form und Ordnung der analytischen Grammatik, und so ist es höchstens zu hoffen, dass man dereinst für jeden Sprachtypus einen besonderen Rahmen erfinden werde. Jedenfalls, – wenn anders ich nach meinen eigenen Erfahrungen schliessen darf – ist diese Erfindung überaus schwierig. Die besten Collectaneen helfen dabei doch nur mittelbar, zur Auffrischung des Gedächtnisses. Denn in der That sollte am **Liebsten** dem Geiste die ganze Menge des Einzelwissens immer gegenwärtig sein, während er die allgemeinen Gesichtspunkte zu gewinnen strebt. Kann doch manchmal eine scheinbar geringfügige Ausnahme plötzlich über weite Strecken der Theorie ein ganz neues Licht verbreiten.

liebsten
1891

Aus dem Begriffe des analytischen Systemes folgt, dass gleichartige Erscheinungen zusammengeordnet werden müssen. Was aber als gleichartig zu gelten habe, darüber entscheidet nicht die Vorgeschichte, die Etymologie, sondern der jeweilig wirkende Sprachgeist. Dieser wird allerdings wohl in den meisten Fällen mit der Etymologie übereinstimmen, aber er thut dies nicht immer. Uns Deutschen z. B. ist das Gefühl für die Gleichheit **der Conjunction ob mit der gleichlautenden Präposition**, der Conjunction **dass** mit dem Demonstrativpronomen **das**, **der Conjunction weil mit dem Substantivum Weile**, der Präposition **nach** mit dem Adverb **nahe** abhanden gekommen, weil theils die syntaktischen Functionen theils die Bedeutungen dieser Wörter die Erinnerung an ihren ursprünglichen Zusammenhang verdunkelt haben. Der einzelsprachliche Grammatiker würde also aus der Rolle fallen und sich auf den sprachgeschichtlichen Standpunkt verirren, wenn er diese Wortpaare in seinem Systeme vereinigen wollte.

Meine grössere **chinesische** Grammatik ist meines Wissens der erste Versuch, die beiden grammatischen Systeme, wie ich sie verstehe, getrennt zu behandeln, und es ist wohl bisher der einzige geblieben.* Um also überhaupt ein Beispiel anführen zu können, muss ich mich auf **[93]** sie beziehen. Es zerfällt aber mein analytisches System in folgende vier Haupttheile: 1. Stellungsgesetze. 2. Hilfsörter. 3. Bestimmung der Redetheile. 4. Abgrenzung der Satztheile und Sätze. Die Gründe dieser Anordnung sind nun in Kürze folgende. Die grammatischen Erscheinungen der Sprache wollen aus Gesetzen, diese aus obersten Grundsätzen, – Grundgesetzen – hergeleitet werden. Diese Grundgesetze aber sind Gesetze der Wortstellung, und für die Wortstellung massgebend sind Anfang und Ende **[91]** des Satzes. Darum ist vom begrenzten Satze auszugehen, also anzunehmen,

chinesische
1901

*Über STEINTHAL's Eintheilung seines Buches „Die Mande-Negersprache“, s. o. die Anm. **87 u. 88. ||S. 86.**

aber
1891

dass die Sätze durch Interpunctionen abgetheilt seien. In den Texten sind sie das oft nicht, die lebendige Rede macht oft Pausen, und so ist diese Annahme ganz naturgemäss.

Unter den grammatischen Erscheinungen und Mitteln nehmen die Hülfswörter die zweite Stelle ein, – die zweite, weil ihre Bedeutung und Anwendung unter der Herrschaft der Stellungsgesetze steht und nur aus diesen zu erklären ist.

Nun sind die meisten Stammwörter der chinesischen Sprache dem Functionswechsel auch insofern unterworfen, als sie bald diesen bald jenen grammatischen Redetheil vertreten können: ein Wort „gut“, kann jetzt als Adjectivum, jetzt als Adverb, jetzt als Substantivum, „Güte“, jetzt wieder als verbum factivum oder denominativum, „verbessern, für gut halten“, jetzt endlich als verbum neutrum transitivum, „gut sein gegen Jemand“ dienen. Diese jeweiligen Functionen bestimmen sich nach den Stellungerscheinungen und Hülfswörtern, darum gebührt der Lehre von ihrer Ermittlung der dritte Platz. Dass die rein philologische Kunst der Satzabgrenzung, bei der ausser den grammatischen und logischen noch stilistische Erwägungen mitspielen, an letzter Stelle kommt, bedarf keiner weiteren Rechtfertigung.

Dies als Probe; denn es würde zu weit führen, wenn ich in ähnlicher Weise die innere Eintheilung der einzelnen Hauptstücke begründen wollte. Mag ich nun das Rechte getroffen haben oder nicht: immerhin wird man sehen, wie ich bemüht war, mich einzig und allein von der Natur der Sache leiten zu lassen und der Sprache ihr Gewand auf den Leib zu passen.

Früchte
1901

Dass man fremdartige Sprachen nicht in das Prokrustesbett der lateinischen Grammatik hineinzwängen dürfe, ist längst und unzählige Male ausgesprochen worden, und die Mahnung hat gute Früchte getragen. Fast überall zeigt sich ein löbliches, oft ein erfolgreiches Streben, [94] die Grammatiken nicht-indogermanischer Sprachen individualisirend dem Wesen dieser Sprachen nachzugestalten, – und Wesen und Erscheinung gilt in diesem Falle gleich. So hält man gesondert, was die sprachliche Form trennt, und vereinigt das Formgleiche. Gelingt dies, so entspricht die Eintheilung des Stoffes den Anforderungen eines analytischen Systemes. Dieses System verlangt aber, wie wir sahen, überdies noch eine besondere Ordnung der Theile, die ich nirgends eingehalten finde; und darum nenne ich die Systeme jener Bücher, soweit ich sie kenne, gemischte.

Das analytische System will und soll eine wissenschaftliche Darstellung des Sprachbaues in Rücksicht auf seine Erscheinungen sein. Wissenschaftlich soll es aber auch in dem Sinne sein, dass es seine Lehren beweist. Nun trete man mit diesem Anspruche an die erste beste ausführliche Grammatik etwa einer indogermanischen oder semitischen Sprache und frage sich: inwieweit ist ihm ||92||

genügt? Wo findet sich der Nachweis dafür, dass z. B. das Lateinische so viele und gerade diese Casus, Tempora, Modi hat, keinen mehr und keinen weniger? Dass **die** und die Formen verschiedenen Klanges, z. B. *dicam* und *amet*, gleichwerthig, jene, obschon von gleichem Klange, wie *dicat*, *amat*, *dolet*, *amet*, verschiedenwerthig sind? In der Regel wird ihn der Verfasser so nebenher, unversehens führen, unausgesprochen und unbeabsichtigt, in den syntaktischen Beispielen. Zuzurechnen ist ihm aber doch nur das, was er mit Wissen und Willen thut, und so bleibt auf alle Fälle sein Verhalten diesen Grundfragen gegenüber ein unwissenschaftliches, dogmatisches. Man hat mir nun Folgendes entgegengehalten: Der einzelsprachliche Grammatiker steht auf dem Standpunkte des Eingeborenen; was diesem in seinem Sprachbewusstsein gegeben ist, das darf auch er als gegeben betrachten. Ich verlange aber eben den Nachweis dafür, dass es gegeben sei. Dem römischen Kinde waren jene Dinge nicht angeboren, sondern es erwarb sie allmählich durch Erfahrungen. Welcher Art Erfahrungen dies waren, das zu zeigen ist Aufgabe des inductiven Beweises, der hier wie überall geführt sein will.

sie
1901

Der Einwand, dass Tadeln leichter sei als Bessermachen, ist ebenso naheliegend wie oberflächlich. Allerdings wäre ich nicht weniger in Verlegenheit, als irgend ein Anderer, wenn ich auf der Stelle ein Schema für das analytische System einer indogermanischen Sprache entwerfen sollte. Sind jedoch meine Anforderungen wissenschaftlich gerechtfertigt, [95] so muss ihnen Genüge geschafft werden, mag es noch so viel Kopfzerbrechen kosten. Gilt es der Durchforschung der beiden classischen Sprachen bis in ihre feinsten grammatischen Eigenthümlichkeiten, so sollte man meinen, der Stoff müsse mit der Zeit ausgehen, selbst wenn der Gebrauch jedes Casus, jedes Tempus und Modus und jeder Partikel bei jedem griechischen oder römischen Schriftsteller zum Gegenstande einer Monographie gemacht werden sollte. Denn in der That scheint die philologische Grammatik schon auf's Krümelsuchen angewiesen. Nun wird sie nicht murren, wenn ihr eine neue Aufgabe gestellt wird, eine philosophische im grossen Stile.

Zusatz

Was sich im Geiste der Menschen mit einem Schlage vollzieht, das hat die Analyse des Grammatikers in seine Theile zu zerlegen. Es handele sich um ein semitisches Wort, etwa um das arabische كِتَاب *kitābun*, ein Buch, so empfängt das Gefühl gleichzeitig folgende Eindrücke: 1) den der dreiconsonantigen Wurzel *ktb* = schreiben, 2) den der Vocalefolge *i—ā—u*, 3) den des Rhythmus (Quantität und Accent) ˘ ˘ ˘ , und 4) den des Afformatives *-ūn*. Nun sind die [93] Wurzeln und

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

die Afformativa wesentlich unveränderlich: bleiben also der Vocalismus *i—a* und der Rhythmus *υ —*. Um die Wirkungen beider auseinanderzuhalten, müsste man natürlich den gleichen Vocalismus durch verschiedene Rhythmen und den gleichen Rhythmus durch verschiedene Vocalismen hindurch verfolgen, etwa nach dem Schema folgender Tafel:

| Rhythmen: | | υ υ | υ υ | υ — | —υ u. s. w. |
|------------|-----------|-----------|-----------|-----------|-------------|
| Vocalismen | <i>aa</i> | <i>ǎǎ</i> | <i>ǎǎ</i> | <i>ǎā</i> | <i>āǎ</i> |
| | <i>ai</i> | <i>ǎĩ</i> | <i>ǎĩ</i> | <i>ǎĩ</i> | <i>āĩ</i> |
| | <i>ia</i> | <i>ĩǎ</i> | <i>ĩǎ</i> | <i>ĩā</i> | <i>ĩǎ</i> |

u. s. w.; denn auch die durch Doppelung des folgenden Consonanten scharfbetonten Sylben erheischen besondere Berücksichtigung. Eine saubere Induction verlangt schlechterdings einen solchen Schematismus. Ich weiss aber nicht, ob sich schon Jemand einer so zeitraubenden Arbeit [96] unterzogen hat. Lohnend wäre sie gewiss; denn vorhanden ist das Gesuchte sicher, vielleicht nur schwer zu finden, und wenn es gefunden, erst recht schwer in Worten zu beschreiben. — Übrigens dürfte diese Lehre wohl besser im ersten, allgemeinen Theile, als im analytischen Systeme Platz finden, und sie würde eingehende sprachgeschichtliche Untersuchungen voraussetzen. Die Vorarbeiten hätte jedenfalls die vergleichende Semitistik zu leisten.

§. 6.

e. Das synthetische System.

Das analytische System behandelt die Frage. Wie ist die Sprache grammatisch zu verstehen? das heisst: Welches sind ihre grammatischen Erscheinungen? wie sind dieselben organisch zu ordnen? wie sind ihre mannigfaltigen Bedeutungen einheitlich zu erklären? Gegeben ist also die Erscheinung, und gesucht wird ihre Deutung. Das ist der Standpunkt dessen, der die Rede vernimmt.

Jetzt stellen wir uns auf den Standpunkt des Redenden. Gegeben ist ihm der Gedanke, den er ausdrücken will, und er sucht nach dem richtigen Ausdrucke, — nach dem grammatischen wollen wir sagen; denn nur auf die grammatische Formung, nicht auf die Wahl der Stoffwörter kommt es jetzt an. So ist, um nun den Gegensatz vollends zuzuspitzen, das grammatische Ausdrucksmittel, das der Redende zu suchen hatte, für den Hörenden gegebene grammatische Erscheinung, und der der Rede zu Grunde liegende Gedanke ist für den Hörer als Deutung zu suchen. So verschieden sind die beiderseitigen Standpunkte; sie sind gerade-

zu entgegengesetzt. Und ebenso entgegengesetzt sind die Gesichtspunkte, unter denen das analytische und das synthetische System der Grammatik eine Sprache betrachtet. Dieser Gegensatz, richtig verstanden, muss sich in allen seinen Folgen theoretisch nachweisen und praktisch verwirklichen lassen.

Vor Allem treten die Dinge selbst in umgekehrter Ordnung vor die Blicke. Führt früher der Weg vom Ganzen in immer grösserer Specialisirung durch die Theile, so gilt es jetzt, aus den Stoff- und Formenelementen die Theile, aus den Theilen in stätig fortschreitender Erweiterung das Ganze aufzubauen.

Zweitens werden auch die Einzeldinge verschiedene Bilder darbieten, [97] je nachdem man sie von der einen oder der anderen Seite, in diesem oder jenem Zusammenhange, aus grösserer oder geringerer Entfernung betrachtet. Denn gleich dem Maler muss auch der Grammatiker zeitweilig von dem Original und dem Bilde zurücktreten, um zu beobachten, wie Beide „fernen“. Man begreift leicht, wie bei dieser doppelten Betrachtungsweise die Gegenstände in ganz verschiedene Werthscalas einrücken. Es kann etwas als grammatische Erscheinung höchst bedeutsam und schwierig sein, während es als grammatisches Ausdrucksmittel kaum mehr als beiläufige Erwähnung verdient. Und umgekehrt: Dinge, die zu den wirksamsten, feinsten, in der Anwendung schwierigsten grammatischen Mitteln gehören, mögen sich als Erscheinungen zu einer leicht übersehbaren Gruppe zusammenordnen. Mit anderen Worten: es ist manchmal sehr leicht, den richtigen Ausdruck zu finden, und doch sehr schwierig, zu erklären, wie dieser Ausdruck gerade zu dieser Bedeutung kommt. Und manchmal wieder mag es sehr schwierig sein, die richtigste Ausdrucksweise unter der Menge der sich bietenden zu wählen, und ist sie gefunden, so ist ohne Weiteres dem Hörer der Sinn einleuchtend, und der gewünschte Eindruck auf ihn geübt. Dies darf sogar als die Regel gelten, wenn anders Verständlichkeit und Eindringlichkeit der Zweck der Rede ist. Man weiss, wie lange oft LESSING an seinen Sätzen herumgefeilt hat, bis sie zu ihrer classischen Klarheit und Anmuth gereift waren.

Ich nenne das synthetische System eine grammatische Synonymik. Der Redende will einen Gedanken, vielleicht auch eine Stimmung ausdrücken, er will im Hörer jedenfalls Verständniss, vielleicht auch eine gewisse Stimmung oder Willensneigung erregen. Vieles dabei hängt von dem stofflichen Theile der Rede ab, von verdeutlichenden Zugaben, stimmungsvollen oder besonders treffend gewählten Substantiven, Adjectiven, Verben, Adverbien. LENAU's Gedicht „die drei Indianer“ ist ein Beispiel hierfür. Doch da sind eben die Mittel nicht grammatisch, sondern lexikalisch. Wir aber haben es mit den grammatischen Mitteln zu thun, das heisst mit den Formenmitteln. Dafür, statt längerer abstracter Erörterungen, ein paar Beispiele aus unserer Muttersprache.

||95||

vom
1891

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

Es handle sich um das Object einer Handlung, so habe ich die Wahl zwischen der activen und der passiven Redeweise.

Es handle sich um die Kategorie der Allheit oder Allgemein[98]heit, so kann ich den Ausdruck für sie auf die Seite des Subjectes oder des Prädicates verlegen, wohl auch ihn ganz unterdrücken:

| | | |
|---------------------------|-------------|--------------------------|
| Ein Fixstern hat | | } eigenes Licht u. s. w. |
| Jeder Fixstern hat | | |
| (Die) Fixsterne haben | } haben . . | |
| Alle Fixsterne | | |
| Fixsterne haben insgesamt | | |

Es gelte der Kategorie der Möglichkeit, so stehen mir Hilfsverben und Adverbien zur Verfügung, wohl auch fragende Wendungen: Sollte etwa ...? **und dergl.**

Zwei Sätze sollen **zu einander** im Verhältnisse des Grundes und der Folge oder des Bedingenden und Bedingten stehen, so kann ich diese Verhältnisse durch verschiedene Mittel auf Seiten des Vorder- oder Nachsatzes anzeigen: weil –, wenn –, darum –, dann u. s. w. Und zudem habe ich die Wahl, ob ich den begründenden oder bedingenden Satz voran- oder nachstellen will.

In allen diesen Fällen und natürlich noch in vielen anderen hat die Logik der Grammatik Aufgaben gestellt. Aber auch die Psychologie, die Ethik und Aesthetik haben an der Formung der Sprache Antheil.

Aesthetisch, das heisst der sinnlichen Anschaulichkeit dienend, sind z. B. unsere Diminutive und die vergrössernden, kosenden oder schmähenden Wortbildungen romanischer Sprachen, die **mannigfachen** Ausdrücke für örtliche Verhältnisse und viele von jenen Theilen der Stilistik, denen in der Grammatik eine Stätte gebührt.

In das ethische Gebiet gehören alle jene Fälle, wo die gesellschaftliche Stellung des Redenden und des Angeredeten über die Wahl des grammatischen Formmittels entscheidet. Beispiele sind im Deutschen die Pronomina der zweiten Person: Du, Sie und die veralteten Er, Ihr. Unglaublich tief greift im Japanischen und Koreanischen die Etiquette in die Grammatik ein.

Als psychologisch im engeren Sinne möchte ich diejenigen grammatischen Formenmittel bezeichnen, in denen sich das seelische Verhältniss des Redenden zur Rede oder seine Absicht, auf den Angeredeten einzuwirken, kundgibt. Entschiedenheit oder Unsicherheit des Ausspruches, Erstaunen, Freude, Schmerz oder Furcht und allerhand Neben- und Hintergedanken, die wir auf Augenblicke hinter den Coulissen hervorlugen lassen: sie alle, wenn sie an der grammatischen

u. dgl.
1891

zueinander
1891

mannich-
fachen
1891

Formung der [99] Rede Theil haben, sind psychologische Modalitäten der ersten Art. Hier sprechen wir recht eigentlich uns selbst aus, hauchen dem objectiven In[96]halte der Rede etwas von unserer Seele mit ein. Frage, Bitte, Befehl, Drohung dagegen gehören zur zweiten Art. Hier versetzen wir uns in die Seele des Anderen und bemessen den Ausdruck nach dem beabsichtigten Eindrucke. Rhetorisch ist Beides. Jene Ausströmungen der eigenen Seele sind es vielleicht ungewollt, aber dafür sind sie um so eindrucksvoller, und manche Sprachen, wie die altgriechische und die deutsche, gestatten ihnen einen weiten Spielraum. Wie zart ihre Mittel sein können, dafür ein Beispiel. Der Leser höre den *A* zum *B* sagen: „Hast Du es auch gelesen?“ Und dann höre er den *C* zum *D* sagen: „Hast Du es nur gelesen?“ Beide Fragen geschahen genau in der gleichen Betonung, der Ton fiel auf *g e l e s e n*. *A* und *C* wollen also wissen, ob *B* beziehungsweise *D* ein Buch oder sonstiges Schriftstück wirklich gelesen haben. Wäre es ihnen um das völlige Durchlesen zu thun gewesen, so hätten sie den Ton auf *h a s t* gelegt. Hätte *A* das Wort *a u c h* betont, so wäre der Sinn ähnlich gewesen, wie wenn er gefragt hätte: „Hast auch Du es gelesen?“ Das heisst, er hätte an andere Leser gedacht. Hätte *C* das Wort *n u r* betont, so hätte er daran gedacht, dass *D* wohl auch eine Abschrift entnommen oder Dritten Mittheilung gemacht haben könnte. Wie gesagt, nichts von Alledem. Und doch besagen die beiden Wörtchen jedem Verständigen, dass *A* bei seiner Frage einen ganz anderen Nebengedanken gehegt habe, als *C*. *A* hatte nämlich erwartet, dass *B* das Buch lesen sollte; vielleicht hatte er es ihm geliehen oder empfohlen. Und hätte *B* das Buch nicht gelesen, so hatte *A* den Vorwurf in Bereitschaft: Was hat mir nun das Ausleihen oder Empfehlen genützt? *C* dagegen hatte nicht erwartet, dass *D* das Buch gelesen habe. Nun gewinnt er den Eindruck, als müsse das doch der Fall sein, und ist natürlich überrascht. Antwortet nun *D* verneinend, so darf auch *C* mit einem Vorwurfe erwidern. Der lautet aber: Warum stellst Du Dich denn so und versetzest mich in Irrthum?

Ich habe die Erklärung dieses Beispielen sehr breit ausgesponnen. Solche Dinge sind aber auch oft fein wie Spinnewebe und so durchsichtig, dass man sie selbst kaum sieht. Gewiss kann der Sprachforscher seine Sinne gar nicht genug auf solche Beobachtungen schärfen, und insofern erwächst er sein Lebtage nicht der Schule der classischen Philologen, die hierin die wahrhaft classische ist.

[100]

Nun wird auch der Werth des synthetischen Systemes einleuchten. Zunächst der praktische. Nicht nur handelt es sich um die richtige Handhabung der Sprache bis in ihre letzten Feinheiten hinein, sondern auch um ihr vertieftes Verständniss. Denn nie kann das Verständniss einer Rede tiefer sein, als wenn man die übrigen Mittel überblickt, deren sich etwa der Redner noch hätte zum Ausdrucke

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

seines Gedankens bedienen können, und sich nun Rechenschaft giebt, wie die sich nach Sinn und Wirkung unterscheiden, und warum unter allen gebotenen Möglichkeiten gerade diese eine zur Thatsache geworden ist.

||97||

Aber auch der theoretische Werth für die Beurtheilung der Sprache ist leicht ersichtlich. Denn nun erst, nachdem wir die grammatischen Mittel unter dem synthetischen Gesichtspunkte geordnet haben, lässt sich einsehen, wie reich oder arm, wie fein oder grob der Formenapparat der Sprache, und welchen Richtungen und Zwecken er vorzugsweise zugewendet ist. Zweitens aber, und das habe ich am Chinesischen erprobt, kann das synthetische System zuweilen ein ebenso unerwartetes wie entscheidendes Licht auf räthselhafte Theile des analytischen werfen, zumal auf den genetischen Zusammenhang der grammatischen Erscheinungen. Die Ausdrucksform sei an sich zweideutig, es kann z. B. ebensogut eine Apposition wie ein Genitiv vorliegen. Es giebt aber für den Genitiv ein lautliches Zeichen (Affix oder Hülfswort), das ausschliesslich ihm, nie der Apposition dient. Nun lehrt mich die grammatische Synonymik, dass in der fraglichen Verbindung auch der Gebrauch des Genitivzeichens zulässig ist, und jetzt weiss ich mit einem Male, wie der Sprachgeist entscheidet.

Aber Manches kann für die Theorie nützlich sein, was darum noch nicht in der Theorie begründet ist. Theoretisch begründen heisst in unserem Falle nichts **Anderes**, als nachweisen, dass das synthetische System im Sprachgeföhle des Volkes selbst wurzele. Ist dies der Fall, so muss ein solches Gefühl sich in That-sachen äussern. Nun liegt der Einwand nahe: Diese Thatsachen sind ja eben die grammatischen Erscheinungen der Sprache, deren Ordnung und Erklärung im analytischen Systeme abgethan ist. Was bleibt da also für das synthetische übrig? Ist es nicht unwissenschaftlich, zu trennen, was die Sprache selbst buchstäblich und wörtlich für gleich erklärt, und zusammenzuordnen, was sie **vernehmlich** auseinanderhält? Der Einwand hat viel Bestechendes und hält doch nicht Stich; die alltägliche Erfahrung widerspricht ihm. [101] A sagt dem B etwas. Der sagt es weiter dem C. Er weiss, dass er sich anderer Ausdrücke **bedient**, als A, weiss jedenfalls nicht sicher, ob er des A Rede auch wörtlich wiederholt. Und doch ist er sich vollbewusst, dass er den Sinn jener Rede getreulich wiedergiebt. Wie oft hört man Leute miteinander streiten:

Du hast so und so gesagt.

– Nein, ich habe nicht so gesagt, sondern **so**.

Das kommt aber doch auf Eins heraus.

– Nein, das ist ganz etwas **Anderes**.

Und das kann auch bei Kindern und Ungebildeten zu ganz feinsinnigen Erörterungen über Gegenstände der Synonymik führen. So tief wurzelt das Bewusst-

anderes,
1891

vor-
nehmlich
1901

bedient
1891

so!
1891

anderes!
1891

sein, dass man denselben Gedanken auf verschiedenerlei Weise aussprechen könne; und dies Bewusstsein ist doch auch ein Theil des Sprachgeistes.

Jetzt könnte man einwenden: Also Streit ist doch möglich, also gar so sicher ist jenes synonymische Gefühl doch nicht! Dagegen gilt zweierlei. Erstens ist auch in den Lautformen der Sprachen nicht Alles so sicher, dass man sagen [\[98\]](#) könnte: Das Eine ist richtig, und das Andere ist unrichtig. *A* sagt: „Ich gehe in den Bären zu Tische,“ und *B* lässt die Casusendungen weg und spricht: „Ich gehe in den Bär zu Tisch.“ Sie streiten sich freilich nicht darüber, haben auch gar keinen Grund dazu; denn Einer hat so recht, wie der Andere, und vielleicht spricht morgen Jeder selbst so, wie er es heute vom Anderen gehört hat. Die meisten Menschen halten es mit der Sprache wie mit dem Gelde, achten mehr auf den Werth, als auf das Gepräge, führen in der Regel gültige Münze und streiten nur um die verdächtige. Wortstreite haben freilich noch einen besonderen Reiz als geistige Spiele, und ein Wort ist leichter gefälscht, als ein Geldstück, genügt doch schon ein unsicheres Gedächtniss, um es gegen ein ungleichwerthiges auszutauschen.

Zweitens sind die Werthgrenzen der Synonymen oft etwas verwaschen; Jeder hat seine besonderen Sprachgewohnheiten, die durchaus nicht fehlerhaft zu sein brauchen, und diese Verschiedenheiten betreffen viel öfter den Gebrauch der Wörter und Formen, als ihre äussere, lautliche Gestalt. Es handle sich um den Bedingungssatz. Im Vordersatz bedient sich der Eine lieber und öfter der fragenden Inversion, der Andere der Conjunction *wenn*, ein Dritter wohl gar, wo es halbwegs der Sinn zulässt, des nachdrücklichen *sobald*. Den Nachsatz bildet der [\[102\]](#) Eine ohne einführende Conjunction, ein Zweiter meist mit *so*, ein Dritter mit *dann*. Die kleinen, feinen Bedeutungsunterschiede sollen hier nicht erörtert werden, sie ergeben sich ja aus den Ausdrücken von selbst. Gerade darum aber entsprechen den Sprachgewohnheiten ebensoviele Denkgewohnheiten, und wo jene falsch scheinen, da sind es im Grunde diese, und die Sprache hat nur ihre Schuldigkeit gethan, indem sie auch den etwaigen Denkfehler zum Ausdrucke brachte. So wahr ist das Wort: *Le style c'est l'homme*; denn gerade im Bevorzugen gewisser Formen und Wendungen äussert sich sowohl der Stil als auch die Denkgewohnheit des Schriftstellers.

Darin liegt nun aber eine Hauptschwierigkeit des synthetischen Systemes, dass man neben und hinter den Denkgewohnheiten den feinen Bedeutungsunterschieden nachspüren muss. Solchen Gewohnheiten huldigt wahrscheinlich Jeder, auch der Vielseitigste, und zwar Jeder nach gewissen Richtungen und auf gewissen Gebieten, und das um so mehr, je reicher die Sprache ist. Man denke z. B. an unsere Concessivsätze mit *obschon*, *wennschon*, *obgleich*, *wenn gleich*, *wenn auch*, *obwohl*, *wiewohl*, *obzwar*, dazu an die Inversionen mit *auch*, *gleich*, *schon*, – und dann an die Wörter im Nachsatze: *aber*, *doch*, *dennoch*, *trotzdem*

u. s. w., so hat man für wesentlich dieselbe Gedankenverbindung über ein Dutzend Formen und kann dicke Bücher schreiben, ohne mehr als die Hälfte jener Formen anzuwenden, und ohne dass der peinlichste Sprachkritiker daran etwas zu tadeln fände. Auch zeitweilige Gewöhnungen mögen dabei in's Spiel kommen. Mir war vielleicht bisher der Ausdruck *wie wohl* ungeläufig. Jetzt ||99|| lese ich einen Schriftsteller, der ihn besonders oft gebraucht, und nun bürgert er sich wohl auch in meine Red- und Schreibweise ein, bis ihn etwa bei einer ähnlichen Gelegenheit ein anderer verdrängt.

Eine reiche Sprache wie die unsrige gleicht einem riesigen Arsenale, angefüllt mit unzähligen Werkzeugen, deren immer mehrere annähernd den gleichen Zwecken dienen. Jeder Einzelne aber verfügt nur über eine **beschränkte** Werkstatt, ausgestattet mit einer kleineren Anzahl von Geräthen. Nach diesen greift er meist blindlings und ohne viel Besinnen, immer sicher das Taugliche zu ergreifen. Eher müsste er sich besinnen, wenn er uns erklären sollte, warum er nun dieses Stück in die Hand genommen und nicht jenes. Er hat aber das Gefühl, dass die verschiedenen Geräthe verschieden wirken, und vielleicht können wir ihm sagen, worin dieses Gefühl beruht. Entweder tragen die verschiedenen [103] Synonymen offen den Stempel ihrer etymologischen Herkunft und zeigen somit selbst an, worin sie sich unterscheiden. Das wird der Fall sein bei jenen concessiven Conjunctionen: *obschon*, *obwohl* u. s. w. Oder die einzelnen sind uns in gewissen verschiedenen Verbindungen geläufig. Den begründenden Vordersatz z. B. sind wir bei gewissen Gelegenheiten mit *da*, bei anderen mit *weil* einzuleiten gewöhnt, und nun wirken unbewusste Analogien. Manchmal mag wohl auch bei gleichgültigen Fällen das Bedürfniss nach Abwechslung im Ausdrucke mitspielen, oder es mag im **Gegentheile** träge Gewohnheit dahin führen, dass man immer wieder zu demselben Mittel greift und am Ende den Gebrauch der übrigen verlernt. Wer es dahin kommen lässt, ist natürlich überhaupt nicht mehr als Zeuge zu gebrauchen. Man sieht aber nun, wie sehr die Philologen Recht haben, wenn sie den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller in gründlichen, weitläufigen Abhandlungen erörtern.

Die Gesamtgrammatik einer Sprache kann sich aus mehr äusserlichen Gründen nicht soweit versteigen. Sie braucht es aber auch aus inneren Gründen nicht, denn sie will ja aus der Sprache aller Einzelnen das gemeingültige Mittel ziehen. Und dass ihr dies möglich, dass sie nicht so ganz dem Zufalle preisgegeben, sondern wie immer an feste Grundsätze gebunden sei: das dürfte nunmehr einleuchten. – Wir wollen versuchen, diese Grundsätze zu entwickeln.

1. Offenbar kommt es hier wie immer auf möglichste Vielseitigkeit des Inductionsmateriales an. Eine grössere Anzahl verschiedener, möglichst von einander

beschrän-
tere
1891

Gegentheile
1891

unabhängiger Zeugen will vernommen werden. Ist nun der Grammatiker auf eine Literatur angewiesen, so muss er die Bücher im Zusammenhange lesen, sich in ihre Stimmung versetzen und aus dieser Stimmung heraus die vom Schriftsteller gewählten Ausdrucksweisen beurtheilen. Warum z. B. erzählt Sallustius hier im Imperfectum, da im historischen Perfectum, dort im Infinitiv und dort wieder im Präsens? Und wenn wir erst dem Sallustius auf die Spur gekommen sind, so werden wir voraussichtlich bei den anderen Historikern einem ||100|| ähnlichen Formgebrauche begegnen und mögen getrost ihre etwaigen sprachlichen Vorlieben und Abneigungen auf Rechnung ihrer geistigen Eigenart schreiben: die Sprache ist dieselbe, aber die Sprechenden sind sehr verschieden. Allerdings betrifft dies Beispiel ganz augenfällig den künstlerischen Stil, die Erzählungsweise der Erzähler, die ja nothwendigerweise ihrer Auffassungs- und Empfindungsart entsprechen muss. Und [104] Ähnliches gilt z. B. von den Schlussfolgerungen und Begründungen der Juristen und Philosophen. Überall mag sich in geschlossenen Kreisen ein Handwerks- oder Schulbrauch einnisten, der die freie Entfaltung der Individualität in Schranken bannt. Alles dies muss der Grammatiker einfach hinnehmen, beobachten und verzeichnen. Wo er aber Freiheit sieht, halte er sie nicht für Willkür und Zufall, sondern lausche ihr ihre Gesetze ab.

2. Vor Allem nehme er an, dass eine Sprache, es sei die eines Volkes oder eines Einzelnen, auf die Dauer keinen Überfluss dulde. Zweierlei Ausdrücke für genau denselben Begriff sind aber unnützer Ballast; entweder wird die Sprache das Überflüssige einfach über Bord werfen, oder sie wird das Sinngleiche begrifflich gegeneinander abschatten und so den werthlosen Tand in nützlichen Reichtum verwandeln. Von Beidem weiss die Geschichte zu erzählen. Das Wort *so* wird jetzt kaum mehr in der Bedeutung eines Relativpronomens angewendet, und statt „wenn“ dient es höchstens noch in drohender Rede. Wer die beiden Imperfectformen von *werden*, *ward* und *wurde*, abwechselnd gebraucht, wird wohl die erstere mehr momentan, die zweite mehr durativ oder inchoativ verstehen: „Er sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.“ Aber: „Es wurde viel gezecht, und er wurde gesprächig.“

3. Wie angedeutet, achte man auf die Etymologie, nehme an, dass diese, wo immer sie augenfällig ist, auch in der Seele des Redenden wirke. So müssen sich aus den Bedeutungsunterschieden zwischen *ob* und *wenn*, *schon* und *gleich* jene zwischen *obschon*, *wennschon*, *obgleich*, *wenngleich* ergeben.

4. Auch auf allgebräuchliche Redensarten habe man Acht; denn sie wirken gern vorbildlich nach dem Gesetze der Analogie. Gelten zwei Wörter in gewissen Fällen als Gegensätze, so kann es geschehen, dass sie sich nun in alle Verzweigungen ihrer Grundbedeutung hinein, sozusagen als Gegner verfolgen. Die-

Alles
1891

se Beobachtung habe ich zumal im Chinesischen gemacht, und sie ist mir oft zu Statten gekommen. Ich möchte ihr aber Allgemeingültigkeit zusprechen, denn sie entspricht einem psychologischen Triebe, **Alles**, was sich öfter berührt hat, mit zarten Fäden verbunden zu halten.

Für die Eintheilung des synthetischen Systemes ein im Wesentlichen allgemeingültiges Schema zu finden, müsste wohl möglich sein. Ein solches müsste thunlichst Fächer für Alles und Jedes enthalten, was eine Sprache durch grammatische Mittel ausdrücken mag, einerlei wieviele dieser Fächer [105] von der jeweilig zu behandelnden Sprache ausgefüllt werden. Mit diesem Vorbehalte und nur [101] als das einzige mir zugängliche Beispiel glaube ich mittheilen zu sollen, wie ich das synthetische System meiner chinesischen Grammatik eingerichtet habe. Man bedenke aber zudem: es war ein erster Versuch, der gewiss noch manche Nachbesserung zulässt.

In der Einleitung gebe ich nach einer vorläufigen Verständigung über Zweck und Einrichtung des Systemes allgemeine Anweisungen über die Wahl des Ausdruckes, z. B. über die Vorliebe des Chinesen für Kürze und Abstractheit der Redeweise.

Das Weitere zerfällt in vier Hauptstücke: I. Die Satztheile. II. Der einfache Satz. III: Der zusammengesetzte Satz. IV. Stilistik.

Zu I. In Rücksicht auf die Satztheile war zu fragen: 1. Wie werden sie, z. B. die Substantiva, Adjectiva, Verba u. s. w., gebildet?

2. Wie können sie erweitert werden? Die Antwort lautete:

A. Durch nähere Bestimmungen, und zwar entweder

a) *adnominale*: Apposition, Genitiv, Adjectiv, adjectivisches Participium, – oder

b) *adverbiale*: Adverbien und adverbiale Redensarten für Zeit, Ort, Art und Weise; adverbiale Beziehungen der Substantiva, insbesondere durch Präpositionen und Postpositionen. Das Objectsverhältniss den adverbialen Attributen zuzuordnen, schien nach dem Geiste des Chinesischen unzulässig. Zudem ist aus logischen Gründen die Lehre von Subject und Object nicht wohl von jener über das Genus verbi zu trennen. – Die Eigenart der Sprache bestimmte mich nun,

c) der Zahl, Einheit, Vielheit, Allheit u. s. w. ein besonderes Capitel zu widmen.

d) **Coordination, cumulative und alternative**.

3. Die dritte Frage lautete: Durch welche Mittel werden Satztheile ersetzt? Hier waren die Pronomina zu behandeln. Es ist aber denkbar, dass andere Sprachen noch Ersatzwörter anderer Art haben, demonstrative, interrogative, relative Proadverbien, z. B. da, so, wie, wo u. s. w., – auch wohl Proverba von der Bedeutung:

Coordi-
nation.
1891

dies }
so } { sein
wie? } { thun

– wie das fragende *ainambi* des Mandschu.

[106]

4. Endlich ist zu fragen: Wann dürfen und wann sollen Satztheile weggelassen werden? Darauf antwortet die Lehre von den Ellipsen und Kürzungen.

Zu II. Das Hauptstück vom einfachen Satze habe ich in drei Capitel getheilt: 1. Subject, Prädicat, Object. 2. Psychologisches Subject, Inversionen. 3. Copula, Modalität.

[102]

1. Das Capitel über Subject, Prädicat, Object umfasst die Lehre von den zwei wesentlichen Bestandtheilen des einfachen Satzes: dem Subjecte und dem Prädicate, und den Erweiterungen dieses letzteren durch directe und indirecte Objecte, mithin nach der Ausdrucksweise unserer Grammatiken folgende Formen des Verbum finitum: Neutrum, Activum, Passivum, Reflexivum, Reciprocum, Causativum, Factivum und Denominativum, sowie folgende Casus: den Nominativ, Accusativ, Dativ und den sogenannten Instrumentalis für den Urheber eines passiven Verbums.

Die Grenze zwischen diesem Capitel und jenem von den adverbialen Attributen ist meiner Meinung nach je nach der Eigenart der Sprache verschieden zu ziehen und mag manchmal schwer zu finden sein. Nach dem Geiste wohl der meisten Sprachen ist das Object nichts weiter als eine Unterart des adverbialen Attributes und als solche dem Instrumentalis und den örtlichen Casus nebengeordnet. Aus logischen Gründen aber lässt sich das Object nicht wohl vom Subjecte und von dem Genus verbi getrennt behandeln. Es giebt ja auch Sprachen, die das, was wir am Verbum ausdrücken, dem Substantivum zuschieben und geradezu einen Casus Activus und einen Neutro-Passivus haben. Das Tibetische ist ein Beispiel hierfür. Da heisst: *de skad bdag-gis t'os-pa dus-gčig-na* wörtlich: „Diese Sage (*skad* ohne Suffix, daher neutro-passiv) ich (*bdag*) act. Instr. (*-gis*) hören (*t'os-pa*) Zeit (*dus*) einer (*gčig*) in (*-na*)“ = „Diese Sage habe ich einst gehört“, oder: „Diese Sage ist einst von mir gehört worden.“ Ähnlich in einer südaustralischen Sprache (Encounter Bay): *Korn'* (Mann) -*il* (act. instr.) *lakk-in* (Aufspiessung) *mā-me* (Fisch, neutro-pass., weil ohne Suffix) = „Der Mann spiesst den Fisch auf“, oder: „vom Mann wird der Fisch aufgespiesst“ (H. A. E. Meyer, Vocabulary ... preceded by a Grammar. Adelaide 1843, Seite 38–39). Auch das Baskische unterscheidet zwischen activem und nicht activem Subjecte; das Suffix des Ersteren, -*k*, bezeichnet auch den Urheber eines passiven Verbums. Andererseits vermögen

Korn'
1901

aufgespiesst
1901

Sprachen des malaiischen Stammes nicht nur das logische Object, sondern auch Ort und Werkzeug der Handlung mittels entsprechender Passiva zu Subjecten des Satzes zu machen, und im Chinesischen selbst können gewisse Verba örtliche oder ursächliche Objecte haben und z. B. die Bedeutungen von verweilen und bewohnen, weinen und beweinen in sich vereinigen. Es ergeben sich da für die Anordnungsfrage gewisse theoretische Zweifel, die aber für die Sache kaum erheblich sind.

2. Das zweite Capitel trägt die Überschrift: Psychologisches Subject, Inversionen. Es handelt sich hier um die Fälle, wo die gemeingültigen Stellungsgesetze durchbrochen, wohl auch mittels besonderer Constructionen umgangen, oder wo doch, unbeschadet dieser Gesetze, einzelne Satztheile besonders hervorgehoben werden sollen. Dazu [107] können mancherlei Gründe veranlassen. Es mag gelten, das psychologische Subject, – gleichviel ob dasselbe auch zu||103||gleich grammatisches Subject ist oder nicht, – als Gegenstand der Rede zu kennzeichnen oder auch sonst einen Satztheil nachdrücklicher hervorzuheben, als dies bei seiner gewöhnlichen Stellung im Satze möglich sein würde. Oder es soll eine schleppende oder undeutliche Satzbildung durch eine besser gegliederte oder durchsichtigere ersetzt werden. Oder endlich mag es auch anmuthiger erscheinen, ab und zu in die Eintönigkeit des Satzbaues Abwechslung zu bringen. Vieles davon werden wir später noch näher zu betrachten haben, und so möge einstweilen der Leser an gewisse Erscheinungen im Französischen denken,

z. B.:

Hier était le vingt-deux – Le vingt-deux était hier.

Votre frère, je viens de le voir – Je viens de voir votre frère.

Des cigares, en voici – Voici des cigares.

3. Das Capitel: Copula, Modalität vereinigt in sich die Lehre von der logischen Modalität, das heisst von dem Verhältnisse des Prädicates als eines bejahenden, verneinenden, thatsächlichen, möglichen, nothwendigen, ausschliesslichen u. s. w. zum Subjecte, – und zweitens die Lehre von der psychologischen Modalität, das heisst von der Beziehung des Redenden zur Rede, ob er mittheilt, fragt, ausruft, befiehlt oder bittet, ob er mit Entschiedenheit oder mit bescheidener Zurückhaltung, vermuthend, fürchtend, hoffend, zweifelnd spricht.

a) Das Chinesische hat nun eine Anzahl allgemeiner Modalausdrücke, die ich zunächst behandle. Dann folgt

b) Ja und Nein.

c) Prädicat des Seins.

d) Possessives Prädicat.

e) Ursächliches Prädicat. Beide Letztere gehören zu den Eigenthümlichkeiten

des Chinesischen. Ferner

f) Wörter für Sein und Werden.

g) Negationen.

h) Müssen, sollen, können.

i) Vorhaben, wollen, wünschen.

k) Perfectum. Perfectum und Futurum sind nämlich im Chinesischen modal.

l) Auch, noch.

m) Nur.

[108]

n) Wie.

o) **Comparativ.**

p) Superlativ.

q) Befehl, Bitte.

r) Frage- und Ausrufesätze.

Compa-
rarativ.
1901

Zu III. Das Hauptstück vom zusammengesetzten Satze und den Satzverbindungen bespricht zunächst in der Einleitung die Mittel, welche [104] die Sprache besitzt, um den logischen Zusammenhang der Gedanken darzustellen, dann die Mittel, Sätze in Satztheile zu verwandeln. Es folgen nun die Capitel:

1. Subjects-, **Prädicats-** und Objectssatz.

2. Adnominalsätze einschliesslich der substantivischen Relativsätze.

3. Adverbialsätze, Conjunctionen. Hier werden wieder

a) die allgemeinen Formenmittel besprochen; dann

b) Umstand,

c) Zeit,

d) Grund und Absicht,

e) Bedingung,

f) Causalverhältnisse,

g) **Concessivverhältnisse,**

g)||h) Fortsetzung, Steigerung,

h)||i) besondere Formen der Coordination. Endlich recapitulirend:

i)||k) Synonymik einiger Conjunctionen.

Praedicats-
1891

[in den
Berichti-
gungen,
S. 502]
g. Conces-
sivverhält-
nisse.
(Dann):
h. Fort-
setzung,
Steigerung.
1891

Zu IV. Stilistik. Es ist nicht leicht, die Grenze zwischen Grammatik und Stilistik zu ziehen. Irre ich nicht, so haben Beide ausser ihren Sondergebieten und mitten zwischen diesen liegend noch ein grosses gemeinschaftliches Areal, das der Grammatiker bebauen, an dessen Früchten aber der Stilistiker den Mitgenuss haben sollte. Die Sache verdient und verlangt eine besondere Betrachtung, denn sie geht nicht das synthetische System allein an.

§. 7.

Zusatz I.

Stilistik und Grammatik.

Eine Sprache richtig anwenden heisst: sie so anwenden, wie dies von den Eingeborenen geschieht. Wird dies mit Bewusstsein erstrebt, so ist es geradezu Nachahmung. Jemand nachahmen heisst: seine Eigen[109]thümlichkeiten zur Darstellung bringen. Geschieht dies in übertriebener Weise, so artet die Nachahmung in Caricatur aus. Geschieht es in unzulänglichem Grade, so bleibt die Nachahmung matt, wirkungslos. Ahmen wir endlich einen Anderen in einer Lage nach, die seinem Wesen zuwider ist, so mag das Bild noch so getroffen sein: es befriedigt nicht, denn es macht nicht den Eindruck des Natürlichen, Typischen.

In der Lage des Nachahmers befinden wir uns auch der Sprache gegenüber, solange sie uns nicht zur zweiten Natur geworden ist. Nachahmung setzt Beobachtung voraus, und diese ist Sache des Grammatikers.

Nun handhabt zwar ein Jeder seine Muttersprache in der Regel richtig, aber doch in einer besonderen, ihm eigenen Weise, bevorzugt unter den ver[105]schiedenen, sinnverwandten Ausdrücken (Wörtern, Formen, Redewendungen) die einen zum Nachtheile anderer, vielleicht zutreffenderer, bewegt sich lieber in kurzen als in längeren, lieber in abgerissenen als in verbundenen Sätzen, lieber in begründenden als in folgernden Gedankenreihen, macht häufigen oder auch gar keinen Gebrauch von rhetorischen Fragen u. dgl. mehr. Alles dies nenne ich seinen Stil; und in diesem Sinne rede ich auch vom Stile eines Schriftunkundigen, eines Kindes oder einer Bäuerin. Es ist derjenige Stil, von dem man sagt, er sei der Mensch. Er verhält sich zur nationalen Sprache, wie das Kleidungsstück, das einem Einzelnen auf den Leib geschneidert ist, zur nationalen Tracht, die ein solches Kleidungsstück verlangt oder erlaubt.

Um im Bilde zu bleiben: die Nationaltracht verlangt, gestattet oder verpönt nicht nur gewisse Kleidungsstücke, sondern auch diesen und jenen Schnitt, diese oder jene Farben. So sind auch der Stilfreiheit Grenzen gesetzt, Wege vorgezeichnet, jetzt durch den Geschmack, jetzt durch die Denkgewohnheiten, wohl auch durch das Verständnissvermögen des Volkes. Nicht Alles, was nach den Gesetzen und mit den Mitteln einer Sprache möglich ist, ist in ihrem Sinne gut, das heisst national, das heisst schliesslich doch richtig, auch im streng sprachlichen Sinne richtig.

Hier zeigt sich das Bedenkliche jener Übersetzungsliteratur, auf die wir so oft als einzige Quelle angewiesen sind. Da werden den Völkern aller Erdtheile und Farben in ihren Sprachen Dinge vorgetragen, die weit jenseits ihres geistigen Ge-

sichtskreises liegen, Gedankenoperationen werden ihnen zugemuthet, an die sie nicht gewöhnt, zu denen sie viel[110]leicht gar nicht befähigt sind. Ihre Sprache freilich giebt sich dazu her. Als man noch mit Gänsekielen schrieb, merkte man es bald, wenn Jemand eine fremde Feder führte: da pflegte die gemisshandelte zu schreien. Es giebt einen sprachwissenschaftlichen Instinct, der es schnell empfindet, wenn eine Sprache anders gehandhabt wird, als sie es gewöhnt ist. Das ist auch eine Misshandlung, und wo der Gänsekiel schreit, da zeigt dem Auge des feinsinnigen Betrachters die Sprache fratzenhafte Verzerrungen. Man urtheile nicht vorschnell verallgemeinernd nach unseren hochgebildeten Sprachen. Die sind vielseitig gewöhnt, darum allseitig befähigt. Sie sind seit Jahrhunderten gewöhnt, den verschiedenartigsten Zwecken zu dienen, und ahmen fremde Formen so meisterlich leicht nach, dass man die Nachahmung kaum mehr verspürt, – altgeübte Schauspielerinnen, wenn man will, die jeder Rolle gerecht werden. Jene Armen aber, deren ganzes Leben in einem engen Gedankenkreise dahinschleicht, gleichen wohl, wo ihnen Höheres zugemuthet wird, dem Bauernburschen, den man einmal aushülfsweise in die Livrée gesteckt hat. Es fragt sich: wird ihnen eine glückliche Beanlagung, eine geschickte Verwendung über die Hauptschwierigkeiten hinweghelfen? denn in der That vermag wohl jede Sprache etwas mehr, als der Alltagsbedarf erfordert.

||106||

Besonders irreleitend können für den arglosen Forscher gewisse Grammatiken werden, zumal jene älteren, die pedantisch am lateinischen Schulmuster haften. Da müssen die wildfremdesten Sprachen das ganze grammatische Schema eines NEBRIXA oder ALVAREZ wie eine Schuldforderung Posten für Posten in ihrer Münze bezahlen. Schlimm, wenn sie einen schuldig bleiben; bestreiten sie aber einen doppelt und dreifach, so ernten sie hohes Lob. Dabei geht Alles sehr ordentlich und ehrlich zu: die Mittel sind wirklich vorhanden, werden auch manchmal angewandt. Es fragt sich nur, wie oft und wann und wozu? Was gilt für selbstverständlich? Was muss gesagt werden? Welche Form der sprachlichen Darstellung ist dem Geschmacke und Fassungsvermögen der Hörer genehm? Weist man dies der Stilistik zu, so erklärt man damit einen Theil der Stilistik für einen Bestandtheil der Grammatik. Und das ist er meiner Meinung nach allerdings.

Zunächst, wie aus dem Bisherigen folgt, ein Theil des synthetischen Systemes. Aber auch der analytischen Aufgabe kann eine gewisse Kenntniss des nationalen Stiles zu **statten** kommen. Weiss ich, dass das Altchinesische Kürze der Rede, Allgemeinheit des Ausdrucks, Parallelismus der Sätze liebt: so sind das geradezu fundamentale Kenntnisse, die meiner ganzen folgenden Lernarbeit zu **Statten** kommen werden.*

* Ich rechne es zu den Fehlern meiner chinesischen Grammatiken, dass sie des Parallelismus nicht schon im allgemeinen Theile Erwähnung gethan haben.

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

Jetzt leuchtet es ein, wie erwünscht dem Sprachforscher solche Texte sein müssen, die unmittelbar aus der Rede der Eingeborenen geschöpft sind: Gespräche, Erzählungen, vielleicht rhetorische Leistungen oder selbständige schriftliche Versuche schreibkundiger Leute. Von den Texten der Missionsliteratur aber dürfen wir unter sonst gleichen Umständen denen den Vorzug geben, wo der Verfasser nach langem, innigem Verkehre mit den Eingeborenen in freier Rede auftritt: biblische oder profane Geschichten, die er nacherzählt, ein von ihm selbst entworfenes Schul- oder Beichtbuch. Wo wir auf Bibelübersetzungen angewiesen sind, da ist es Sache des Taktes, die Stellen zu finden, wo sich die Sprache am zwanglosesten geben durfte. Als Beispiel einer verständigen Wahl nenne ich das vielbenutzte Gleichniss vom verlorenen Sohne, – als Beispiel des geraden Gentheiles das erste Capitel des vierten Evangeliums, das leider auch in einer Polyglotte als Sprachprobe herhalten musste.

§. 8.

Zusatz II.

Die Appendices.

Nur nebenher wollen wir jener Gegenstände gedenken, die wohl auch in den Sprachlehren anhangsweise behandelt werden. Es sind dies wohl hauptsächlich folgende:

||107||

1. Redensarten des gewöhnlichen Verkehrs, Höflichkeitsformen oder ihr Gentheil, Titel u. dgl.
2. Feierliche Ausdrücke des Cultus, der Zauberei oder der Dichtkunst, oft Archaismen, manchmal wohl auch von fremdher Entlehntes und Missverstandenes enthaltend, wie in den Zauberformeln der Batta und in den Gesängen der Dayak.
3. Poetik, mindestens die Formen der Gedichte.
4. Zeitrechnung, Mass-, Gewichts- und etwaiges Münzwesen, vielleicht auch Personen- und Ortsnamen, – praktisch, aber natürlich nicht grammatisch.

|112|

5. Endlich wohl auch Literaturübersichten als Wegweiser für das weitere Studium.

Solche Zugaben sind immer dankenswerth, dienen in ihrer Art doch auch dem Sprachunterrichte und finden in der That kaum irgendwo einen geeigneten Platz, als hinter der Grammatik. Von jenen anderen aber, die besonders in Elementarbüchern beliebt sind, von Vocabularien zum Auswendiglernen, Übungsstücken und zugehörigen Glossarien, soll im nächsten Abschnitte mit die Rede sein.

§. 9.

Allgemeines über die Schreibweise und äussere Ausstattung.

Es ist kein Wunder, wenn unsere Wissenschaft bei der grossen Menge der Gebildeten für eine der allertrockensten gilt. Die schweren, öden Stunden von Quarta und Tertia sind noch nicht vergessen, und nun urtheilt man: Nichts langweiliger als eine Grammatik! Seien wir aufrichtig: wie die Mehrzahl unserer wissenschaftlichen Sprachlehren verfasst ist, müssen wir Sprachforscher selbst klagen: Eine trockene Lectüre, so eine Grammatik! Wenn wir sie doch lesen, mit Interesse, vielleicht mit Bewunderung lesen, so ist **Alles**, was den Stoff **belebt**, unsere eigene Zuthat. Wir wissen aber, dass der Verfasser dasselbe gedacht und nur nicht für nöthig gehalten hat, es auszusprechen. Auf den Laien, der nichts, wenigstens nicht viel Zutreffendes hinzudenken kann, hat er keine Rücksicht genommen, der mag sich den Inhalt des Buches gedächtnissmässig einprägen. Kürze und verhältnissmässige Billigkeit der Bücher wird damit erreicht. Auch soll man den Laien und Anfängern, und das sind unter hundert Lesern neunundneunzig, zuerst kurze Bücher in die Hände geben. Es fragt sich nur, an welchen Stellen gekürzt werden dürfe. Nach der Blattzahl und Druckeinrichtung eines Buches bestimmt sich wohl seine Stärke und sein Ladenpreis, nicht aber die Zeit, die es den Leser kosten wird; kurze Bücher können für den Lernenden sehr lang werden, und dickleibige, redselige Bücher können, wie geschwätziges Bonnen, die Spracherlernung gar sehr beschleunigen. Schont man den Anfänger, indem man ihm nur das Nächstwichtigste vorträgt, **||108||** so erweise man ihm noch die weitere Liebe, den Vortrag verständlich und möglichst geschmackvoll einzurichten. Müsste man nicht auf den leidigen Kostenpunkt Rücksicht nehmen, so dürfte knapp bemessener **[113]** Stoff in breiter Form das Richtige sein, – das Lehrbuch müsste zugleich ein anregendes Lesebuch **werden, und, wo es der Stoff erlaubt, müsste einmaliges aufmerksames Durchlesen genügen, um den wesentlichen Inhalt des Buches in uns aufzunehmen**. In anderen Fächern, selbst in der Rechtswissenschaft, ist man längst diesem Ziele nahe gekommen. In der Grammatik mag es damit besondere Schwierigkeiten haben. Immerhin jedoch sollte der Verfasser die Länge oder Kürze seines Buches nicht nach Druckbogen, sondern etwa nach Stundenaufgaben bemessen.

Gerade in Deutschland wird hiergegen oft verstossen, und zwar meines Wissens in hochwissenschaftlichen Werken und in Leitfäden für **Studierende** noch viel ärger, als in den verbreiteteren Schulbüchern. Die besten Lehr- und Handbücher unserer historischen Indogermanistik leisten vielleicht hierin das Ärgste.

Alles
1891
belebt
1891

werden.
1891

Studierende
1891

Es ist da nachgerade ein vornehm bloss andeutender Ton eingerissen, der es verschmährt, in rechtschaffenen Sätzen zu reden, als gälte es, die Syntax in der Praxis ebenso zu vernachlässigen, wie in der Theorie. Dann bleiben wohl auch die Beispiele unübersetzt, als wäre das „Elementarbuch“ doch eigentlich nur für die erfahrenen Fachgenossen verfasst. Der Anfänger mag sich die Erklärung der Beispiele im Wörterbuche zusammensuchen, und er mag sehen, wie er das formlose Gestammel des Textes in eine menschliche Sprache übersetzt. Nun bedarf es nur noch etwa der Grimm'schen oder einer anderen Privatorthographie, um die besten Bücher zu den unlesbarsten zu machen. Niemand misshandelt die Sprache und durch sie den Leser ärger, als ein Theil unserer Sprachforscher.

So mag es doppelt gerechtfertigt sein, wenn an dieser Stelle von Dingen die Rede ist, die streng genommen lediglich zur „Mache“ gehören und sonst bei aller Welt für selbstverständlich gelten. Folgende Sätze dürfen nun wohl auch auf allgemeine Zustimmung rechnen:

1. Es ist sehr förderlich, wenn sich der Leser selbst aus der Grammatik einen Auszug anfertigt. Je kürzer, übersichtlicher, dabei vollständiger dieser ausfällt, desto mehr Gewähr bietet er für das Verständniss des Gelernten. Solche Auszüge **aber sollten** nicht von Paragraphen zu Paragraphen, sondern besser in Zeitabständen, jedesmal nach der Bewältigung eines Lehrabschnittes, und dann womöglich aus freier Erinnerung niedergeschrieben werden. Die tabellarische Form ist, wo sie hinpasst, vorzuziehen.

2. Es mag auch zweckmässig sein, wenn der Grammatiker selbst an geeigneten Stellen seinem Buche solche auszugsweise Übersichten [114] einschaltet und so den Leser anleitet, den Stoff nochmals, in verdichteter Gestalt, vielleicht auch in neuer Ordnung zu durchdenken.

||109||

3. Es ist natürlich erlaubt, solche Auszüge statt anderer Lehrbücher als Leitfa-den für den mündlichen Unterricht und als Repetitorien zu gebrauchen. Sie aber aus ihrer dienenden Stellung in den Rang selbständiger, auch für den Selbstunterricht bestimmter Lehrbücher zu erheben, sollte nicht gestattet sein.

4. Stil- und Satzkürzungen sollte man sich eigentlich nur in solchen Auszügen erlauben, und doch auch hier durch Anwendung von Tabellen, Formeln oder Paradigmen thunlichst vermeiden. Sonst aber möge der Grammatiker wie jeder andere Schriftsteller sich beim Vortrage seiner Lehren und in seinen kritischen Erörterungen unter dem Leser einen Hörer vorstellen, der verlangen darf, dass man in menschlicher Sprache zu ihm rede.

5. Allerdings ist der Lehrvortrag nicht der einzige Zweck der Grammatik. Zumal ausführlichere Werke wollen zugleich Nachschlagebücher sein, müssen also

§. 10. Arten der Grammatiken.

den Stoff möglichst übersichtlich und gedrängt bieten, und insoweit mag ihnen eine conventionell gekürzte Ausdrucksweise vergönnt sein. Von den Registern und den typographischen Hilfsmitteln, die diesem **Zweck** ferner dienen können, ist hier nicht nöthig zu reden. Dagegen mögen im Folgenden zunächst die Arten der Grammatiken und dann in Rücksicht auf diese einige specifisch grammatische Darstellungsmittel besprochen werden.

Zwecke
1891

Anmerkung. Gerade dem Sprachforscher, der sich in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Sprachen aneignen will und soll, sind praktische Sprachführer mit reichlichen Übungsbeispielen oft willkommener, als Bücher mit wissenschaftlichen Präntensionen. Die Theorie wird er sich schon selbst schaffen: er braucht eben die Praxis, um die Theorie daraus zu schöpfen.

§. 10.

Arten der Grammatiken.

a. Systematische – methodische.

Was ich im Früheren über die Eintheilung und Anordnung der Grammatik gesagt habe, galt zunächst von der Systematik einer wissenschaftlichen und vollständigen Darstellung des Sprachbaues. Wir müssen uns nun nochmals den Unterschied zwischen Systematik und Methode vergegenwärtigen. Jene bezweckt für den Gegenstand eine Darstellungsform, die nur durch ihn bedingt, ihm thunlichst angeglichen ist. Die Methode dagegen bezweckt eine Lehrform, die dem Lernenden zu möglichst schnellem, gründlichem und sicherem Erfassen des Lehrstoffes verhilft.

[115]

Ein systematisches Buch muss seiner Absicht nach wissenschaftlich sein; denn vermöge seiner Systematik erklärt es ohne Weiteres, dass ihm die sachgemässe Ordnung und Darstellung des Stoffes als oberste Regel gilt. Daneben kann es in der Ausführung sehr methodisch, vielleicht auch sehr unmethodisch sein, je nachdem es den Bedürfnissen des Lesers mehr oder minder Rechnung trägt.

||110||

Das System verlangt, dass das Einzelne sich aus den allgemeinen Gesetzen organisch entwickle, diese also sich fort und fort in jenem wiederholen, sei es ausgesprochenemassen, sei es stillschweigend, **immer** aber in erkennbarer Weise. Ist der Lernende fähig, eine solche Darstellung zu verstehen, so ist diese zugleich für ihn die methodisch richtigste. Darum lege ich auf jenen allgemeinen Theil der Grammatik einen sehr hohen Werth: er sollte für den Verständigen das bündigste Elementarbuch sein. Diese Methode ist der mathematischen ähnlich und darum, meinen Erfahrungen nach, mathematisch beanlagten Köpfen besonders genehm.

nimmer
1901

Eine Grammatik kann ihrem ganzen Inhalte nach sehr wissenschaftlich und doch in der Anordnung des Ganzen völlig unsystematisch sein, und wenn anders meine früheren Ausführungen über die Zweitheilung in ein analytisches und ein synthetisches System und über die Einrichtung beider richtig sind, so trifft jener Vorwurf auch die besten unter den bisherigen wissenschaftlichen Grammatiken.

Eine methodische Sprachlehre darf von der Systematik gänzlich absehen und ihre wissenschaftlichen Grundlagen unter dem Boden versteckt lassen. Denn sie will ein Können beibringen, nicht eine Erkenntniss. Ich kann mir aber auch denken, dass sie ganz wissenschaftlich und systematisch eingerichtet sei, und den Versuch hierzu möchte ich überall da empfehlen, wo ein genügend vorgebildeter Leserkreis zu erwarten ist. Denn wer eines tieferen Verständnisses des Lehrstoffes fähig ist, der wird sich die Einzelheiten doppelt schnell und sicher aneignen, wenn der Verstand dem Gedächtnisse zu Hülfe kommt, und er wird schlussfolgernd seinen Weg da weiter finden, wo ihn etwa die führende Hand des Grammatikers verlässt. Der Anfänger freilich, auch der bestgeschulte und bestwillige, verlangt noch andere Rücksichten. Der sehnt sich nach dem Eintritt in's frische Leben der Sprache; der unerlässlichen Gedächtnissarbeit unterzieht er sich meist nur widerwillig und ist dankbar, wenn sie zeitweilig durch unterhaltendere Pensa unterbrochen wird. Kurze Paragraphen, lange Übungsstücke, möglichst sofortiges Hantieren mit ganzen Sätzen, wohl gar mit vollständigen Texten, Vertheilung des Lehrstoffes in Lectionen: darin besteht das Wesen jener praktischen Sprachlehren, aus denen wohl selbst Sprachforscher von Fach lieber lernen, als aus kurzen, trockenen Elementargrammatiken. Die Methoden von AHN, OLLENDORF, TOUSSAINT-LANGENSCHIEDT sind nicht sprachwissenschaftliche, sondern pädagogische Leistungen: aber der beste Gelehrte ist nicht immer ein guter Lehrer, und der beste Lehrer braucht nicht ein grosser Gelehrter zu sein, – Beide können bei einander lernen.

[116]

b. Vollständige Grammatiken – Elementarlehrbücher.

Eine bloss methodische Sprachlehre kann in einer Reihe von Lehrgängen (Cur sen) die ganze grammatische Schulung von den Anfangsgründen bis zu den ||111|| letzten Feinheiten der Sprache bieten, von Stufe zu Stufe sich wissenschaftlicher gestaltend. Beispiele hierfür liefert unsre Schulbuchliteratur in Überfülle, und regelmässig bestehen diese Sprachlehren aus sovielen einzelnen Büchern als Cur sen. Das Ganze ist aber doch als Einheit gedacht: immer redet derselbe Lehrer zu denselben Schülern, weiss, was er bei ihnen voraussetzen darf, und richtet sich darnach. Die Toussaint-Langenscheidt'schen Briefe nun gar sind so zu sagen pa-

§. 10. Arten der Grammatiken.

pierene Hauslehrer, die ihre Schüler wöchentlich einmal besuchen und sie unvermerkt in immer höhere Classen aufrücken lassen. Offenbar hat Jeder die Wahl, bei welcher Stufe des Wissens er den Unterricht abbrechen oder aufgeben will, das Lehrbuch braucht nicht mehr zu enthalten, als gelernt werden soll, und so hat jeder denkbare Umfang desselben wenigstens eine Art wirthschaftlicher Berechtigung: das Angebot bemisst sich nach der Nachfrage. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus aber lässt sich vielleicht folgende Dreitheilung rechtfertigen:

1. Vollständige Grammatiken, **das** heisst solche, die sich die Aufgabe stellen, alle grammatischen Erscheinungen der Einzelsprache, auch die seltensten und **unbedeutendsten**, zu verzeichnen und zu erklären. Gelöst ist diese Aufgabe wohl nur einmal, in PĀNINI's Wunderwerke; unternommen aber und in weitem Umfange durchgeführt ist sie noch öfters worden, so von SYLVESTRE DE SACY in seiner Grammaire arabe, von RAPHAEL KÜHNER in seinen grossen lateinischen und griechischen Grammatiken. Durchführbar ist sie überhaupt wohl nur da, wo man es mit der Sprache einer abgeschlossenen Literatur zu thun hat. Wo die Quellen spärlich rinnen, wie etwa beim Gotischen, Altirischen, Althebräischen u. s. w., ist es natürlich allemal geboten, sie nach Möglichkeit auszunutzen, um wenigstens relative Vollständigkeit zu erzielen. Dabei giebt es keine Massgrenze nach oben: je reichhaltiger, desto besser. Besonders umfängliche Werke dieser Art werden immer nur als Handbücher, nicht als Lehrbücher **gelten**: man liest sie durch, dann stellt man sie beiseite, um sich in schwierigen Fällen Rathes bei ihnen zu erholen. Darum müssen alle Übersichtlichkeitsmittel, die man von einem Nachschlagebuche verlangen kann, bei ihnen angewandt werden. Bloss [\[117\]](#) Nachschlagebücher wollen sie aber darum doch auch nicht sein, – sonst wäre die lexikalische Anordnung für sie die geeignetste. Der Verfasser will und soll zeigen, wie sich das Viele in seinem Geiste einheitlich gestaltet hat. Hinter der Menge der Paragraphen kann dies indessen nur zu leicht verschwinden. Da empfiehlt es sich denn, den Capiteln Einleitungen vorzuschicken, die ihre Disposition von allgemeinen Gesichtspunkten aus begründen. Immer muss der Leser empfinden, dass er es nicht mit einem Aggregate zu thun hat, sondern mit einem Systeme.

2. Eine gewisse Voll- und Selbständigkeit des grammatischen Wissens ist aber das Ziel jedes höheren Sprachunterrichtes. Wir wollen die Sprache richtig [\[112\]](#) verstehen und anwenden lernen, ohne ferner der Lehrer, Dolmetscher oder Übersetzungen zu bedürfen. Diesem Zwecke muss ein Lehrbuch entsprechen, das wir entweder eine ausführliche Grammatik oder eine vollständige Sprachlehre nennen wollen, denn als solches, für seinen Zweck, ist das Lehrbuch vollständig. Als Beispiele brauche ich nur die lateinischen und griechischen Schulgram-

dass
1901

unbedeutendsten
1891

gelten;
1891

wieviel
1891

Wissen-
schaftlich
1901

matiken anzuführen, die man den Gymnasiasten in die Hände giebt. Nun ist es interessant zu beobachten, wie diese Bücher in den letzten Jahrzehnten immer kürzer geworden sind, und wie sie voraussichtlich noch ferner einschrumpfen werden. KÜHNER's griechische Schulgrammatik enthält fast doppelt soviel Stoff wie die KOCH'sche. Ich weiss nicht, **wie viel** Antheil hieran das verständige Vorbild der Franzosen hat, die dem Schüler nur soviel schwarz auf weiss geben, als er in seinen Geist aufnehmen soll. Sache des Lehrtactes ist es, das richtige Mass zu finden. Als ein Beispiel des Gegentheiles darf es gelten, wenn die Schüler βλῖττειν, zeideln, a verbo lernen müssen: – wer nicht Bienenvater ist, wird kaum wissen, was das deutsche Wort bedeutet!

Wissenschaftlich und systematisch darf das vollständige Lehrbuch sein, sollte es auch sein, wenn es für Schüler von genügender Fassungskraft berechnet ist. Nur so erfüllt es den doppelten Zweck der logischen Schulung und der Anregung zu selbständigem philologischen Denken.

3. Kurze grammatische Vorschulen sind zumal auch zur ersten Einführung in schwierige Sprachen zu empfehlen. Sie sind in Rücksicht auf den eigentlichen Lehrstoff möglichst knapp zu bemessen, sollten nicht mehr bieten, als nöthig ist, damit der Lernende unter Beihülfe [118] eines Lehrers oder gedruckter Übersetzungen und Schlüssel an leichtere praktische Übungen gehen könne. Wissenschaftlichkeit ist auch hierbei soweit möglich zu erstreben, strenge Systematik aber nicht nöthig. Alles kommt hier auf die Methode an, die aber auf sicherem grammatischen Urtheile beruhen muss. Der Grammatiker muss den Stoff statistisch überschauen, um das Gewöhnlichste als das Erstnothwendige auszuwählen. Er muss ihn philosophisch verdichtet beherrschen, um die allgemeinsten Gesichtspunkte gebührend zur Geltung zu bringen. Endlich muss er verstehen, sich in die Seele des Neulings zu versetzen, um diesem die Arbeit nach Kräften zu erleichtern. Im grammatischen Systeme hat er das Sprachgebäude nachgebildet; mittels der Elementarmethode führt er den Fremden durch die Räume des fertigen Baues. Er wird den kürzesten Weg einschlagen, hier länger verweilend, dort flüchtig hindurchschreitend, immer darauf bedacht, dass der Gast sich recht bald heimisch fühlen lerne. Ein Meister in dieser Kunst war mein verewigter Vater. Er hat eine beträchtliche Zahl sehr verschiedenartiger Sprachen in kurzen Grammatiken behandelt und überall das gleiche Talent sicherer Auffassung und leichtfasslicher Darstellung des Wesentlichen bewährt.

||113||

Andere als die geschilderten drei Stufen der Grammatik wüsste ich wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen. Dass die vollständige Grammatik obenan steht, liegt in der Natur der Sache. Vor der Elementargrammatik könnte ich mir höchstens ein Ding wie eine Fibel denken, die keinen Anspruch auch wissenschaftli-

che Selbständigkeit macht. Und zwischen den beiden Endpunkten ist nur **eine** wissenschaftlich berechtigte Mittelstufe nachzuweisen: das ausführliche, relativ vollständige Lehrbuch, das diejenigen Kenntnisse mittheilt, die zur sogenannten Beherrschung einer Sprache gehören. Jene dickleibigen Schulgrammatiken, die noch in meiner Jugend geführt wurden, waren doch eigentlich Zwitterdinger, zu einem Drittheile für das methodische Lernen, zu zwei Drittheilen für das gelegentliche Nachschlagen bestimmt.

eine
1891

c. Kritische und didaktische Grammatiken.

Es macht einen grossen Unterschied, auf welchen Fuss sich der Grammatiker mit seinem Leser stellt. Redet er zu ihm als zu Seinesgleichen: „Dies sind meine Ansichten, das meine Gründe; prüfe und urtheile selbst!“ – oder spricht er als Lehrer zum Schüler, als Wissender [119] zum Unwissenden: „So ist die Sprache, so will sie erlernt sein; Du hast mir zu glauben und zu folgen!“

Mit dem gehaltlichen Umfange der Grammatik hat dies weniger zu thun, als es scheint. Die einzige vollständige Grammatik, die des PÂNINI, redet im Tone des Gesetzgebers. WILHELM SCHOTT's geistvolle Chinesische Sprachlehre dagegen ist ihrem Inhalte nach kaum mehr als ein Elementarbuch und doch ganz kritisch gehalten. Ähnliches gilt von BRUGMANN's griechischer und BICKELL's hebräischer Grammatik.

Auch erklärt es sich leicht, dass die kritische Grammatik nicht schlechthin länger zu sein braucht, als die didaktische. Denn dem Kenner gegenüber genügen oft bloss Andeutungen, wo der Neuling breite Auseinandersetzungen verlangt. Als Regel möchte aber doch Folgendes gelten: Die vollständige Grammatik sollte kritisch sein, denn sie umfasst auch das Bestreitbare, und dazu muss der Verfasser Stellung nehmen. Die wissenschaftlichen Lehrbücher dürfen kritisch sein, wenn sie sich an einen Leserkreis wenden, bei dem ein entsprechendes Verständniss vorauszusetzen ist, an Lehrer oder wohlgereifte Schüler. Dabei denke ich nicht an jene Kritik, die jedes wissenschaftliche Werk implicite, so zu sagen in der Tasche bei sich führen muss, sondern an die, welche sich offen als solche giebt, aller Welt zur Schau und Prüfung.

Vor Allem verlangt der wissenschaftliche Leser, dass sich alles Neue vor ihm rechtfertige. Neu aber brauchen nicht nur Einzelbeobachtungen, sondern können auch Gesamtanschauungen des Verfassers sein, und sie werden es dann immer sein, wenn der Stoff ein neuartiger ist, wenn es also zum ersten Male gilt, einer gewissen Form des menschlichen Sprachbaues das entsprechende ||114|| grammatische Gewand anzupassen. Da versteht man das Werk am besten, wenn man sich in der Werkstatt umschauen darf.

Allein die ausführliche wissenschaftliche Darstellung eines Sprachbaues sollte nicht nur das Neue, sondern überhaupt Alles als beweisbedürftig behandeln. Denn die Wissenschaft will auch das Allbekannte begründet sehen, und die sogenannten unumstößlichen Grundpfeiler gelten ihr erst dann als feststehend, wenn sie versucht hat mit ihren Zweifeln an ihnen zu rütteln. Von der Arbeit, die nöthig war, ehe die Griechen sich der Redetheile und der Casus ihrer Sprache völlig bewusst wurden, haben wohl nur die Wenigsten eine Ahnung. Ich kann mir aber vorstellen, dass diese oder eine ähnliche analytisch-inductive Arbeit, geschickt [120] wiederholt, einen begabten Anfänger mächtig fördern und anregen würde. In der That wäre eine Sprachlehre, die den Lernenden selbst an der Entdeckung der Sprachgesetze theilnehmen liesse, geradezu ideal, – wenn die Lernenden ihrerseits immer ideal wären. Vielleicht ist der Versuch schon gewagt worden, in einem Lehrbuche die Beispiele den Regeln vorzuschicken; es wäre dies ein Schritt in der von mir gemeinten Richtung.

In jenen Fällen aber, wo es darauf ankommt, aus dürftigem Stoffe möglichst viele grammatische Beobachtungen zu gewinnen, kann es geradezu geboten sein, die ganze kritisch-analytische Arbeit offen vor den Augen des Lesers geschehen zu lassen. So bei den altitalischen und kleinasiatischen Sprachen, bei denen, die uns in Keilschriften erhalten sind, beim Altpreussischen und in vielen Fällen bei Sprachen wilder und halbwilder Völker.

§. 11.

Die grammatische Terminologie.

Von unerquicklichen Wortstreitereien ist auch unsere Wissenschaft nicht verschont geblieben. Jede Sprache hat ihre eigenen Formenkategorien. Wie soll man die benennen? Die Mehrzahl der Grammatiken entscheidet sich für die allgebräuchlichen lateinischen Ausdrücke, fügt wohl nach Bedürfniss andere aus der griechischen, hebräischen oder, – dies seit neuerer Zeit, – aus der Sanskrit-Grammatik hinzu. Man redet von Aoristen, vom *status constructus*, von Sandhi-Gesetzen, Dvandva-Compositis u. s. w. Und wo das nicht ausreicht, erfindet man neue lateinische Wörter, die den Begriff möglichst treffen: *casus elativus*, *illativus*, *adessivus*, *inessivus*, *prosecutivus*, – *modus benedictivus*, *deprecativus* und dergleichen mehr. Alles wird nach der Analogie von den flectirenden Sprachen auf nicht flectirende übertragen; und dagegen erheben nun Andere Einspruch, als geschähe den fremden Idiomen Zwang oder, – denn darauf pflegt es hinauszulaufen, – zuviel Ehre. Da soll man hier nicht von Wörtern, sondern etwa von Stämmen oder Wurzeln, dort nicht von Verben, sondern etwa von ||115|| Nomen-

verbis oder von **Prädikatsnominibus**, da wieder nicht von Casus, sondern von Postpositionen, nicht von einem Nominativus, sondern vom Wortstamme reden, und was dessen mehr ist.

Prädikats-
nominibus
1891 und 1901

[121]

Es ist hier nicht der Ort, auf die Grundfrage einzugehen, ob denn die Unterschiede immer so specifisch sind, wie jene Tadler meinen. Nehmen wir an, sie wären es, so wäre meiner Meinung nach damit noch nicht entschieden, dass man die uns geläufigen Namen nicht auf ähnliche Functionen in anderen Sprachen übertragen dürfe. Wäre es wahr, dass technische Ausdrücke überall die gleiche Bedeutung haben müssen, so dürften nicht einmal die lateinischen, griechischen und deutschen Genitive mit denselben Namen bezeichnet werden; denn der Unterschied zwischen einem rein adnominalen Casus und einem Casus, der bald adnominalen, bald adverbialen Dienst versieht, ist doch fürwahr grell genug. Dafür soll nun aber auch eine Grammatik nicht bloss die Dinge benennen, sondern auch sie so erklären, dass man mit den Namen die richtigen Vorstellungen verbindet. Wollte man jenen Grundsatz überall durchführen, so wäre des Worterfindens kein Ende; denn schwerlich werden sich zwei Formen in zwei Sprachen begrifflich vollkommen decken. Oder man müsste es machen, wie es wirklich vorgeschlagen worden ist, die Formen fremder Sprachen einfach mit ihren Lauten benennen. Dann mag man z. B. im Türkischen statt vom Nominativ und vom unbestimmten Accusative vom reinen Stamme reden. Bei den anderen Casus wäre freilich die Sache etwas umständlicher: man müsste sagen

| | | | | |
|-------|------------|-----|--------|------------------------------------|
| statt | Genitiv: | das | Suffix | <i>yn, un, in, ün</i> |
| „ | Dativ: | „ | „ | <i>a, e, ja, je</i> |
| „ | Accusativ: | „ | „ | <i>y, u, i, ü, jy, ju, ji, jü,</i> |
| „ | Ablativ: | „ | „ | <i>dan, den.</i> |

Ähnliches würde sich dann bei den Conjugationsformen wiederholen. Ob das ein Gewinn wäre?

Eigentlich ist doch die Sprache nicht dazu da, um die Menschen zu ärgern. Nun sind wir aber sammt und sonders im Punkte unserer Sprache Gewohnheitsmenschen; das liegt im Wesen der Sache, – es wäre ja sonst nicht unsere Sprache. Die Sprachgewohnheit ist aber sehr empfindlich: alles Neue, wenn es sich nicht besonders gefällig einführt, ärgert sie geradezu. Was soll es z. B. mit dem Genetivus? Bis in die neueste Zeit haben alle Grammatiker Genetivus geschrieben, die ausserdeutschen thuen es meines Wissens noch heute. Da hat man herausgefunden, dass das gut lateinische Gebilde weder seinem grammatischen Begriffe noch seinem griechischen Vorbilde recht entspreche, und nun schickt man

den garstigen griechisch-lateinischen Blendling in die Welt.

[122]

Das ist nun freilich auch ein Wortstreit, sogar ein Streit um einen Buchstaben. Die Sache liegt aber doch tiefer; denn zu Grunde liegt ihr eine Missachtung der lebendigen Sprache, eine Anmassung Einzelner an Rechten der ||116|| Gesamtheit. Ein technischer Ausdruck wie Genitivus ist Gemeingut der Gebildeten, kein Einzelner, auch kein Gelehrter hat eigenmächtig darüber zu verfügen. Es ist damit wie mit der Orthographie und mit jenen wunderlichen orthographischen Jägercostümen, in denen Manche herumzustolzieren lieben. Die Sache wäre harmlos, wenn sie nicht gerade von Sprachforschern ausginge.

Schliesslich noch dies: Unter allen Arten der grammatischen Terminologie möchte ich die Numerirung am wenigsten empfehlen, weil sie dem Gedächtnisse am wenigsten Vorstellungsinhalt bietet. Die von deutschen Grammatikern beliebten Casusbezeichnungen: „erster, zweiter u. s. w. Fall“, die Ziffern zur Bezeichnung der zehn Conjugationen im Sanskrit und der fünfzehn im Arabischen sind garstige Nothbehelfe.

§. 12.

Die Beispiele.

Der Unterschied zwischen didaktischen und kritischen Grammatiken zeigt sich zumal in der Auswahl und Menge der Beispiele, denen in der That hüben und drüben ganz verschiedene Rollen zufallen. Im Lehrbuche dienen sie dazu, den Lehrsatz zu verdeutlichen, seine Anwendungen einzuüben, nebenbei den Wortvorrath des Lernenden zu vermehren. Der erstere Zweck ist der wichtigste, und so bedürfte das Lehrbuch, wenn es nicht zugleich ein Übungsbuch sein will, eigentlich für jeden Lehrsatz nur eines Beispieles. Dies müsste dann aber auch sehr sorgfältig ausgewählt sein, darauf berechnet, die Lehre in's klarste Licht zu stellen.

Für die kritische Grammatik dagegen sind die Beispiele Beweisinstanzen, die nicht nur durch ihre Auswahl, sondern auch durch ihre Menge wirken müssen, darum zumal in den schwierigeren Lehren nicht wohl zu zahlreich auftreten können. Dafür steht es denn auch dem kritischen Grammatiker, der sich auf Texte stützt, frei, von den ausgeschriebenen Proben zu blossen Stellenangaben überzugehen und so dem Zweifler selbst das Nachsuchen zu überlassen. Dass er auch für die vollständigen Beispiele seine Quellen angeben muss, ist selbstverständlich.

Die Beispiele sind zu analysiren, im Lesebuche gemäss dem Bedürf[123]nisse des Lernenden unter fortwährendem Hinweise auf früher Vorgetragenes; – im

kritischen Werke soweit, als über die Beurtheilung des Falles Zweifel entstehen können.

§. 13.

Paradigmen und Formeln.

Der grammatische Lehrsatz wird durch die Beispiele bewiesen oder veranschaulicht. Auf alle Fälle enthalten die Beispiele neben Demjenigen, worin sich ||117|| der Lehrsatz äussert, noch mancherlei Zufälliges, das man für den Unterrichtszweck gern beseitigen oder doch auf das geringste Mass beschränken möchte. Ersteres geschieht durch die Formel, Letzteres durch das Paradigma.

Das Paradigma wählt aus den vielen möglichen Zufälligkeiten eine aus, um an ihr, als an der Stellvertreterin ihrer Art, alle möglichen Veränderungen vorzunehmen. So wird das Verbum *amare* zum Vertreter aller regelmässigen Verba der ersten Conjugation; was mit ihm geschieht, kann mit jedem gleichartigen geschehen. Am Grossartigsten ist dies wohl von den arabischen Grammatikern mit ihrer Wurzel *فعل* *f-ʕ-l*, *faʕala* durchgeführt worden, deren Abwandlungen zugleich als technische Namen gelten: *فَعَلَ* *faʕala*, *يَفْعَلُ* *jafʕalu*, *فُعِلَ* *fuʕila* u. s. w. – Die Nützlichkeit des Paradigmas für das Auswendiglernen leuchtet ein. Das Gedächtnisswerk wird damit auf das Nothwendigste eingeschränkt und zwiefach erleichtert: einmal dadurch, dass das Zufällige als Gleichbleibendes, sich vom Wesentlichen, das sich verändert, abhebt, und zweitens dadurch, dass doch immer ein concreter Körper bleibt. Z. B. kann man sich unter *amant*, sie lieben, mehr vorstellen, als unter einem abstracten *-a-nt* 3. pers. pl. ind. praes. act.

Dadurch nun unterscheidet sich die Formel vom Paradigma, dass sie schlechthin alles Zufällige ausscheidet, mithin den Lehrsatz in seiner kürzesten, reinsten Form verkörpert. Lag beim Paradigma der Vortheil auf Seiten des Gedächtnisses, so liegt er hier auf Seiten des Verstandes, und so will denn das Paradigma auswendig gelernt, die Formel hingegen frei erfunden werden.

Beide sind aber ihrer Natur nach lediglich didaktisch; denn sie beweisen nichts, verlangen vielmehr den Beweis ihrer Richtigkeit, setzen [124] Kritik voraus und stellen, wenn sie gelungen sind, das Ergebniss einer gewonnenen allgemeinen Erkenntniss dar. Eine nothwendige Grenze ihrer Anwendbarkeit vermag ich nur da zu erkennen, wo die Grammatik dem Ausdrücke nicht logischer, sondern gemüthlicher Beziehungen gilt, wie bei einem Theile der modalen Formen und Hülfsörter. Namentlich aber auch syntaktische Lehren kann ich mir in beiderlei Darstellungsformen übertragen denken. Dafür ein Beispiel aus der chinesischen Grammatik.

يَفْعَلُ
jafʕalu,
1891

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

| Paradigma | Formel |
|---|---|
| I. <i>wâng</i> <i>paò</i> <i>mîn</i> Der König beschützt das Volk. | $A^{\text{subj.}} B^{\text{v. act.}} C^{\text{obj.}} = \Phi(\text{Satz})$ $BC = P(\text{Prädicat}).$ |
| II. <i>mîn</i> <i>paò</i> Das Volk wird beschützt. | $C^{\text{subj.}} B^{\text{v. pass.}} = \Phi(\text{Satz})$ |
| III. <i>mîn</i> <i>paò</i> <i>iũ wâng</i> Das Volk wird beschützt vom König. | $C^{\text{subj.}} B^{\text{v. pass.}} iũ A^{\text{Urheber}} = \Phi$ (Satz)~ABC $B iũ A = P(\text{Prädicat}).$ |
| IV. <i>paò</i> <i>mîn</i> <i>čĩ</i> <i>wâng</i> beschützen das Volk pr. rel. König <i>paò</i> <i>iũ</i> <i>wâng</i> <i>čĩ</i> <i>mîn</i> beschützt vom König pr. rel. Volk | $\left. \begin{array}{l} \text{patr. } čĩ A \text{ (od. } C)_{\text{subst.}} = \frac{\Phi}{n}^{\text{subst.}} \\ \text{(substantivischer Satztheil).} \end{array} \right\}$ |
| V. <i>paò</i> <i>mîn</i> <i>čě</i> beschützt das Volk derjenige der = Einer, der das V. beschützt <i>paò iũ wâng čě</i> = wer od. was vom K. beschützt wird | $\left. \begin{array}{l} P čě \sim P čĩ A \text{ (oder } C)_{\text{subst.}} = \\ \frac{\Phi}{n}^{\text{subst.}} \end{array} \right\}$ |
| VI. <i>k'ĩ</i> <i>wâng</i> ein solcher König <i>kĩ</i> <i>mîn</i> ein solches Volk | $\left. \begin{array}{l} k'ĩ A \text{ (od. } C) \sim P čĩ A \text{ (od. } C) \\ = \frac{\Phi}{n}^{\text{subst.}} \end{array} \right\}$ |

oder kürzer, senkrecht zu lesen:

$$\left. \begin{array}{l} S^{\text{subj.}} \\ P^{\text{praed.}} \end{array} \right\} = \Phi \quad k'ĩ \left\{ \begin{array}{l} \text{patr.} \\ čĩ \\ S^{\text{subst.}} \end{array} \right\} čě \left. \vphantom{\begin{array}{l} \text{patr.} \\ čĩ \\ S^{\text{subst.}} \end{array}} \right\} = \frac{\Phi}{n}^{\text{subst.}}$$

Die entsprechenden grammatischen Lehrsätze lauten:

1: Das Subject steht vor dem Prädicate (I, II, III).

[125]

2. Das active Verbum steht vor seinem Objecte (I).

3. Steht ein sonst actives Verbum am Ende des Satzes, so ist es passiv (II).

4. Der active Satz kann in einen passiven verwandelt werden, indem das logische Object vor das Verbum und hinter dieses das logische Subject (der Urheber) mit der Präposition *iũ* tritt (III).

5. Jedes Prädicat kann in ein adnominales Attribut verwandelt werden, wenn es vor das logische Subject und zwischen beide die Relativpartikel *čĩ* tritt (IV).

§. 14. Uebungsstücke.

6. Der solchergestalt geschaffene Relativsatz wird durch einen substantivischen ersetzt, indem an Stelle von $\check{c}\bar{i}$ und dem darauffolgenden Substantive das substantivische Relativpronomen $\check{c}\bar{e}$ tritt (V).

7. Andererseits kann der Relativsatz einschliesslich $\check{c}\bar{i}$ durch das Demonstrativpronomen $k'i$ vertreten werden (VI).

Es wäre leicht, hierin fortzufahren, auch andere Lehren der Grammatik in ähnlicher Weise darzustellen; man brauchte nur ein zweckmässiges Zeichensystem zu **erfinden**, z. B. neben dem Gleichheitszeichen noch für Ähnlichkeit der Bedeutung das Ähnlichkeitszeichen und für Analogie des grammatischen Verhaltens das Parallelitätszeichen einzuführen u. s. w.

erfinden
1901

Inwieweit nun solche Mittel zweckmässig seien, ist eine rein pädagogische **||119||** Frage. Manchen mögen die abstracten Formeln verwirren und ärgern; Andere werden es vorziehen, sich die Paradigmen selbst zu verfertigen, statt sie sich fix und fertig vorlegen zu lassen. Mathematisch beanlagte Köpfe mögen nur der Anregung bedürfen, um selber ein zutreffendes Formelsystem zu erfinden, und der Nutzen wird dann nicht ausbleiben; denn was wir uns selbst erzeugt haben, bleibt unverlierbar unser.

Zudem hat die graphische Formel für den Kundigen den Vorzug der unmittelbaren, von der Sprache des Darstellers unabhängigen Anschaulichkeit; sie beseitigt also das, was in jedem sprachlich ausgedrückten Lehrsatz zufällig ist. So ist sie, wo sie überhaupt Anwendung leiden kann, das vollkommenste Mittel wissenschaftlicher Darstellung. Der Versuch, sie im weitestmöglichen Umfange anzuwenden, sollte unternommen und dann bis zum Gelingen weiter verfolgt werden. Vor der Hand haben wir noch die Mathematiker und die Chemiker um ihre Zeichensysteme zu beneiden.

|126|

Die **Anubandhas** der Inder verfolgen das gleiche Ziel. Es sind dies künstlich erfundene Affixe, die den Sylben, Wurzeln, Suffixen oder Stämmen angefügt, die einschlägigen grammatischen Regeln andeuten. Irre ich nicht, so liegt der Vortheil hierbei nicht nur in der Kürze des Ausdrucks, sondern auch in einer Erleichterung der Gedächtnissarbeit. Dem Gedächtnisse wird sich ein Lautcomplex sammt anubandha mindestens nicht viel schwerer, zuweilen sogar leichter einprägen, als ohne diese Zugabe; denn was zu wenig Körper hat, merkt sich am Schwersten. Der Fehler dürfte eher in den zu Grunde liegenden mechanischen Anschauungen, als in dem Zeichensysteme zu suchen sein. Dass dies durchweg aussprechbar ist, also das Ohr mit an der Gedächtnissarbeit theilnehmen lässt, kann man vom Standpunkte der Lehrmethode aus nur loben. Gräulich geschmacklos ist es aber doch, die herrlichen Gebilde der Sanskritsprache durch solche aufgeklebte Etiketten zu verunstalten.

Anubandhas
1891

§. 14.

Uebungsstücke.

Es ist nothwendig, die grammatischen Lehrsätze nicht nur Stück für Stück zu kennen, wie sie im Buche stehen, sondern sie auch in ihrem gemischten Zusammenwirken erkennen und anwenden zu lernen. Diesem Zwecke und dem einer gründlichen Generalrepetition dienen sorgfältig ausgewählte und erklärte Textstücke. Jede Elementargrammatik, die den Bedürfnissen des Selbstunterrichtes Rechnung tragen will, sollte mit solchen Zugaben versehen sein; die meisten sind es ja auch thatsächlich, wenn schon die Übungsbücher unter besonderem Titel erscheinen mögen, und ein Lehrer die Erklärungen beifügt, die sonst das Lehrbuch geben müsste.

||120||

Allein auch in grösseren Grammatiken kann es sich empfehlen, gelegentlich zusammenhängende längere Übungsstücke einzuschalten. Dann nämlich, wenn die Lehren durch das Ineinandergreifen verschiedener Lehrsätze verwickelt werden. So wird die Lehre von der oratio obliqua im Lateinischen sehr veranschaulicht werden, wenn man denselben Text in Oratio obliqua und recta gegenüberstellt.

|127|

§. 15.

Die Sprache des Grammatikers und die darzustellende Sprache.

Schon früher habe ich angedeutet, dass es für die wissenschaftliche Auffassung und Einrichtung einer Grammatik ganz gleichgültig sein muss, in welcher Sprache und für wes Landes Kinder sie geschrieben wird. Lernen wir eine indogermanische Sprache, so bringen wir, ohne es zu wissen und zu bemerken, eine Menge Vorstellungen mit an's Werk, die uns Niemand erst beizubringen braucht, die uns eben als selbstverständlich gelten. Dem Grammatiker lassen wir es dann hingehen, wenn er sich und uns mit derlei Dingen nicht weiter aufhält. Er selbst muss sich aber sagen, dass sein Buch insoweit sowohl unvollständig, als auch unwissenschaftlich ist. Beides, denn er hat aus Gründen, die mit der Natur des Gegenstandes nichts zu schaffen haben, eine Auswahl getroffen und sehr wesentliche Dinge übergangen. Jene philosophischen und allgemeinen Grammatiken aus unserer Urgrossväter Zeiten treiben von der Rumpelkammer her noch immer ihren Spuk. Immer noch thut man, als wäre das uns Gewohnte gemeingül-

oratio
1891

wir
1891

§. 16. B. Das Wörterbuch.

tig und selbstverständlich; mag man sich zehnmal durch Erfahrungen in anderen Gebieten der Sprachenwelt vom Gegentheile überzeugt haben, man bleibt beim hergebrachten Brauche.

Wenn und soweit die Grammatik nur ein Lehrmittel sein will, ist nun auch hiergegen gar nichts einzuwenden. Der Lehrer soll ja den Schüler in der fremden Sprache heimisch machen, und wir mögen zweifeln, ob sich der Fremde, der uns besucht, schneller eingewöhnt, wenn wir ihm etwa auf Schritt und Tritt zurufen wollten: „Siehst Du, das ist ganz wie bei Dir zu Hause; das ist ein Stuhl, da setzt man sich **darauf**, u. s. f.“ Er würde fragen: „Bin ich denn vom Monde gefallen?“ und sich erst recht fremd fühlen.

drauf,
1891

In der Wissenschaft aber giebt es nichts Selbstverständliches. Was nicht gesagt ist, gilt als nicht gedacht, was nicht bewiesen wird, gilt als nicht erwiesen. Gerade wir Sprachforscher können in solchen Dingen gar nicht radical genug sein. Muttersprachliche Gewohnheiten und Schulerinnerungen wollen uns einengen und einschläfern und beherrschen uns schliesslich, wie alte treue Diener herrschen, durch die Macht der Bequemlichkeit.

[128]

Auf das Übersetzungselend im Sprachunterrichte brauche ich hier nicht zurückzukommen; ich habe darüber seines Orts genug geklagt. Dafür sei denn ||121|| jetzt darauf hingewiesen, dass uns die Feinheiten einer fremden Sprache oft aus einer treffenden Übersetzung viel greller und schneller entgegenleuchten, als aus der sorgfältigsten Definition. Meisterschaft im Übersetzen ist für den Sprachforscher eine sehr wichtige Gabe, denn sie gewährt ihm eines der wirksamsten Darstellungsmittel.

§. 16.

B. Das Wörterbuch.

Das Wörterbuch im gewöhnlichen Sinne dient dem Zwecke des Nachschlagens und nur diesem; seine wissenschaftlichen Vorzüge sind Vorzüge seiner einzelnen Theile, vielleicht aller Theile, das heisst aller Artikel, nicht aber des Ganzen als einer Einheit. Es sei so geordnet, dass es die Arbeit des Aufsuchens möglichst erleichtert: daher ist die alphabetische Ordnung die bevorzugte. Die Artikel sind harmonisch zu gestalten, im Innern übersichtlich zu **ordnen**, nicht aber untereinander organisch zu verknüpfen, – eine Häusercolonie, nicht ein Palast.

ordnen
1901

Ist das Wörterbuch nur Nachschlagebuch, so dient es allein dem Bequemlichkeitszwecke. Dann hat es in der Wissenschaft überhaupt keine Stätte, es sei denn diejenige, die man im Studierzimmer dem Sopha gönnt.

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

Nun aber gehört zu einer Sprache der Sprachschatz nicht minder, als der Sprachbau, folglich zur Darstellung einer Sprache das Wörterbuch nicht minder, als die Grammatik. Warum soll also die eine wissenschaftlich sein, und das andere nicht? Wäre etwa nur das Formenwesen einer Sprache ein organisches Ganze, und der Wortschatz ein zufällig angesammelter Haufen? Dann wäre auch jener Vorrath von Vorstellungen nichts besseres, über die ein Volk verfügt, und der im Wortvorrathe seinen Ausdruck findet. Es ist leicht nachzuweisen, dass die Sprachen nicht nur dadurch bestimmt werden, wie ein Volk denkt, sondern auch durch das, worüber es denkt. Es ist auch von vorn herein nothwendig, dass Beides, Stoff und Form der Rede, einander beeinflussen, dass Verlauf und Darstellung des Denkens abhängig sind vom Gegenstande, dass also die bevorzugten Gegenstände der Rede, die Geistes- und Lebensbedürfnisse eines Volkes, einen Einfluss üben müssen auf die Gestaltung der Grammatik. Dies weiter zu verfolgen, mag einer späteren Erörterung [129] vorbehalten bleiben. Genug für jetzt: dieselbe Volksindividualität schafft Beides, die Grammatik und den Wortschatz.

Jetzt stellen wir uns auf den einzelsprachlichen Standpunkt, das heisst auf den des nationalen Sprachgefühles. Da dürfte es nun einleuchten, dass hier eine grundsätzliche Scheidung zwischen dem Wortvorrathe und dem grammatischen Formenwesen kaum besteht. Die Hülfsörter gehören zu Beiden; die Mittel der Wortbildung sind, was ihr Name besagt, Formenmittel, die zur [122] Stofferzeugung dienen; und wo der etymologische Zusammenhang noch zu Tage liegt, da verbindet sich in diesem Gefühle das abgeleitete Substantivum, Adjectivum oder Adverb mit dem Verbum ebenso innig, wie sich die verschiedenen Formen desselben Verbums zusammen gesellen: „Bau, Gebäude, baulich“ stehen dem Verbum „bauen“ nicht ferner, als dem Infinitive das Imperfectum „ich baute“, oder das Participium „gebaut“. Erst recht auffällig ist dies in den semitischen Sprachen, deren Vocalisationswesen zwischen Wort- und Formenbildung so zu sagen auf der Kippe steht; und halten wir weiter Umschau in der Sprachenwelt, so wird die Grenze zwischen den beiden Begriffen wohl noch unsicherer. Jene zwei Gesichtspunkte, die im analytischen und synthetischen Systeme der Grammatik zur Geltung kommen sollen, walten, wenn auch meist roh genug, in der bekannten Zweitheilung der Wörterbücher.

Unbestreitbar gehört die Wortbildung zum Sprachbaue, folglich die Lehre von ihr in die Grammatik. Diese Lehre ist aber nur dann vollständig, wenn sie besagt, in welchen Fällen ein jedes Wortbildungsmittel zulässig ist. Und so lässt sich denn vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus nichts dagegen einwenden, dass eine Grammatik den gesammten Wortschatz einer Sprache in sich aufnehme. In der That ist dies wenigstens einmal versucht worden: in JACOB GRIMM's

deutscher Grammatik, die allerdings eine historisch-vergleichende ist. Wo aber die Sprachen und ihr Wortbildungswesen noch lebendig sind, da verbietet sich ein solches Unternehmen von selbst. Die Composita eines einzelnen deutschen, griechischen oder altindischen Schriftstellers können wir aufzählen, nicht aber die zulässigen Composita ihrer drei Sprachen. Und ebenso ist es mit anderen, noch frei verwertbaren Bildungsmitteln, den deutschen auf *-ung*, *-lich*, *-bar* u. a. m.

Stehe nun das Sprachgefühl des Volkes der Frage, ob Grammatik oder Wörterbuch, noch so gleichgültig gegenüber: der Sprachforscher [130] muss hier einen Unterschied machen, und zwar aus wissenschaftlichen Gründen nicht minder, als aus praktischen.

Erstens: so innig in einer Sprache Stoff und Form einander durchdringen mögen, so wesentlich verschieden sind doch Beider Functionen. Dies gilt von unseren Sprachen, denen man zugleich jene Verquickung und die feine Scheidung Beider nachrühmt. Erst recht aber wird es von jener grossen Menge der so genannten agglutinirenden Sprachen gelten, die an unveränderliche Wortstämme nach unverbrüchlichen Gesetzen saubere Formativelemente anfügen, – für jede Function immer dasselbe.

Zweitens: Die einzelsprachliche Grammatik lehrt das Zulässige, mithin das, was in jedem Augenblicke thatsächlich werden kann. Das Wörterbuch hingegen, – hierin immer auf dem positiven historischen Standpunkte fussend, – darf und kann nur besagen, was wirklich zur Thatsache geworden ist. Dies [123] gilt in doppelter Hinsicht. Einmal bezüglich der Gebilde. Die Grammatik erklärt: die und die dürfen geschaffen werden. Das Wörterbuch besagt: die und die sind wirklich bereits geschaffen worden. Dann aber auch von den Bedeutungen. Die Grammatik lehrt: das und das ist ein für allemale die Bedeutung des einzelnen Bildungsmittels. Das Wörterbuch dagegen giebt Aufschluss darüber, in welchen besonderen Bedeutungen dies Bildungsmittel in den einzelnen Fällen angewandt wird. Ich wähle ein Beispiel aus dem Sanskrit. In der Grammatik lernen wir, dass das Suffix *-in* possessive Bedeutung hat: *açvín* = Pferde besitzend, *hastín* = behandelt, *çaçín* = Hasen habend. Dass *açvín* einen Reiter, nicht etwa einen Hauderer, der Dual *açvínau* die indischen Dioskuren, *hastín* den Elephanten und nicht etwa einen Wegweiser, *çaçín* den Mond, nicht einen Wildprethändler bedeutet: dies erfahren wir aus dem Wörterbuche; in der Grammatik, auch der vollständigsten, ist dafür keine Stätte, es wäre denn in zufälligen Beispielen. So sehr verlangen die Beiden einander als nothwendige Ergänzungen.

Die wissenschaftliche Berechtigung, ja Nothwendigkeit des Wörterbuches ist, denke ich, hiermit bewiesen. Damit ist aber auch eine Aufgabe gestellt, für das

dass
1901

Wörterbuch eine wissenschaftliche, **das** heisst organisch einheitliche Form zu finden.

Auch hierbei wird jene zweifache Betrachtung der Sprache als einer Gesamtheit zu deutender Erscheinungen und als einer Gesamtheit anzuwendender Mittel in erster Reihe entscheidend sein, und es ergibt sich darnach vorläufig folgende Eintheilung:

[131]

I. Der Wortschatz in seiner Erscheinung. In dieser Hinsicht wiederum ist eine zweifache Eintheilungsweise denkbar und folglich, wo sie möglich ist, geboten:

a. Zu Grunde gelegt wird die Wurzel- und Stammverwandtschaft; die Anordnung ist **etymologisch**; alle wurzel- und stammverwandten Wörter werden in ein Rubrum geordnet.

b. Zu Grunde gelegt wird die Wortbildungsweise; die Anordnung ist **morphologisch**; alle durch die gleichen Mittel gebildeten Wörter werden zusammengestellt.

II. Der Wortschatz als Mittel zum Ausdrucke der Vorstellungen. Die Anordnung ist im systematischen Sinne **encyklopädisch**, das Werk ist eine **Synonymik**. – Damit sind nun meiner Meinung nach die durch die Natur der Sache gebotenen Möglichkeiten erschöpft; denn Reimlexika können doch hier nicht in Frage kommen.

Ich habe aber wieder zunächst die Sache ideal aufgefasst, ohne Rücksicht auf das Erreichbare und Zweckmässige. Auch daran müssen wir nunmehr denken.

Zu Ia und Ib. Die einzelsprachliche Forschung hat es nur mit dem zu thun, **[124]** was im Sprachgeföhle des Volkes vorhanden ist. Offenbar aber verhält sich, je nach der Beschaffenheit der Sprachen, dieses Gefühl der Etymologie und Morphologie gegenüber sehr verschieden. Je einfacher die Analyse, je durchsichtiger die Structur der Wörter ist, desto lebhafter wird es sein, und desto gewisser darf man annehmen, dass in diesem Punkte das Sprachgefühl aller Volksgenossen übereinstimme. Je veränderlicher dagegen die Wurzeln und Stämme, je unregelmässiger und schwankender anscheinend die Bildungsmittel sind, desto weniger darf man in solchen Dingen dem Sprachgeföhle zutrauen. In einer wahrhaft isolirenden Sprache endlich kann höchstens vergleichende geschichtliche Forschung zu etymologischen und morphologischen Einsichten führen. Allerdings glaube ich und denke an einer späteren Stelle nachzuweisen, dass überall eine Art laut-symbolisches Gefühl diejenigen Wörter, die sowohl lautlich als auch in ihrer Bedeutung einander ähneln, wie recken und strecken, glühen, glimmen, glänzen und glitzern, miteinander verbinde, und dass es zwischen diesem eingebildeten Zusammenhang und dem geschichtlich begründeten etymologischen keinen Un-

etymolo-
gisch,
1891
morpho-
logisch,
1891

terschied mache. Hier wäre allerdings ein Gesichtspunkt gewonnen, der zugleich wissenschaftlich und anscheinend praktisch ist. Ob aber mehr als anscheinend [132] praktisch? Gerade jenes Gefühl wird je nach der Individualität von sehr verschiedener Stärke sein, nur in den grellsten Fällen bei Allen das gleiche. So dürften am Ende die etymologischen und morphologischen Wörterbücher für Einzelsprachen nur da am Platze sein, wo die Dinge besonders klar liegen, vor Allem also da, wo eine lebensfrische Agglutination in freier Bildsamkeit waltet. In anderen Fällen bleiben sie besser der sprachgeschichtlichen Forschung überlassen.

Zu II. Die lexikalische Synonymik dagegen ist überall ein unabweisbares Erforderniss; wo sie mangelt, da ist auch die Sprache nur sehr mangelhaft erkannt. Jene alphabetischen Wörterbücher, in denen die bekannte Sprache an erster Stelle steht, genügen aber, was auch sonst ihre Vorzüge sein mögen, dem Zwecke der Synonymik nur unvollkommen. Die Welt von Vorstellungen, über die ein Volk verfügt, die **Art**, wie es ordnet, unterscheidet, feinsinnig oder grobsinnlich darstellt: von Alledem erfährt man höchstens auf Umwegen. Ich schlage nach: Schiff, Boot, Kahn, Fähre und finde dafür überall nur dasselbe eine Wort: so weiss ich wohl, was ich auch aus der Völkerkunde erfahren könnte, dass das betreffende Volk in der Nautik noch sehr weit zurück ist. Das mag nun noch angehen. Wie aber, wenn es sich um übersinnliche Vorstellungen handelt? Hierin sind die Begriffe der Völker so verschieden, dass sich die Sprachen gar nicht Wort für Wort gegenüberstellen lassen, ohne dass die heillosesten Missverständnisse erweckt würden. In der That, ein ideales Synonymen-Wörterbuch müsste nicht nur in der Anordnung, sondern auch in der inneren Ausgestaltung eine Art nationaler Encyklopädie sein. Man müsste daraus erfahren, was und [125] wie der Eingeborene bei jedem Worte denkt, und diesem Zwecke wird am besten, weil am objectivsten, eine reiche Phraseologie dienen.

Art
1891

Diese, die Lehre von der Verwendung eines jeden Wortes im Zusammenhange der Rede, ist aber ein unerlässlicher Bestandtheil eines jeden Wörterbuches, das Vollständigkeit beansprucht. Bedeutung und Gebrauch eines Wortes bedingen einander wechselseitig: weil das Wort im Unterschiede von seinen sinnverwandten diese besondere Geltung hat, darum ist es in den und den Verbindungen berechtigt; und weil es in diesen Verbindungen erscheint, darum wird ihm seine besondere Bedeutung beigelegt.

Zum Schlusse noch dies. Umsturzpläne habe ich mit den vorstehenden Betrachtungen nicht verfolgt. Die herrschende Verfassung der [133] Wörterbücher ist praktisch berechtigt und nothwendig. Bei uns Culturvölkern kennt kein Einzelner den ganzen Wortschatz seiner eigenen Sprache, geschweige denn den einer

fremden. Ohne Nachschlagebücher kommt man nicht aus, und wenn ich allen den äusseren Rücksichten Rechnung trage, die dabei mit entscheiden, so glaube ich, die systematische Synonymik habe immer noch die meiste Aussicht auf Verwirklichung. Eine solche, gut durchgeführt, müsste sogar eine anziehende Lectüre abgeben. Denn wie ein Volk lebt und denkt und empfindet, das spräche es hier in bündigster Form selber aus.

§. 17.

C. Berücksichtigung zeitlicher und örtlicher Besonderheiten in Grammatik und Wörterbuch.

Die einzelsprachliche Forschung findet ihre Grenzen in denen der Einzelsprache, das heisst der Sprachgemeinschaft. Innerhalb dieser hat sich die Sprache mit der Zeit verändert, in der Regel gau- oder stammweise in Mundarten gespalten, zeitliche und örtliche Verschiedenheiten treten hervor. Es ist eine reine Thatfrage, inwieweit das Sprachgefühl diese Verschiedenheiten als zulässig anerkennt, ob es den Archaismus für todt erklärt, oder ihm ein Greisenleben gönnt, ob es einen Provinzialismus in den Kehrlicht der **Patois** und **Jargons** wirft, oder ihm Berechtigung einräumt. Die Entscheidungen, die dieses Sprachgefühl fällt, mögen noch so launenhaft sein: die einzelsprachliche Forschung hat sich ihnen ohne Widerrede zu fügen.

Jene Grenzen aber bezeichnen nicht nur den Umkreis, der nicht überschritten werden darf, sondern auch den Raum, der nach allen Richtungen hin und in allen seinen Theilen ausgebeutet werden muss. Der einzelsprachliche Forscher soll die Sprache nicht schulmeistern, – das überlasse er der rechtsverbindlichen Entscheidung unfehlbarer **Akademien**, – sondern er soll sie hinnehmen, wie er sie findet. Eine Grammatik der jetzigen hochdeutschen Schrift- ||126|| und Umgangssprache z. B. sollte die gleichberechtigten mundartlichen Aussprachen des *au*, *ei*, *r*, *s*, *g*, *f*, *w* u. s. w., das alterthümliche „sintemal“ und den gleichwerthigen Gebrauch von „nachdem“ in Österreich berücksichtigen, ja sogar jene norddeutschen Unarten, an die man sich nachgerade gewöhnt hat, wie die Plurale „Jungens, Kerls“. Wenn wir uns über die Sprachsudeleien unserer Zeitungen ärgern, so wollen wir nicht vergessen, dass ein grosser Theil ||134|| unserer gebildeten Landsleute längst **dagegen** abgestumpft ist und Anklänge an's Plattdeutsche oder an das Neuhebräische achtloser hingehen lässt, als einen Bavarismus oder Austriacismus von althochdeutschem Adel.

Hier finden nun doch jene Sprachakademien, wie sie andere Länder besitzen, ihre volle Rechtfertigung. Ihre Einrichtung verhält sich zu unseren Zuständen,

patois
1891
jargons
1891

Akademien.
1901

dagegen
1901

wie ein sachverständiges Collegium zu einem Parlamente, „wo rohe Kräfte sinnlos walten“, wo nach Majoritäten entschieden wird, und, um nochmals mit Schiller zu reden:

„Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen“.

Was wir gute, correcte Sprache nennen, ist ebenso der Mode unterworfen, wie die Kleidertrachten und die gesellschaftlichen Gewohnheiten, übt auch auf die Mehrzahl der Gebildeten einen ähnlich knechtenden Zwang. Aus lauter Angst, etwas Verpönte zu sagen, verzichtet man lieber auf einen grossen Theil des Erlaubten. So sind es weniger die unwillkommenen Einschmuggelungen und Neuerungen, als die Einbussen an altem, **echtem** Sprachgute, die wir zu fürchten haben, und eine Akademie sollte vor Allem dafür sorgen, dass lebendig bleibe, was lebensberechtigt ist. Jene Neuerungen kann sie ohnehin nicht verhüten; die gelesensten unter den französischen Romanschriftstellern schreiben die Sprache ihrer Zeit, nicht die eines Voltaire oder Rousseau, machen Schule so gut wie diese, mag die Pariser Akademie dazu sagen, was sie will. **Bürokratische** Drillung lassen sich nur junge Cultursprachen gefallen.

ächtem
1891

Büreau-
kratische
1891

Nun hat sich wohl der Akademiker auf den Standpunkt des Sprachforschers, nicht aber der Sprachforscher auf den Standpunkt des obrigkeitlich verfügenden Akademikers zu stellen. Hat die Akademie entschieden, so muss er sich ihrem Urtheile unterwerfen; hält er die gefallene Entscheidung für falsch, so mag er ihre Unrichtigkeit nachweisen; umstossen kann er sie nicht, gültig bleibt sie, bis eine andere kommt, und wenn sie noch so albern wäre. Verzeichnen soll er aber auch das Abweichende, wenn es aus leidlich guten Quellen stammt, z. B. provinzielle oder persönliche Spracheigenthümlichkeiten eines angesehenen Schriftstellers, an die sich voraussichtlich schon ein weiter Leserkreis gewöhnt haben wird. Der Akademiker mag dann prüfen, ob die Neuerung wirklich schon in das Sprachgut übergegangen sei, und wenn sie das ist, so muss er sie anerkennen. So ist die Sprech- und Schreibweise „unpass, unpässlich“ der Etymologie zuwider und sinnlos, und doch so verbreitet, dass man ihr nicht mehr **||127||** die Anerkennung versagen darf und höchstens **[135]** fragen muss, ob das etymologisch berechnete „unbass, unbässlich“ noch in einem Theile unseres Vaterlandes vom Sprachbewusstsein festgehalten werde. Ähnlich ist es mit dem „Alpdrücken“ und „Albdrücken“, mit „allmählig“ und „allmählich“, mit dem oberdeutschen „gieng, fieng, hieng“, neben dem verbreiteteren „ging, fing, hing“, mit „frug“ und „fragte“, „fünfzig“ und „funfzig“, „eif“ und „elf“ und vielen anderen Fällen, wo sich das Sprachgefühl der Gebildeten entweder gleichgültig verhält oder landschaftenweise theilt.

Nicht ohne Grund redet man von bühnenmässiger Sprache und gesteht dieser eine Art massgebender Bedeutung zu. In der That ist das Theater die einzige Stätte, wo eine dialektfreie, von Allen gleichmässig gutgeheissene Aussprache gepflegt wird, und eine Akademie wird sich eher nach dem Bühnenbrauche richten, als die Bühne nach der Akademie. Im Théâtre français wird eine Aussprache des Französischen gepflegt, die im ganzen Lande für classisch gilt, und derengleichen wohl noch heute in Predigten und gerichtlichen Reden gehört wird.

§. 18.

D. Sprache und Schrift.

Die wissenschaftliche Schriftenkunde schlägt nur zum Theil in die Sprachwissenschaft ein. Handelt es sich um die Frage: Wie kamen die Menschen zur Erfindung der Schrift? welches sind die Vorläufer, welches die ältesten Formen der Schrift? so dürfte die Antwort in Kürze dahin lauten:

1. Dem Menschen, auch dem rohesten, wohnt ein Trieb zu bildnerischem Schaffen inne. Der äussert sich in jenen vielbewunderten Zeichnungen der Buschmänner, in den fratzenhaften Ahnen- und Götzenbildern der Papuas, wie in den rohen Bildern, mit denen bei uns zu Lande die Kinder die Wände bemalen.

2. Gefördert wird dieser Trieb durch das eitele Gefallen, sich irgendwo verewigt zu wissen. Daher die Vorliebe für dauerhafte Stoffe. Ob Steppennomaden einen Steinhäufen errichten, oder ob ich meinen Namen in die Rinde einer Buche eingrabe: immer ruht im Hintergrunde derselbe Gedanke: Non omnis moriar, es ist dafür gesorgt, dass ich nicht vergessen werde.

3. Die eigene Vergesslichkeit haben wir aber nicht weniger zu befürchten, als die anderer Leute. Was wir uns merken wollen, dafür [\[136\]](#) suchen wir ein Merkmal oder schaffen es uns selbst, und dem Beauftragten, der sich für uns etwas merken soll, geben wir sicherheitshalber ein Merkzeichen mit. So üben es Kaffernvölker mit den Boten, die sie an Nachbarstämme senden. Sie schneiden eine Anzahl Ruten, so viele als Mittheilungen zu machen sind, und angesichts einer jeden lernt der Bote einen Theil seines Auftrages auswendig. Am Orte [\[128\]](#) seiner Bestimmung wird dann das Ruthenbündel seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Hier, wie bei den Knoten, die wir in das Taschentuch oder in die Uhrkette schlingen, ist die Bedeutung des Merkzeichens von Fall zu Fall verschieden.

4. Ein Fortschritt ist es, wenn den Zeichen ständige Bedeutungen beigelegt werden. So war es mit den Knotenschnüren, Quipus, der altperuanischen Staatshistoriker; und ähnlicher Knotenzeichen wollen sich auch die Chinesen vor der

Erfindung der Schrift bedient haben. So war es und ist es wohl stellenweise noch jetzt in Europa mit den Kerbhölzern, die unter den Bauern vollbeweisende, unverfälschbare Schuldurkunden ersetzen, und mit jenen stab- oder bandförmigen Aufzeichnungen, womit in Nordamerika die indianischen Sänger und Erzähler ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen.

5. Sind solche Zeichnungen erkennbar, bildlich oder symbolisch, stellen also die Zeichen Nachahmungen des zu Bezeichnenden dar, so haben wir die Vorläufer der ältesten bekannten Schriften. Derart sind z. B. jene vielbewunderten Pictographien nordamerikanischer Indianer, und auch die ältesten chinesischen Schriftdenkmäler weisen Ähnliches auf. Da werden die zwei Wörter, die bedeuten sollen: „Der Sohn schnitzt“ zu einem Zeichen verbunden, das ein Kind mit einem Messer in der Hand darstellt.

Alles dies liegt noch vor der Schrift und ausserhalb derselben, im günstigsten Falle an ihrer Schwelle. Giebt es denn aber eine solche Schwelle? Wo fängt die Schrift an? wo hören Bild und Symbol auf? Die Antwort lautet: Bei der Lesbarkeit. Bild und Symbol kann man deuten, aber nicht lesen. Es zeichne Jemand ein Haus und daneben einen Baum und fordere uns nun auf, das zu lesen. Der Eine sagt: „Ein Haus und ein Baum“; der Andere: „Ein Haus neben einem Baume“, ein Dritter vielleicht wieder anders, – und wenn die Leute verschiedensprachig sind, so redet jeder in seiner Sprache. Jeder hat Recht, nur nicht darin, dass er gelesen habe: er hat eben nur gedeutet. Wo stehen die Artikel [\[137\]](#) „ein“, wo die Conjunction „und“ oder die Präposition „neben“? Was sagt uns, dass das Haus eher zu nennen sei, als der Baum und nicht umgekehrt? Das Wesentliche ist dies, dass sich die Zeichnung durch den Gesichtssinn ohne Weiteres an unsern Geist gewendet, und dieser ihren Inhalt in Sprache übertragen hat, mit anderen Worten, dass ihre Darstellung nicht sprachlich, sondern sachlich war. Die Schrift dagegen stellt Sprache dar, ist nur durch Vermittelung der Sprache zu verstehen. Überraschend grell zeigt sich dies bei den Ziffern, zumal in Fällen wie 18, lateinisch duodeviginti, 93, französisch quatre-vingt-treize. Mag man da auch von einem Lesen reden, in der That ist es doch nur ein Deuten. Und doch ist der Unterschied zwischen Zeichen, die zur Sinnlichkeit, und solchen, die zum reinen Verstande reden, so gross, wie man nur irgend verlangen kann.

Noch eines besonderen Unterschiedes zwischen Schrift und Bild müssen [\[129\]](#) wir gedenken. Die Schrift, auch die Bilderschrift, stilisirt, die Zeichnungen müssen sich dem einmal angenommenen Ductus fügen und in die Zeilen einreihen. So erscheint in den ägyptischen Hieroglyphen der Löwe nicht grösser, als die Eule oder die Schwalbe, und bei aller Schönheit der Zeichnungen giebt sich doch der Text durch sein zeilenmässiges Aussehen und durch die Gruppierung der

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

einzelnen Zeichen ohne Weiteres als solcher, also als Schriftstück zu erkennen. Das Gleiche gilt von den ältesten chinesischen und zumal von den keilförmigen assyrisch-babylonischen Schriften.

Nur soviel zur Frage: Wann und wie kommt die Sprache zur Schrift? Zur Beantwortung musste jetzt die Psychologie, jetzt die Culturanthropologie herbeigezogen werden; die Sprachwissenschaft hatte erst im letzten Augenblicke mit dreinzureden.

Noch weniger wird die Sprachwissenschaft von jenen anderen Fragen berührt: auf welchen Stellen und zu welchen Zeiten die Menschheit zur Erfindung **echter** Schriften gelangt, und wie diese dann weiter verbreitet und verändert worden seien? Gewiss hat die Eigenart der Sprachen auf die Entwicklung der Schrift bei den verschiedenen Völkern einen Einfluss geübt; dann aber dient eben die Sprachkunde als Hilfswissenschaft der Schriftkunde. Der Semit mochte sich bei der unvollkommenen Vocalisation seiner Schrift beruhigen. Wenn der Türke, der Uigure, der Perser, der Malaie das semitische Schriftsystem fast unverändert auf ihre so gar anders gebauten Sprachen anwandten, so war das doch eine tadelns[138]werthe Trägheit. Die Griechen, die Kalmüken, die Mandschu und – wenn die indischen Schriften semitischen **Ursprungs** sein sollten – die Inder haben es dagegen verstanden, die fremdartige Schrift nach den Anforderungen ihrer Sprachen umzugestalten. Die Chinesen mit ihrer einsylbig isolirenden Sprache thaten weise daran, bei der Wortschrift stehen zu bleiben. Die hat sich thatsächlich als eine Art Pasigraphie bewährt, zunächst für das dialektisch gespaltene Riesenreich, dann auch für die culturverwandten Nachbarn in Japan, Korea und Annam. Ein Jeder liest und schreibt dieselben Zeichen und spricht sie seiner Zunge gemäss aus. Einsylbig und isolirend ist auch die annamitische Sprache, und doch in Grammatik und Wortschatz sehr weit von der chinesischen verschieden. Als nun die Annamiten der chinesischen Anregung folgten, sich gleichfalls eine Schrift schufen, so lag es nahe, dass sie **das** System der Wortschrift wählten und nur neue Zeichen nach chinesischem Muster erfanden. Das Japanische ist formenreich aber lautarm. Jede Sylbe besteht ursprünglich entweder aus einem einfachen Vocale oder aus einem Consonanten sammt Vocale; man darf zweifeln, ob die Sprache zur Zeit der Schriftschöpfung mehr als siebenzig verschiedene Sylben gekannt habe. So wies die Eigenart der Sprache geradezu darauf hin, eine Sylbenschrift herzustellen, einen Theil der chinesischen Wortzeichen als Sylbenzeichen zu verwerthen. Seltsam ||130|| und eigentlich schön entwickelte sich die Schrift bei den Koreanern. Die hatten durch buddhistische Sendlinge das indische Buchstabensystem kennen gelernt, während sonst ihre Bildung auf chinesischer Grundlage ruht. Die Sprache **erfordert** ihrer Natur nach eine Lautschrift: dies

ächter
1891

Ursprunges
1891

dass
1901

erforderte
1891

sprach für das indische Muster. Für das chinesische aber sprach die Gewohnheit, senkrechte Zeilen, Pinselductus und in Rechtecke eingefügte zusammengesetzte Zeichen zu sehen, – eine chinesisch geschulte Aesthetik. Beides wusste man sinnig zu vereinigen und dabei noch das indische Vorbild durch Vereinfachung zu übertreffen. Es dürfte nicht möglich sein, Buchstaben- und Sylbenschrift glücklicher **miteinander** zu verquicken.

mit
einander
1891

Ganz abseits von unserem Wege liegen jene für praktische Zwecke erfundenen Kunstschriften, die Kurz-, Geheim-, Blindenschriften u. s. w. Mit Spannung müssen wir aber den zu erhoffenden Vervollkommnungen des Phonographen folgen. Erreicht je diese geniale Erfindung ihr Ideal, stellt sie Laute und Töne in vollkommener Reinheit dar, so gewinnen wir damit ein unschätzbares Hilfsmittel. Schockweise können wir dann [139] in unseren Studierzimmern eingeborene Sprachmeister beherbergen, die uns vorplaudern, so oft wir wollen. Doch das sind zur Zeit noch Träumereien.

Ob und inwieweit die Sprache durch die Schrift beeinflusst werden könne, ist nicht hier zu erörtern, sondern Sache der Sprachgeschichte. Für jetzt aber interessiert uns die Frage: Wie werden die Sprachen von den ihnen zugehörigen Schriften aufgefasst?

Zunächst: bei welchen Einheiten? Satzschriften giebt es nicht, und zwar aus leicht erklärlichen Gründen, denn selbst in der einfachsten Sprache sind unzählig viele verschiedene Sätze möglich.

Wortschriften kennen wir nur zwei: die chinesische und die von ihr abgeleitete annamitische. Sollten die alten Inschriften und Bücher der Mexikaner und Yukateken in einer Art Schriften dieser Gattung verfasst sein, so darf man von vornherein sagen: Der Versuch war unvollkommen und musste es nach der Natur jener formenreichen Sprachen bleiben.

Ein Mittelding zwischen Wort- und Lautschrift ist jenes System, das man nach seinem Hauptvertreter das Hieroglyphische nennen mag. Hier können die Wörter bald durch blosse Bilder oder Symbole, bald durch Lautzeichen, bald durch eine Verbindung beider ausgedrückt werden; zur Bezeichnung der Affixe dienen theils Symbole, theils Buchstaben oder Sylbenzeichen. Nächst den hieroglyphischen und hieratischen Schriften der alten Aegypter gehören die ältesten Keilschriften hierher. Das System ist inconsequent, daher unvollkommen, und man thut der chinesischen Schrift unrecht, wenn man sie eine hieroglyphische nennt. Allerdings bestehen etwa neun Zehntel ihrer Zeichen aus Verbindungen ideographischer Bestandtheile mit phonetischen. Aber der Typus der [131] Wortschrift ist doch in vollster Reinheit gewahrt und in erstaunlicher Vollkommenheit ausgebildet. **Über die sogenannten Hieroglyphen der mittelamerikanischen Culturvölker, der Mayas und Azteken, herrscht noch Zweifel. An Entzifferungs-**

versuchen fehlt es nicht; aber nichts Geringeres als das Schriftsystem selbst ist unter den Forschern streitig. Bekanntlich hat der blödsinnige Fanatismus der ersten Missionare den grössten Theil dieser Literaturen vernichtet und es nicht für der Mühe werth erachtet, der Welt sichere Kunde von dem Schriftwesen der Teufelsbücher zu hinterlassen.

Greifbare
1891

Es ist erklärlich, wenn sich die Lautschrift zunächst an das **Greifbare** hält, also an die Sylbe. Selbst die altsemitischen Buchstaben waren doch implicite Sylbenzeichen, wenn auch als solche mehrdeutig. Die Lautanalyse war gelungen; der Fehler lag aber darin, dass man einen Theil der gewonnenen Elemente unbeachtet liegen liess. Man wird an jene Geistesart erinnert, die zum Zerlegen geschickter ist, als zum Aufbauen. Das noch mangelhaftere Tifinagh der Berbern verschmäht nun gar auch die dürftigsten Andeutungen der Vocale; es ist als wenn wir [140] etwa die Wörter Lob, lebe, labe, Liebe, Leib, Elbe durch blosses lb schreiben wollten. Jene bekannten zwei Schrifterfinder, der Tscheroki-Indianer SEQUOYAH und der Vei-Neger MOMORO DUALU BUKERE, erfanden für ihre Sprachen Syllabare. Das Gleiche thaten die Tungusenvölker der Kitan und Aisin, als sie zeitweilig China beherrschten.

Von einer eigentlichen Buchstabenschrift kann erst dann die Rede sein, wenn möglichst jeder von der Sprache unterschiedene Laut sein Zeichen erhält. So stellen die Vocalzeichen der syrischen, hebräischen, arabischen und äthiopischen Schrift einen wesentlichen Fortschritt dar, und man muss bekennen, dass für semitische Sprachen diese Art der Vocalschreibung besonders sachgemäss war. Nun wird aber natürlich bei der Analyse die Sylbe leichter gewonnen, als der einzelne Laut*, und mehr oder minder wird wohl auch der Consonant vom benachbarten Vocale beeinflusst. So mag es sich erklären, wenn die Türken, Mongolen und Mandschu in gewissen Fällen verschiedene Zeichen anwenden, je nachdem auf den Consonanten ein harter oder weicher Vocal folgt, und wenn die Mandschu bei solchen Gelegenheiten den weichen Vocal nicht mehr mit dem Weichheitszeichen versehen. Ganz syllabarisch ist die Vocalbezeichnung in den Schriften indischen Systems und Ursprungs. Da wird das kurze *ă* oder sein Vertreter als selbstverständliches Zubehör des Consonanten behandelt, gut noch, wenn consonantische Ligaturen oder besondere Zeichen (*virâma* der Inder, *pangolat* der Batta) seine Abwesenheit andeuten. Schlimm aber ist es, wie dabei die Sylbentheilung weder der Aussprache noch der Etymologie Rechnung [132] trägt. Sanskrit *mantra*, Spruch, Wurzel *man*, denken, wird *ma-ntra* मन्त्र abgetheilt.

Sehr viele Schriften vernachlässigen die Wortabtheilung. So die altsemitischen und griechischen, die indischen und die japanische. Bei letzterer mag

*Ein zweijähriges Kind sagte zu mir: „Sprich mal Schas!“ Schas! „Und nun sprich Sef!“ Sef! „Und nun sprich Fa!“ Fa! „Nun sprich Schasséfa!“ – sollte heissen Josepha.

der Grund äusserlicher Art sein und im chinesischen Vorbilde liegen. In anderen Fällen ist aber doch die Sache bedeutsamer und scheint auf dem Sprachgeföhle selbst zu beruhen, das im Satzganzen noch nicht zu einer strengen Wortscheidung gelangt war. Wo, wie im Sanskrit, Aus- und Anlaut benachbarter Wörter einander beeinflussen, wo ferner vielsylbige Composita gebräuchlich sind, und das [141] Verbum selbst enklitisch (unbetont) hinter sein Object gefügt wird, da ist die Worttrennung schon eine That der Abstraction. Umgekehrt war den Uralaltaiern die Worttrennung erleichtert, einmal durch das Gesetz der Vocalharmonie, und zweitens durch die unwandelbare Setzung des Haupttones auf die letzte oder erste Sylbe.

Fast überall zeigt bei Lautschriften der Schriftbrauch die Neigung, sich orthographisch zu festigen. Erst hatte ein Jeder die gegebenen Zeichen angewandt, so gut er es verstand, der eigenen Aussprache und dem eigenen Gehöre folgend. Dann erhob wohl die Meinung der Lesenden gewisse Schriftsteller zu gemeingültigen Mustern, und auch ohnedem fliesst dem Schreiber das, was er zu lesen gewöhnt ist, unwillkürlich in die Feder. So ragt denn schliesslich über den einzelnen Mundarten, von diesen auch im Punkte der Rechtschreibung befreit, eine Schriftsprache hervor, und von dieser gilt in ganz besonderem Sinne der Satz: *Litera scripta manet*. Sie ist nämlich starr im Vergleich zu der **immerflüssigen** Umgangssprache und gleicht jenen Rechtssatzungen, die Mephisto verhöhnt als eine ewige, vererbliche Krankheit. Die historischen Orthographien, von denen ich hier rede, sind den Neuerern ein Dorn im Auge, den ABC-Schützen ein bitteres Leid. Und in der That, wenn man sie mit der lebendigen, frisch fortschreitenden Volkssprache vergleicht, so nehmen sie sich aus wie Verkörperungen eines stupiden passiven Widerstandes. Was giebt es Tolleres, als wenn im Englischen jene vier Buchstaben *ough*

wie *ū* in *through*,

wie *ō* in *though*,

wie *å* in *thought*, *ought*, *brought*,

wie *au* in *plough*,

wie *of*, *öf* in *rough*, *enough*, *cough* lauten,

oder wenn im Französischen dieselbe Sylbe: *sans*, *sang*, *s'en*, *sens*, *sent*, *cent*, (*per*)-*çant*, (*pas*)-*sant* geschrieben wird?

Solche Dinge sehen aus wie wüster Unfug, und man begreift, wie in England eine ansehnliche Partei seit Jahrzehnten unverzagt für die Einführung einer [133] phonetischen Orthographie kämpft. Sie hat vor ihren deutschen Strebensgenossen dreierlei voraus: erstens stramme Parteizucht, während bei unseren **Neu-
-ern** fröhliche Anarchie zu herrschen scheint, – zweitens eine verständige Poli-

immer
flüssigen
1891

Neueren
1901

II, VI. Darstellung der Einzelsprache.

deutsch
1901

tik, indem sie sich vorzugsweise an jene wendet, die den Jammer der historischen Orthographie am [142] Schmerzlichsten empfinden, während sich bei uns die Gelehrten gegenseitig mit ihren neuen Orthographien überraschen, – endlich drittens einen Gegenstand, gegen den anzukämpfen der Mühe lohnt, während die **deutsche** Orthographie schon seit einem Jahrhunderte wohl manche Freiheiten, aber nur geringe Schwierigkeiten bot.

So günstig scheinen in England die Dinge zu liegen; und doch ist noch keine Aussicht, die Reformer obsiegen zu sehen. Bibeln, Zeitungen, Volksschriften, Unterhaltungsbücher, Gesetze werden nach wie vor in der alten Orthographie gedruckt, und die Gelehrten hüten sich wohl, ihre Werke durch launenhafte Verkünstelungen unlesbar zu machen. Denn das ist es eben. Längst hat sich an eine andere Sprache das Ohr, an eine andere das Auge gewöhnt, und beide wollen in ihren Gewohnheiten nicht gestört sein. In einem lesekundigen Volke beansprucht auch die Schriftsprache alle Rechte einer Volkssprache, – sie ist eben nur die zweite dieser Art. Je weiter nun der Abstand zwischen der Orthographie und den Lauten der mündlichen Rede, desto gewaltiger müsste der Sprung sein, der die erstere wieder an die Seite der anderen brächte. Sprünge aber duldet die Geschichte nicht gerne, und wo sie ihr abgetrotzt werden, da weiss sie sich zu rächen. Strafe genug wäre es nun doch für die Umsturmänner, wenn mit einem Male alle jene Schöpfungen der Vergangenheit, die eben noch die Gegenwart belebten und bereicherten, in antiquarische Totenkammern wandern müssten. Die bisherigen Verbesserungen der deutschen und französischen Orthographie wurden vom Volke geduldet, weil sie sich schrittchenweise einführten, und den meisten meiner Landsleute wird es so gehen wie mir, dass ihnen ein **deutsches** Buch aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner Consonantenverschwendung noch immer heimischer vorkommt, als etwa ein Grimm'sches oder Schleicher'sches mit seiner zur Schau getragenen Sparsamkeit.

Noch zwei besondere Vorzüge sind aber den historischen Orthographien nachzurühmen. Erstens stehen sie, wie schon angedeutet, oberhalb der jeweiligen Einzelmundarten, während phonetische Orthographien doch immer nur der Aussprache eines Theiles der Gebildeten folgen können. Jetzt hat auch Schweden seine orthographische Reformpartei. Die verwirft u. A. das *hj* und *hv*, schreibt *vad*, *vem*, *jerta*, *jul* statt *hvad* (was), *hvem* (wer), *hjerta* (Herz), *hjul* (Rad) u. s. w., während doch noch viele Schweden das *h* deutlich hören lassen, ebenso wie vieler Orten [143] in England bei *which* = welches, das durch Aspiration unterschieden wird von *witch* = **Hexe**, **weather** = **Wetter**, von **whether** = **ob**, **were** = **waren**, ||134||

Hexe.
1891
wether
1901

wäre, von *where* = wo u. s. w. Warum bevorzugen nun die Verbesserer gerade die *nachlässige* Aussprache?

nachlässige
1891

Der zweite Vorzug, dem ersten im Grunde verwandt, liegt allerdings auf theoretischer, und zwar auf sprachgeschichtlicher Seite; er wird also an späterer Stelle zu besprechen sein.

Dass sich der Sprachforscher der zeit- und landesüblichen Schreibweise der fremden Sprache zu fügen und nur die etwaigen Abweichungen der Aussprache anzugeben hat, liegt auf der Hand. Wie soll er es aber mit den fremden Schriften halten? Folgendes scheint mir das Richtige:

1. Wortschriften und solche Lautschriften, die die Aussprache nur ungenügend anzeigen, müssen für den Unkundigen durch eine beigegebene Transscription ergänzt werden.

2. Zureichende Lautschriften, d. h. solche, aus denen die Laute der Sprache entweder unmittelbar oder vermittels gewisser Regeln zu erkennen sind, bedürfen der Beigabe einer Umschreibung nicht. Die Urschrift ist in der Regel vorzuziehen, schon um der Übung willen. Doch können Ersparnissrücksichten für die Wahl der Transscription sprechen. *Ganz feste Orthographien haben wohl die wenigsten Völker; bei manchen, wie die Koreaner, herrscht die wildeste Anarchie: Jeder schreibt, wie es ihm einfällt. Aber auch das kann seinen Werth haben. Denn Jeder wird doch wahrscheinlich nach Möglichkeit so schreiben, wie er es zu sprechen und zu hören gewohnt ist: Die mundartlichen Verschiedenheiten kommen zur Geltung, und wie wichtig können diese für die wissenschaftliche Beurtheilung der Sprache werden. Man nehme also das unvermeidliche Ungemach dankbar hin, verzeichne die Dinge, wie sie sich bieten, und sehe zu, ob nicht am Ende doch in der scheinbaren Wildniss Gesetzmässigkeit zu entdecken und manche gute Frucht zu pflücken ist.*

3. Semitische Literatursprachen sollten je in der ihnen eigenen oder in einer anderen semitischen Schrift wiedergegeben werden. Ein Alphabet, das Vocale und Consonanten als gleichwerthig behandelt, schickt sich schlecht für Sprachen semitischen Baues.

4. Schriften, deren Entzifferung noch nicht abgeschlossen ist, durch Transscriptionen zu ersetzen, ist wohl in der Regel bedenklich. Jedenfalls muss die Umschreibung die Orthographie des Originals genau wiedergeben, also auch anscheinende Varianten unterscheiden. Hierin ist die Geschichte der altbaktrischen Forschungen lehrreich.

5. Kommt es auf dialektische Besonderheiten der Aussprache an, so ist selbstverständlich eine genaue Lautschreibung der blossen Transscription vorzuziehen.

6. Wo das Schriftwesen besonders verwickelt oder gar der Willkür unterworfen ist, wie das Japanische, da wird am Besten die Schriftlehre von der ||135|| Sprachlehre getrennt gehalten, erst die Sprache in Transscriptionen gelehrt und geübt, und dann zur Lesekunst verschritten.

7. Die Schriftsysteme der Lautphysiologen sind nur in soweit zu empfehlen, als es sich um die Hervorbringung und den Klang der Laute handelt. Wo sie aber Laute als zusammengesetzte darstellen, die in der |144| Sprache selbst als einfache gelten, wie dies oft bei *tš*, *dž*, zuweilen bei *ts*, *dz*, *tr* u. a. m. der Fall ist: da halte man sich an die einheimische Auffassung und wähle womöglich einfache Zeichen. Wenn also z. B. die Sprache im Anlaute sonst nur einfache Anlaute kennt, so behandelt sie auch solche Consonanten, wo sie anlauten, als einfache. Ebenso dann, wenn sie sie in anderen Hinsichten als einfache behandelt, z. B. nicht sie, sondern nur die anderen Consonantenverbindungen „Position machen“ lässt. Darum gilt sanskrit palatales k', jetzt tš gesprochen, und slavisches *č* = *tš* als ein Laut, und gelten umgekehrt lateinisches *x* und griechisches *ξ*, *ψ* als Doppellaute.

8. In historischen Orthographien werden oft gleiche Laute in verschiedenen Wörtern mit verschiedenen Zeichen geschrieben, wohl auch umgekehrt die nämlichen Zeichen bald so, bald anders ausgesprochen. Da ist es wichtig, den ursprünglichen Lautwerth zu ermitteln. So gewinnt z. B. das Siamesische eine ganz andere phonetische Gestalt, wenn man prüft, wie es seine Schriftzeichen zur Umschreibung indischer Fremdwörter verwendet hat. Offenbar gehören solche Untersuchungen der sprachgeschichtlichen Forschung an; aber ihr Zweck ist immerhin, die Einzelsprache so kennen zu lernen, wie sie war, als sie sich zur Literatursprache festigte. Was damals das Ohr vernahm, bietet sich heute nur im Abbilde dem Auge des Lesers, wo aber gelesen wird, da nimmt eben auch das Auge am Sprachbewusstsein Theil, Laut- und Schriftbilder sammeln sich in zwei parallelen Inventarien, und die optische Sprache ist ebenso thatsächlich, ist ebensogut eine lebende Sprache, wie die akustische.

Drittes Buch.

Die genealogisch-historische Sprachforschung.

Einleitung.

[145] ||136||

Es handelt sich bei der geschichtlichen Sprachforschung zuvörderst nicht um „Prinzipien der Sprachgeschichte“, wie sie PAUL in seinem so betitelten Buche und früher WHITNEY (Life and Growth of Language) aufgestellt haben. Die Entdeckung solcher allgemeiner Grundsätze gehört weder der einzelsprachlichen noch der historisch-genealogischen Forschung. Jede Sprache und jeder Sprachstamm ist autonom, nur beschränkt durch die Grenzen des Menschenmöglichen: die Weite dieser Schranken, was schlechthin **nothwendig**, oder schlechthin unmöglich ist, das zu erörtern gebührt der allgemeinen Sprachwissenschaft. Mit Recht aber haben die Indogermanisten je länger je mehr diesen Prinzipienfragen ihre ganze Aufmerksamkeit zugewandt. Inwieweit aber diese Grundsätze, so wie sie von ihnen für ihren Bereich aufgestellt worden sind, auch in anderen Sprachfamilien sich halten, kann nur die Erfahrung lehren. Der Zweig der Sprachforschung, der uns hier beschäftigt, hat es als solcher mit den trockensten Einzelthatsachen zu thun: Sind die Sprachen A und B miteinander verwandt, und in welchem Grade? Giebt es dieses Wort oder jene Form in der und der Sprache oder in der und der Zeit der Sprachgeschichte? wie lautet es da? Welche Gesetzmäßigkeit herrscht in den lautlichen Abweichungen? Besteht im einzelnen Falle Urgemeinschaft oder Entlehnung? Was ist alles Gemeingut, was neu **hinzuerworben**? u. s. w. Alles das klingt und ist auch wirklich sehr trocken. Was die menschliche Rede im Innersten bewegt, was sonst die Wissenschaft von den Sprachen der Völker zu einer der lebensvollsten macht, das tritt hier zunächst zurück; nur einige ihrer Ausläufer ranken in das Seelen- und Sittenleben der Völker hinüber. Der einzelsprachliche Forscher kann gar nicht schnell genug die fremde Sprache in's eigene Ich aufnehmen; der Sprachhistoriker steht draussen vor seinem Gegenstande: hier der Anatom, da der Cadaver. Ich übertreibe wohl nicht, wenn ich

hier
1891

nothwendig
1891

zunächst
1891

hinzuerworben
1891

III. Die genealogisch-historische Sprachforschung.

entweder
1891

behaupte, BOPP und SCHLEICHER hätten ihre ver||137||gleichenden Grammatiken ganz ebensogut schreiben können, wenn sie |146| auch nicht einer einzigen der darin bedachten Sprachen mächtig gewesen wären. Was treibt sie und ihre Fachgenossen zu philologischer Thätigkeit? Entweder Liebhaberei für das verwandte frischere Nebenstudium, oder das Bedürfniss der eigenen Wissenschaft, der sie bessere Quellen zuführen wollen.

Die Geschichte der Linguistik, diesmal der vergleichenden Indogermanistik, ist hier wie immer lehrreich. Erst zügellos kühnes Zusammenstellen ähnlich klingender Vocabeln; dann Ringen nach sicherer Methode. Methode hiess aber in diesem Falle genügsame Selbstbeschränkung auf das Greifbarste. Die Gefahr lag nahe, dass daraus beschränkte Selbstgenügsamkeit nach der Art eines platten Materialismus wurde: nur das Greifbare, Stoffliche schien Werth zu haben, nur die Scheidekunst an Lauten geübt schien wahre, beweisende Wissenschaft. Dass sie dies ist, hat sie glänzend bewährt, auch da, wo ihre Ergebnisse umstritten sind: sie tastet eben die Grenzen des Beweisbaren aus. Nun aber drängt es sie über die selbstgezogenen Schranken hinaus, – PORTT's souveräner, allseitiger Geist hatte sich ohnehin diesen Schranken nie unterworfen. Kurz die Sprachgeschichte ist nur zum Theile aus lautmechanischen Vorgängen zu erklären; das lernte man um so tiefer empfinden, je schärfer man die entdeckten Lautgesetze zuzuspitzen strebte. Gesetze wollen ausnahmslos gelten. Werden sie von Ausnahmefällen durchbrochen, so sind sie entweder zu weit gefasst, oder sie werden von anderen Mächten überwunden. Glaubte man also die Erscheinungen des gesetzmässigen Lautwandels erschöpfend auf allgemeine Formeln zurückgeführt zu haben, so musste man für den unerklärbaren Rest eine fremde, nicht lautmechanische Macht verantwortlich machen, und diese konnte nur seelischer Art sein. Es schien, als wäre das Prinzip der Analogie auf einem weiten Umwege ein zweites Mal entdeckt, das grosse Gesetz der lebendigen Sprache. Nicht die Entdeckung, sondern die Anwendung dieses Gesetzes auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung ist das Verdienst der neueren Indogermanistik. Urtheile ich recht, so hat in dieser Schule die sprachgeschichtliche Wissenschaft eine wahre Verjüngung, eine Rückkehr zum frischen Leben gefeiert. Jetzt schwelgt ein Theil ihrer Anhänger im Entdecken „falscher Analogien“, manchmal wohl zur Schadenfreude ihrer Gegner, und doch selbst in ihren Übereilungen anregend.

Ein zweiter Fortschritt in gleicher Richtung ist zu verzeichnen. Die syntaktische Vergleichung hatte sich lange nur auf einzelne Zweige |147| des Sprachstammes erstreckt, zudem, mehr für die Zwecke des Schulunterrichtes, auf Lateinisch und Griechisch untereinander und mit der Sprache des Lernenden. Erst in neuerer Zeit ist man darauf verfallen, einzelne Theile der Satzlehre weiter-

hin vergleichend zu verfolgen; die Grammatiken aber von vorwiegend linguistischer Tendenz, die jetzt sammlungsweise erscheinen, hören nach wie vor da auf, wo die Syntax anfangen sollte. Allenfalls wird da der Formenlehre etwas syntak||138||tische Zuthat wie Schmuggelgut beige packt; sonst aber ist es, als sollte durch solche Programme bewiesen werden, dass Verständniss und Handhabung einer Sprache nicht zu den Dingen gehören, die eine Grammatik zu lehren hat. Zum Glücke liegt der Fehler nur in dem missbräuchlich angemasteten Titel: statt Grammatik sollte es heissen: Laut- und Formenlehre. Auch die geschichtliche Grammatik muss alle Theile ihres Gegenstandes erfassen, und ihre Vertreter sind gewiss die Letzten, die dies verneinen möchten.

Aber der besondere Gesichtspunkt ergibt besondere Aufgaben. Welches sind die Aufgaben der historisch-genealogischen Sprachforschung?

Alle Sprachen erleiden Wandelungen in Stoff und Form, viele erleiden zudem Spaltungen, wohl auch Mischungen. Unter Spaltungen der Sprachen aber verstehen wir dies, dass die Veränderungen auf verschiedenen geographischen Gebieten verschieden geschehen. Solche Spaltungen geringfügigster Art haben wir schon in den leisesten mundartlichen Abschattungen, in rein localen Wortgebräuchen und Redensarten, ja in den individuellen Eigenheiten der Lautbildung und des Sprachgebrauchs zu erkennen. Untermundarten desselben Dialektes, Dialekte derselben Sprache, Sprachen derselben Familie, Familien desselben Sprachstammes sind weiter nichts als Spaltungs- und vielleicht Mischungsergebnisse.

So hat die genealogisch-historische Forschung, mag sie ihr Gebiet so eng oder so weit ziehen wie sie will, doch eigentlich immer die Geschichte einer einzigen Sprache zum Gegenstande, vielleicht sogar nur die Geschichte einer einzelnen Mundart. Der Indogermanist fragt: Was ist aus der Sprache unserer indogermanischen Urahnen geworden? Wie hat sie sich verzweigt und in den Verzweigungen gestaltet? wie mag sie selbst beschaffen gewesen sein? Ähnlich der Germanist, der Slavist, der Romanist, der Keltist u. s. w., ähnlich auch der, der etwa die nordfriesischen oder schwäbischen Mundarten unter einander vergleichen wollte. Die Vergleichung halte sich ganz auf der Oberfläche, besage zunächst [148] nicht mehr, als dass dieser Erscheinung der einen Sprache jene in der anderen entspreche, z. B. dem deutschen *d* ein englisches *th*, dem deutschen Worte „Kna-
be“ = Kind männlichen Geschlechts, das englische *knave* = Schurke, dem lateinischen *Accusativus* cum infinitivo der deutsche Objectssatz mit „dass“, – immer liegt mindestens stillschweigend der Gedanke zu Grunde, dass die gemeinsame Ursprache sich hüben so, drüben so weiter entwickelt, oder auch, dass sie sich in der einen ihrer Verzweigungen unverändert bewahrt habe.

accusativus
1891

III. Die genealogisch-historische Sprachforschung.

Man sieht, im Grunde hat es die historisch-genealogische Forschung ebenso gut mit Einzelsprachen zu thun, wie die einzelsprachliche selbst. Worin besteht also der wesentliche Unterschied Beider?

Er besteht nicht im räumlichen Umfange des Untersuchungsobjectes. Einen Sprachstamm als solchen und in seinen Verzweigungen kann man freilich ||139|| nicht einzelsprachlich betrachten; denn die einzelsprachliche Forschung ist ihrer Natur nach an die sprachgemeindlichen Grenzen gebunden. Dafür bietet aber wiederum eine Mundart in ihren Abschattungen weit mehr Anlass zur historisch-genealogischen Untersuchung, als zur einzelsprachlichen.

Auch der zeitliche Umfang ist natürlich nicht entscheidend. Cultursprachen haben ihre epochemachenden classischen Zeitalter, deren Meisterwerke viele Jahrhunderte lang die Geister und die Sprache beherrschen mögen, und immer leben die Epigonen mit den Classikern in Sprachgemeinschaft. Umgekehrt können die Sprachgemeinschaften recht kurz und jäh abgebrochen werden, und es steht der Nachwelt frei, ganze Perioden von der Gemeinschaft auszuschliessen. LUTHER's grobschrötige Frische steht unserm Sprachgefühl näher, als die unausstehliche Ziererei und Ausländerei, darin man sich nach dem dreissigjährigen Kriege gefiel. BOCCACCIO gehört in die Gemeinschaft der lebenden *Lingua* toscana; der zwanzig Jahre jüngere FRANCO SACCHETTI dagegen wird wie ein Fremdling verdolmetscht. Jenem, der als ein halbes Jahrtausend hindurch als Muster edler Sprache gegolten, gebührt auch in der einzelsprachlichen Wissenschaft ein hervorragender Platz; der jüngere Novellist dagegen, dessen Werke viel später im Druck erschienen und wohl nie in ähnlichem Umfange nationales Gemeingut geworden sind, kann nur in der Sprachgeschichte Berücksichtigung beanspruchen.

Der Unterschied zwischen beiderlei Forschungen ist in der That ein artlicher. Die Einzelsprache ist ein Vermögen, das aus seinen Äusserungen [149] begriffen, in diesen nachgewiesen werden will. Diese Aufgabe setzt sich die einzelsprachliche Forschung, und sie darf innerhalb ihres Kreises jenes Vermögen als ein sich im Wesentlichen gleichbleibendes *behandeln*. Denn das ist es in der That. In LUTHER's Rede wurden der Hauptsache nach dieselben Stoffe von denselben Kräften beherrscht, nach denselben Gesetzen bearbeitet, wie in der Sprache irgend eines unserer Zeitgenossen. Und das Gleiche gilt von den Mundarten verschiedener Gaue: im Wesentlichen gleicht das Sprachvermögen des *Erzgebirgers* dem des Schwarzwäldlers oder Oberbaiern, mag sich auch unter den äusseren Hüllen die Wesensgleichheit verbergen.

Dieses Vermögen also soll der Einzelsprachforscher erkennen, beschreiben, und aus ihm heraus soll er die Äusserungen der *Einzelsprache* erklären. Thatsächlich ist nun aber jenes Vermögen ein gewordenes und immer weiter werdendes,

lingua
1891

behandeln;
denn
1891

Erzgebirges
1901

Einzelsprachen
1891

sich veränderndes und verschiebendes, und auch das will erklärt werden: durch welche Veränderungen ist die Sprache zu ihrem jeweiligen Zustande gelangt? womöglich auch, – wenn die Frage nicht in alle Zukunft **unbeantwortet** bleibt: warum ist die Sprache gerade so geworden und nicht anders? Auf alles dies kann die Einzelsprachforschung von ihrem Standpunkte aus und mit ihren Mitteln keine Antwort geben; hier stehen wir auf dem Gebiete der Sprachgeschichte.

unbeant-
wortbar
1891

||140||

In der Wissenschaft gelten als Eintheilungsgrund nicht die Werkzeuge, mit denen gearbeitet, auch nicht die Quellen aus denen geschöpft, sondern die Erkenntnisziele, denen zugestrebt wird. In unserem Falle, bei der einzelsprachlichen und der sprachgeschichtlichen Forschung, sind aber die ersteren kaum weniger verschieden, als die Letzteren. Beide Forschungszweige verhalten sich zu einander gegensätzlich und sich ergänzend; von ihrem Standpunkte aus und mit ihren Mitteln erstrebt und vermag die Eine gerade das, was der Anderen unzugänglich ist. Die einzelsprachliche Forschung erklärt die Sprachäusserungen aus dem jeweiligen Sprachvermögen und thut sich genug, wenn sie dieses Vermögen, wie es derzeit in der Seele des Volkes ist oder war, in seinem inneren Zusammenhange systematisch begreift. Sie wird dabei hin und wieder gern Anleihen bei der Sprachgeschichte machen; sie kann aber auch ohnedem leben; denn was dem jeweiligen Sprachgefühl gegenüber zufällig ist, darf es auch ihr bleiben. Wie und warum jenes Vermögen und dieses Gefühl so geworden, begreift sie nicht. Dagegen will die Sprachgeschichte als solche eben weiter nichts als dies erklären. Das heisst: die Lebensäusserungen der Sprache, die Rede, begreift sie gar nicht. Will sie sie begreifen, so muss sie eben auf den einzelsprachlichen Standpunkt übertreten. Somit ist sie in viel weiterem Masse auf Borg angewiesen, als die einzelsprachliche Forschung; jene Gebietsüberschreitungen, – denn das sind sie nun einmal, – sind ihr so unentbehrlich und gewohnt geworden, dass sie im besten Glauben auch drüben, jenseits ihrer Grenze ihre Flagge hissen möchte und Dinge, mit denen sie nichts anzufangen weiss, vielfach wegzuräumen versucht. Denn das masst sie sich an, wenn sie z. B. den Satz aufstellt: eine Sprache, von der wir weder frühere Phasen noch seitenverwandte oder dialektische Verzweigungen kennen, sei überhaupt kein Object für die Sprachwissenschaft. Als ob die Sprachwissenschaft nichts weiter zu erforschen hätte, als wenn und wo diese oder jene Veränderungen im Laut- und Formenwesen, in den Wörtern und Bedeutungen eingetreten sind; als wären die grossen Wirkungen dessen, was sich Jahrhunderte hindurch im Wesentlichen gleich geblieben ist, weniger interessant, als jene kleinen Wandelungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen haben; als müsste der, der die Gesetze einer vereinzelter Sprache in einer systematischen

III. Die genealogisch-historische Sprachforschung.

Grammatik darzustellen weiss, nicht mindestens ebensoviel Verständniss vom Wesen der menschlichen Sprache haben, als Jener, der das Lautinventar der indogermanischen Ursprache um ein paar neue Nummern bereichert. Keiner von beiden hat das Recht, auf den Anderen herabzublicken, denn Beider Leistungen können sich an aufgewendetem Fleisse und Scharfsinne die Waage halten. Gilt es aber nicht dieser oder jener Sprache, sondern dem menschlichen Sprachvermögen überhaupt, so denke ich, ein neuer Sprachtypus hat doch etwas mehr Erkenntnisswerth, als ein paar neue alte Laute.

||141||

Die Sprache oder Mundart, deren Geschichte untersucht werden soll, wollen wir relativ eine Ursprache oder einen Urdialekt nennen, – relativ, das heisst, wohl wissend, dass diese sogenannten Urformen ihrerseits doch nur Phasen einer vielleicht langdauernden früheren Entwicklung sind. In diesem Sinne reden wir von Ur-Indogermanisch, Urgermanisch, Urskandinavisch, Urschwäbisch u. s. w., immer in Hinsicht auf spätere Phasen und Spaltungen.

Sind nun diese Spaltungen alt und weitklaffend genug, so hört die sprachliche oder mundartliche Einheit auf, Entfremdung tritt ein, Dialekte werden zu Sonder Sprachen, Einzelsprachen werden zu Oberhäuptern ganzer Sprachstämme. Dann mag es wohl geschehen, wie manchmal in der Pflanzenwelt, bei Stockausschlägen und Wurzelausläufern. Der alte Stamm ist längst verfault, und man muss unter dem Boden nachgraben, um die gemeinsame Wurzel blosszulegen. Und wenn es nur immer so stünde, dass jede Sprache bloss eine Wurzel hätte! Oft allerdings ist die Ähnlichkeit einer Sprache mit anderen so augenfällig, dass es kaum eines besonderen Verwandtschaftsnachweises bedarf. Oft aber [150] auch sind die Ähnlichkeiten so verwischt, die Verwandtschaften so entfernt, dass jener Nachweis viel Mühe und Scharfsinn erfordert.

Es ist leicht erklärlich, dass uns diejenige Sprache der Ursprache am Nächsten zu stehen scheint, die uns über die übrigen den reichsten Aufschluss giebt. Oft wird dies die sein, die wir am Frühesten oder am Genauesten kennen gelernt haben, und von deren Standpunkte aus wir nun, ganz menschlicher Weise, die anderen betrachten. So können sich in die Forschung Zufälligkeiten und Einseitigkeiten einschleichen, die erst in der Folge berichtigt werden. Vom Sanskrit ausgehend hatte man die indogermanische Sprachverwandtschaft entdeckt, nun mass man die übrigen Glieder der Familie am Sanskrit, bis man einsehen lernte, dass die europäischen Sprachen in manchen Dingen den Urtypus reiner bewahrt haben. R. H. CODRINGTON (*The Melanesian Languages*, Oxford 1885) ist der Meinung, wir würden über das Verhältniss der melanesischen Sprachen zu den malaischen ganz andere Ansichten haben, wenn wir jene früher als diese

heisst:
1891

§. 1. Aufgaben der Sprachengenealogie.

kennen gelernt und die malaischen Sprachen an den melanesischen gemessen hätten, wie er es thut. Die Bemerkung ist an sich sehr fein und zutreffend; nur das möchte ich bezweifeln, dass der ausgezeichnete Forscher von seinem neuen Standpunkte aus zu befriedigenderen Ergebnissen gelangt wäre. (Vergl. meine Besprechung im Journal of the R. A. S. of Gr. Br. & Ireland, XVIII., pt. 4). Solange man der indochinesischen Sprachvergleichung das Neuchinesische zu Grunde legte, kam man nicht recht von der Stelle. Das Tibetische hilft weiter; und welche Aufschlüsse vom Siamesischen und von den agglutinirenden Gliedern der Familie zu erwarten sind, lässt sich noch gar nicht übersehen.

Wir werden, um Missverständnisse zu vermeiden, gut thun, zwischen äusserer und innerer Sprachgeschichte zu unterscheiden. Die äussere Geschichte ||142|| einer Sprache ist die Geschichte ihrer räumlichen und zeitlichen Verbreitung, ihrer Verzweigungen und etwaigen Mischungen (Genealogie). Die innere Sprachgeschichte erzählt und sucht zu erklären, wie sich die Sprache in Rücksicht auf Stoff und Form allmählich verändert hat.

Es leuchtet ein, dass man, solange man nur sprachgeschichtliche Zwecke verfolgt, nur genetisch verwandte Sprachen miteinander vergleichen darf. Und umgekehrt ist es einleuchtend, dass der Beweis der Verwandtschaft, wo er nöthig ist, nur im Wege der Vergleichung geführt werden kann. So scheint es, als drehten wir uns im Kreise. In der That ist aber die vergleichende Arbeit, die nur die Familienzugehörigkeit erweisen will, summarisch im Gegensatze zu jenen minutiösen Untersuchungen, die die innere Sprachgeschichte erheischt. Zudem ist jene Arbeit die vorbereitende, und schon darum muss sie zuerst betrachtet werden.

Erster Theil.

Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

§. 1.

Aufgaben der Sprachengenealogie.

So jung unsere Wissenschaft ist, so viel hat sie bereits in sprachgenealogischer Hinsicht geleistet. Weitaus die meisten Sprachen der alten Welt sind wenigen grossen Familien und engeren Sippen zugeordnet. Vom Ganges bis nach Island erstreckt sich der indogermanische Stamm, von der Mündung des Amur bis nach Lappmarken und der Türkei der ural-altaische, von der Osterinsel bis nach Madagaskar der malaio-polynesische Sprachstamm. Den Semiten vom alten Baby-

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

Aegypter
1891

lon bis zum heutigen Marokko reihen sich die hamitischen Ägypter, die Gallas [151] und Berbern vetterschaftlich an; den grössten Theil Afrikas südwärts vom Erdgleicher wissen wir von der stämme- und sprachenreichen Bantu-Familie bewohnt. Wir haben gelernt, die nichtarischen Ureinwohner Vorderindiens in Drâvidas und Kolarier zu scheiden, theilen die Sprachen der kriegerischen Kaukasusvölker in einen nördlichen und einen südlichen Stamm und sind eben dabei, etwa ein Drittheil der Menschen zu einer grossen indochinesischen Sprachenfamilie zu vereinigen. Dass die Sprachen der Ureinwohner Australiens sammt und sonders untereinander verwandt sind, stellt sich immer deutlicher heraus; von jenen der amerikanischen Indianervölker sind nun wohl die meisten einer Anzahl grösserer oder kleinerer Familien eingereiht. Schon bieten die Sprachenkarten ein erfreuliches Bild; man ist versucht, über der [143] Menge der gewonnenen Einsichten die noch viel grössere Menge der zu lösenden Räthsel zu übersehen.

Und dabei besagt das Zahlenverhältniss noch am Wenigsten. Ein guter Theil des bisher Erworbenen bot sich von selbst, man brauchte nur hinzuschauen und zuzugreifen. Dass der Wolf zum Hundegeschlechte gehört, lehrt uns ein einziger Blick. Dass aber die Blindschleiche nicht eine Schlange, sondern eine Eidechsenart ist, erfahren wir erst, wenn wir dem Thiere die Haut abstreifen und es anatomisch untersuchen. Beiderlei kommt auch in der Sprachenwelt vor, nur dass hier noch viel öfter die Verwandtschaftsmerkmale unter der Haut zu suchen sind.

einander,
1891

Woher noch immer die Menge der Sprachstämme? und woher die grosse Menge der Sprachen, die noch keinem bekannten Stamme zugeordnet sind? War es wirklich so, wie Manche glauben, dass an mehreren Orten der Erde, unabhängig von einander sich sprachlose Anthropoiden zu sprachbegabten Menschen entwickelt haben? Gab es vielleicht gar, – denn gerade das ist behauptet worden, – Anfangs auf der bewohnten Erde eine Menge grundverschiedener Sprachen, deren grosser Theil nachmals im Kampfe um's Dasein spurlos erloschen ist? Dann freilich wäre unseren sprachvergleichenden Bestrebungen eine jener Schranken gesetzt, vor denen der Verständige Halt macht, und die der Narr mit dem Kopfe durchrennt.

Wie aber, wenn jene Anderen Recht hätten, die da annehmen, die sprechende Menschheit, also auch die menschliche Sprache habe sich aus einer ursprünglichen Einheit differenzirt? Dann müssten wir eben unverdrossen fortfahren in der Arbeit des Vergleichens und Zerlegens, [152] immer gewärtig, dass uns am Ende doch der zerkleinerte Stoff wie Streusand durch die Finger rinne, unfassbar und ungestaltbar.

So stehen wir mitten drinnen in einer der heikelsten Fragen der menschlichen Urgeschichte, berufen, wo möglich dereinst selber das entscheidende Wort

§. 1. Aufgaben der Sprachengenealogie.

zu sprechen, darum doppelt verpflichtet zu unbefangenen Verhalten. War nun Mehrsprachigkeit der ursprüngliche Zustand des Menschengeschlechtes, so sind zwei Fälle möglich: entweder leben noch mehrere jener Ursprachen in ihren Nachkommen fort, oder diese sind alle bis auf eine im Daseinskampfe erlegen, und dann wären alle bekannten Sprachen Nachkomminnen einer einzigen Stammutter. Mir scheint ein Kampf von so verheerend sichtender Wirkung in jener Urzeit nicht wahrscheinlich. In geschichtlicher Zeit siechen wohl Rassen und Sprachen unter dem tödtlichen Einflusse einer einbrechenden überlegenen Gesittung dahin, werden wohl auch einzelne wilde Stämme von anderen ihresgleichen mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Doch Letzteres gehört zu den Ausnahmen. Viel öfter weiss die Völkerkunde von sogenannten Autochthonenstämmen zu reden, die in irgend welchen verlassen Winkeln Art und Sprache ||144|| der Vorfahren fortsetzen. Und wie leicht war das Fliehen und Wandern und Neubesiedeln auf der dünnbevölkerten Erde.

Sind aber die uns bekannten Sprachen in grundverschiedene Stämme vertheilt, so bleibt doch die Möglichkeit, dass mehrere der jetzt noch für geschieden geltenden Sprachstämme sich bei fortgesetzter Vergleichung als urverwandt erweisen, und schon das wäre ein gewaltiger Gewinn. Gesetzt aber, alle uns zugänglichen Sprachen wären weiter nichts als Fortsetzungen der einen Urform menschlicher Rede, so folgte daraus noch nicht mit Nothwendigkeit, dass sich diese Ursprungseinheit jemals müsse wissenschaftlich erweisen lassen. Wie vorhin angedeutet, wäre es ja möglich, dass sich die Wissenschaft am Ende nach den besonnensten Vorarbeiten einem so gestalt- und haltlosen Stoffe gegenüber sähe, dass auch dem Kühnsten der Muth zu weiterer Analyse und Vergleichung verginge. Dann würde also unser Endurtheil lauten: Die Urverwandtschaft aller Sprachen ist unerweisbar, aber auch unwiderlegbar, – und die Anthropologie müsste sich dabei beruhigen; denn den Neanderthalschädel kann sie doch nicht zum Reden bringen.

Nicht davor muss gewarnt werden, dass man mit solchen Vergleichungen zu früh aufhöre, sondern davor, dass man zu früh damit anfange. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo der Beweis einer Verwandtschaft etwa zwischen den irokesischen Sprachen und denen der Maya-Huastecafamilie unumstösslich geführt vorliegt. Wollte ich heute diese Verwandtschaft behaupten, so würde ich für alle Zukunft nicht den Ruhm eines ahnenden Genies, sondern den Vorwurf urtheilsloser Voreiligkeit verdienen. Denn alle Voreiligkeit in wissenschaftlichen Dingen ist unmethodisch, und alle Unmethode läuft auf dumme Urtheilslosigkeit hinaus. Und doch liegt die Versuchung auch besseren Geistern so nahe. Von dem „Sprachstamme der Titanen“, den „turanischen Sprachen“ und ähnlichen

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

Versuchen darf ich hier schweigen. Was aber dem grossen FRANZ BOPP auf seinen sprachvergleichenden Irrfahrten im malaischen und kaukasischen Gebiete widerfahren musste, giebt zu denken. Es war, als hätte er die Richtigkeit seiner Grundsätze nun auch von der Kehrseite beweisen, an sich selbst das **Argumentum** ad absurdum liefern sollen: Compass und Karte, die ihn bisher geleitet, hatte er über Bord geworfen, und nun sass sein Fahrzeug auf dem Sande fest. Die Versuchung zu dergleichen Wagnissen muss doch mächtig sein, dass ihr ein solcher Mann unterliegen konnte.

argumen-
tum
1891

Es **gilt** uns durch eine strenge Methode gegen ähnliche Verirrungen zu wappnen, und eben das ist das Schwierige, eine Methode der Entdeckungen zu finden. Auch in den günstigsten Fällen, vielleicht gerade in diesen, hat der Zufall und der glückliche Einfall, der doch selbst ein Zufall ist, sein reichliches Antheil. Wir lernen eine Sprache, die bisher für isolirt galt. Zufällig kennen wir eine andere, die jener entfernt verwandt ist; zufällig lenkt sich unsere Auf||145||merksamkeit auf diese oder jene versteckten Übereinstimmungen zwischen Beiden; wir stutzen, fragen: Sollte das auch Zufall sein? und nun folgen wir der Fährte, entdecken des Gemeinsamen immer mehr, und endlich ist der Beweis geführt. Hier gingen also der methodischen Arbeit, diese veranlassend, zwei Dinge voraus, die sich scheinbar nicht lehren und lernen, sondern nur als Geschenke hinnehmen lassen. Und gleichwohl ist auch dabei eine gewisse Methode möglich, so eine Art Wünschelruthe, die anzeigt, wo Bohrer, Grabscheit und Haue mit Aussicht auf Erfolg ihre Arbeit beginnen können. Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten giebt es auch hier. Und ist nun erst der forschende Geist auf verheissende Anzeichen gestossen, so muss er bedächtig, Schritt für Schritt vorgehen, um nicht schliesslich doch sein Ziel zu verfehlen. Dafür ist also erst recht eine Methodik **nötig**.

gilt,
1891

|154|

Die Sprachengenealogie will indessen mehr, als den Globus unter eine Zahl Sprachfamilien vertheilen; sie will auch innerhalb dieser Familien die Verwandtschaftsgrade feststellen. Vergleichen wir die sich verzweigende Ursprache mit einer Pflanze, so gilt es zu wissen, an welchen Stellen die Äste am Stamme, die Zweige an den Ästen, die Blätter an den Zweigen ansitzen, welche Spaltungen die älteren, welche die jüngeren sind, – es gilt, um den beliebten Vergleich mit menschlichen Verwandtschaftsgraden anzuwenden, die auf- und absteigenden Linien von den Seitenlinien, innerhalb dieser gradweise die Geschwister- und Vetterschaften, vielleicht auch voll- und halbbürtige Versippungen zu unterscheiden. In dieser Richtung ist noch unendlich viel zu thun, und wie sauer und heikel die Arbeit sein kann, davon weiss Niemand besser zu reden, als die Indogermanisten.

nötig
1891

§. 2. Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme.

Nach dem Bisherigen richtet sich unsere Untersuchung auf zwei Hauptfragen:

A. Wie entdeckt und beweist man das Bestehen von Sprachstämmen und die Zugehörigkeit einzelner Sprachen zu solchen und die etwaige Urverwandtschaft mehrerer Stämme?

B. Wie stellt man innerhalb der Sprachstämme die Verwandtschaftsgrade fest?

§. 2.

Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme.

A.

Das Aufsuchen von Anzeichen.

Es handelt sich hier um das, was man im Detectivwesen entfernte Indicien nennt. Der Richtungen, in denen nachgeforscht werden könnte, sind unzählig viele; aber es fragt sich: welche Richtungen versprechen am Ersten zum Ziele zu führen, welche sind also in erster Reihe zu verfolgen? Denn wir wollen nicht mit blindem Umhertappen und Ausprobiren Zeit und Kräfte vergeuden. ||146|| Es muss eine Kunst des Suchens geben, die sich lehren und lernen lässt; es muss für diese Kunst apriorisch geltende Grundsätze geben, die sich aus der Natur der Sache entwickeln lassen.

Wir setzen den einfachsten Fall: Ein Volk hat sich verbreitet und gespalten, mit ihm auch seine Sprache. Die nationale und sprachliche |155| Einheit hat aufgehört, es sind verschiedene Völker und verschiedene Sprachen geworden, deren ursprüngliche Einheit erst wieder entdeckt werden soll. Welche Spuren wird sie hinterlassen haben?

a. Geographische Momente.

Die Völker- und Sprachenkarten in unsern Atlanten erzählen ein gut Stück Weltgeschichte und Völkerkunde. Hier kraftvolle Nationen, die sich ausbreiten, andere zurückdrängend, dort jene armen und schwachen, deren Überbleibsel eingeeengt oder zerstückelt sind. Zwischen den weithingestreckten Gebieten der Germanen und Romanen auf enge Küstengelände am westlichen Meere beschränkt die Nachkommen jener Kelten, die einst ganz Britannien und ein grosses Stück Galliens beherrschten; ähnlich am biskaischen Meerbusen die Basken, vormals die Besitzer weiter Strecken des südlichen Frankreich und der pyrenäischen Halbinsel. Die Etrusker, Ligurer, Veneter, Messapier sind spurlos verschwunden; vielleicht haben die Pelasger in den Arnauten, diese oder jene der alten Völker Kleinasiens in den schönen Bewohnern des Kaukasus Nachkommen hinterlassen. Jene slavische Sprachinsel im Lüneburgischen, jene keltische in Cornwall

Frankreichs
1891

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandschaftsnachweis.

sind unlängst erst vom andringenden Germanenthume überfluthet worden. Gothic wurde noch vor zweihundert Jahren in einigen Gemeinden der Krim gesprochen. Ein Jahrhundert früher war die Sprache der Preussen und jene der türkischen Kumanen in Ungarn verklungen, und jene der Litauer und Letten siechen vor unseren Augen dahin. Nicht besser steht es um das ober- und niederlausitzer Wendisch und andererseits um so manche deutsche Einsprenglinge in slavischen und italienischen Sprachgebieten, um die Gottscheer Mundart und jene der **Sette** und der **Tredeci** communi. Es ist ein geschichtliches Gesetz, dass die Kleinen sich in der Vereinsamung nicht halten können; sie müssen in den grösseren Nachbarn aufgehen, das heisst untergehen. Heute besitzen die Finnen und Esthen ihre wissenschaftlichen Akademien, sammeln emsig, was sie an heimischen Sagen und Gesängen vorfinden, bearbeiten Grammatik und Wortschatz ihrer Sprachen in mustergültiger Weise, mehren mit immer wachsendem Eifer ihre Literaturen. Zwei Völker, zusammen kaum mehr als drei Millionen Köpfe zählend, arm an irdischen Gütern, – man müsste ihrem idealen Streben zjubeln, wenn ein wenig mehr Pietät gegen ihre deutschen und schwedischen Lehrmeister dabei wäre. Allein was wird all ihr Mühen fruchten? Die Sprachen werden weiter leben, so lange ihnen der [156] mächtige Nachbar das Leben gönnt, und ihnen ihre lutherische Kirche ein gewisses nationales Sonderdasein sichert. Die Nach||147||kommen der **Ägypter** haben seit Jahrhunderten ihre Sprache mit der arabischen vertauscht und nur Dank ihrer Religion einen Schatten eigenen Volkstums gerettet. Es giebt aber **Zufluchtsstätten** bedrängter Völker, die einen an den Rändern der Meere, wo die Bedrückten nicht weiter können, die **anderen** in unwirthlichen Gebirgen oder Einöden, wohin die Bedrücker nicht folgen mögen. Das sind jene Völker- und Spracheninseln, bei deren Betrachtung der Sprach- und Geschichtsforscher bald prickelnden Reiz, bald innige Wehmuth empfindet, wie beim Anblick gesunkener Grösse.

Die Einen treibt Noth und Schwäche vom heimischen Herde, die Anderen überströmende Kraft oder unbefriedigte Gier. Und so verschieden wie die Gründe der Wanderungen, der Ausbreitung oder Einengung, sind auch ihre Ergebnisse. Jetzt finden wir grosse zusammenhängende Gebiete von einem einzigen Sprachstamme beherrscht, so zu sagen Continente auf dem linguistischen Globus, jetzt wieder inselartig zerstreute Glieder einer grossen Familie oder kleine sprachlich vereinzelte Völker. So stellt das nordöstliche Asien mit seinen Tschuktschen, Korjaken, Giljaken, Itelmenen, Ainos, Japanern und Bewohnern der Aleuten eine Art sprachlichen Archipel, und umgekehrt jenes Inselgebiet, das sich von der malaischen Halbinsel und Sumatra aus südostwärts in langer Kette bis Neuguinea, nordostwärts über Borneo und die Philippinen bis Formosa und weiterhin gen

sette
1891
tredec
1891

Aegypter
1891

Zuflucht-
stätten
1891
ändern
1891

§. 2. Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme.

Osten durch die mikronesischen, melanesischen und polynesischen Inseln bis Rapa-nui verbreitet, – ein continentmässig zusammenhängendes riesiges Sprachgebiet dar. Auch darauf müssen wir gefasst sein, dass eine solche Continuität freiwillig durch Auswanderung oder unfreiwillig durch den überschwemmenden Einbruch Fremder durchrissen worden sei. Die seefahrenden Malaian haben nach den Malediven und Madagaskar Absenker geschickt; die Azteken (Nahuatl) scheinen den Algonkinstämmen, die Australier den vorderindischen Kolariern sprachverwandt. Aus der Benachbarung allein Schlüsse auf die sprachliche Zusammengehörigkeit zu ziehen, ist immer misslich.

b. Anthropologische Momente.

Hat ein Volk sich verzweigt, so ist zu erwarten, dass seine versprengten Nachkommen im Wesentlichen die ursprüngliche Leibes- und Geistesart bewahrt haben. Die Juden sind ein classisches Beispiel hiefür. [157] Je ähnlicher der Typus, desto enger die Rassenverwandtschaft, desto näher die genealogische Zusammengehörigkeit.

So mag die Anthropologie schlussfolgern, nicht aber die Linguistik. Dem Scandinavier steht der Finne geistig und leiblich näher, als der arische Hindu. Und umgekehrt: Finnen, Esthen, Magyaren und osmanische Türken tragen kaukasischen Rasstypus im Gegensatze zu ihren **mongolischen** Sprachverwandten in Asien. Nigritische Melanesier reden Sprachen, die den **malaisch-polynesischen** verwandt sind, und die Neger der Republik **Hayti** sprechen französisch. Der [148] Sprachforscher muss immer mit der Möglichkeit rechnen, dass sich Völker gemischt, oder dass sie fremde Sprachen angenommen haben, und so besitzen in seinen Augen Übereinstimmungen im geistleiblichen Typus immer nur den Werth entfernter Indicien.

Das **Gleiche** gilt

c. von den ethnographischen und culturgeschichtlichen Momenten.

Trachten und Geräthe, Sitten, Religionen und sonstige Überlieferungen aller Art pflanzen sich nur zu gern von Nachbarn zu Nachbarn fort. Vielleicht mehr noch als das Christenthum hat der Buddhismus, und viel mehr noch der Muhammedanismus culturausgleichend gewirkt. Indische Spiele und Märchen sind durch Vermittelung der Perser, Araber und Türken nach Europa und Afrika, durch buddhistische Pilger bis Ostsibirien, Japan und in die malaische Inselwelt gedungen, und man braucht nur R. ANDREE's Ethnographische Parallelen und Vergleiche zu lesen, um zu sehen, wie die wunderlichsten Bräuche und Anschauungen in den entlegensten Winkeln der Erde wiederkehren. Ähnlichkeiten in Cultur und Uncultur beweisen nichts für die genetische Zusammengehörigkeit der Völker, und vollends **nicht** für die Verwandtschaft ihrer Sprachen.

mongoloiden
1891
malaisch-
polynesischen
1901
Haiti
1891

gleiche
1891

nichts
1891

d. Sprachliche Momente.

Das einzig untrügliche Mittel, eine Verwandtschaft zu erkennen, liegt in den Sprachen selbst. Die Sprachen aber bieten verschiedene Seiten, und diese scheinen von verschiedenem Werthe zu sein. Sprachen sind untereinander verwandt, das besagt ein Doppeltes: Erstens, dass sie einander in gewissen Beziehungen ähnlich sind; denn sonst trügen sie nicht mehr die Merkzeichen der gemeinsamen Herkunft; – und zweitens, dass sie in anderen Beziehungen **voneinander** verschieden sind; denn [158] sonst wären sie nicht mehrere Sprachen, sondern eine einzige. Es fragt sich: welche Merkmale sind die dauerhaftesten, daher zuverlässigsten?

α. Ähnlichkeiten im Lautwesen

wollen wenig besagen. Das Vorwiegen der Zischlaute in den slavischen Sprachen, der Vocale in den polynesischen, die Abwesenheit der **Mediae** in letzteren, der gutturale Klang vieler amerikanischer Sprachen, und anderwärts mancherlei Anderes gehört allerdings zum Familientypus. Dafür ist aber auch an entgegengesetzten Beispielen kein Mangel. Unter den romanischen Sprachen steht das Französische mit seinen nasalirten Vocalen vereinzelt da und nähert sich insoweit den schwäbisch-deutschen Mundarten. Das Annamitische hat Wortaccent, der dem verwandten Khmêr (Cambodjanischen) und den weiterhin verwandten kolarischen Sprachen fehlt. Die gleiche Erscheinung trennt sogar innerhalb des Tibetischen einen Dialekt von allen übrigen. Unter den finnisch-ugrischen [149] Sprachen ist eine einzige, die das Gesetz der Vocalharmonie nicht kennt: die syrische. Sie ist hierin wahrhaft aus der Art geschlagen; denn jenes Gesetz, **wonach** sich die Vocale der Suffixe nach jenen des Stammes richten, gehört recht eigentlich zum ural-altaischen Typus.

Die Verzweigung der Sprachen beruht ja mit zum grossen Theile in der verschiedenen Entwicklung ihres Lautwesens, also in der allmählichen Erzeugung neuer Laute. In der indogermanischen Ursprache hat man bisher noch keine Spur von ö, ü, š, ž, χ, f und manchen anderen Lauten entdecken können, die heute in verschiedenen Familien ihrer Nachkommen verbreitet sind.

β. Ähnlichkeiten im Sprachbaue.

In den meisten der bisher erforschten Sprachfamilien herrscht eine gewisse Gleichmässigkeit des grammatischen Baues. In den einen ist die Wortformung ausschliesslich suffigierend, – so in den ural-altaischen und dravidischen Sprachen; in anderen ist sie prä- und suffigierend, so in den malaischen und in den

von
einander
1891

aa.
1891

mediae
1891

wornach
1891

bb.
1891

§. 2. Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme.

kongo-kaffrischen (Bantu-)Sprachen. Der semitische Sprachtypus mit seinem Tri-consonantismus und seiner wunderbar **mannigfaltigen** und doch gesetzlichen Vocalisation ist vielleicht der am schärfsten ausgeprägte. Ähnlich pflegt es mit der Morphologie des Satzes zu sein, mit dem Aufbau und der Reihenfolge seiner Glieder, der Art seiner Verknüpfungen. Steht das Attribut voran, wie in den [\[159\]](#) uralaltaischen und dravidischen Sprachen? oder folgt es nach, wie in den malaio-polynesischen, semitischen und kongo-kaffrischen? **Steht** das Verbum hinter dem Subjecte, oder darf es auch diesem vorangehen? Geschieht die Satzverbindung durch Conjunctionen oder durch participiale und gerundiale Suffixe?

mannich-
faltigen
1891

steht
1891

Übereinstimmungen in solchen Dingen sind immer bedeutsam, aber sie sind nicht entscheidend. Erstens sind wohl bisher in den meisten Fällen die Grenzen der Sprachstämme zu eng umschrieben, indem nur die einander ähnlichsten Sprachen als verwandt erkannt wurden. Zweitens bestehen doch auch in einigen der schon bekannten Sprachstämme sehr bedeutende bauliche Verschiedenheiten. Von den urindogermanischen Vocalabstufungen trägt das Lateinische nur noch dürftige Spuren. Vorgefügte Formwörter, zuweilen wahre Präfixe, verdrängen stellenweise die Suffixe. Und wo die von Hause aus bewegliche Wortstellung in enge grammatische Regeln gebannt ist, da können auch nahe verwandte Sprachen, wie das Deutsche und Englische, sehr verschiedene Bilder bieten.

Das ist aber noch nichts im Vergleiche zu jenen Verschiedenheiten, die andere Sprachstämme aufweisen. Der indochinesische begreift unter anderen in sich das Chinesische und die Thai-Sprachen (Siamesisch, Shan, Lao, Khamti, Ahom, Aitom), die zu den reinsten Vertretern des isolirenden Baues gehören, – dann das Barmanische, Arakanische (Rukheng), die Kuki- und Nagasprachen, die mehr oder minder agglutinirend sind, – ferner am Himâlaya die Kirânti|[\[150\]](#)|sprachen, deren Agglutination an Polysynthetismus zu streifen scheint, – endlich das Tibetische, das mit einer ziemlich losen Agglutination wunderbare, wahrhaft flexivische innere Veränderungen der Verbalstämme vereint. Dass das Annamitische, gleichfalls eine streng isolirende Sprache, sich den reich agglutinirenden kolari-schen Sprachen verwandtschaftlich anschliesst, hat ERNST KUHN nachgewiesen. Im westlichen Sudân, an den Küsten von Senegambien und Guinea und weiter landeinwärts, wohnt eine Menge Völker, die man früher als **echte** Neger von den Bantus schied: die Woloffen, die Mande, Susu, Vei, Bambara, Mende, Ibo, Nupe, Temne, Ewhe, Akra, Aschanti, Grebo, Kru u. s. w. Ihre Sprachen sind zum Theil untereinander und sämmtlich von der Bantufamilie baulich so verschieden, dass man versucht war, sie für vereinzelt zu halten, höchstens sie in kleine, einander fremde Sippen zusammenzuordnen. Neuerdings aber gewinnt die Anschauung an Boden, dass wir es hier mit einem losen [\[160\]](#) Schwarme entfernterer Verwand-

ächte
1891

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

ter des grossen Bantustammes zu thun haben, die sich zu diesem ähnlich verhalten mögen, wie die melanesischen Sprachen zu dem malaio-polynesischen.

γ. Übereinstimmung in der inneren Sprachform.

Jede Sprache stellt gewisse Denkgewohnheiten dar, auf denen sie beruht, und die sich von Geschlechte zu Geschlechte fortpflanzen. Der äusseren Form entspricht die sogenannte innere, das heisst, um STEINTHAL's glücklich gewählten Ausdruck zu gebrauchen, die Anschauung von Anschauungen. Diese begreift ein Doppeltes in sich: erstens die Art, wie die einzelnen Vorstellungen mit den vorhandenen Hilfsmitteln dargestellt werden, z. B. Mond, μήν, als messender, luna als leuchtende, – und zweitens die Art, wie die Vorstellungen geordnet, geschieden und zu gegliederten Gedanken verknüpft werden. Man sollte meinen, wenigstens Letzteres, die den Sprachbau beherrschende innere Form, müsse besonders dauerhaft in der Vererbung, daher entscheidend für die Verwandtschaft sein. Und in der That gehören zu den charakteristischen Merkmalen vieler Sprachfamilien gewisse Eigenthümlichkeiten der inneren Form. Die substantivischen Classen der Bantusprachen, die zwei Geschlechter der hamito-semitischen, die drei der indogermanischen, die vorwiegend nominale Auffassung des Prädicates, die Vorliebe für die passivische Redeweise in den Sprachen der malaischen Familie u. s. w., sind Beispiele solcher typischen Eigenschaften. In Amerika aber herrscht eine geistige Verwandtschaft unter vielen Sprachfamilien, deren leibliche Verwandtschaft im glücklichsten Falle sehr entfernt ist.

Auch geschieht es wohl, dass Sprachen sehr wichtige Eigenthümlichkeiten der inneren Form im Laufe der Zeit abstreifen oder annehmen. Den hottentottischen Dialekten mit ihren drei grammatischen Geschlechtern sind Buschmannsprachen verwandt, die keinerlei Genuszeichen kennen. Zu der indo||151||chinesischen Familie gehören das Thai (**Siamesische**) und seine Verwandten, in denen die prädicative, – das Tibetische und Barmanische, in denen die attributive Anschauungsweise vorherrscht, und das Chinesische, das beide Kategorien scharf auseinanderhält. Unter den melanesischen Sprachen und, soviel ich weiss, unter allen Sprachen des Erdballes, steht die von Annatom (Aneiteum), einer Insel der Neuen **Hebriden**, in Rücksicht auf die innere Form der Rede ganz vereinzelt da. In ihr wird nicht das Verbum, sondern das Pronomen personale conjugirt. Dies |161| eröffnet den Satz, zeigt an, ob von der ersten, der zweiten oder einer dritten Person Singularis, Dualis, Trialis oder Pluralis die Rede ist, ob es sich um ein Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges, Gesolltes u. s. w. **handelt**; dann folgt das Verbum mit seinen näheren Bestimmungen, zuletzt das **Subject, dem sich allerdings noch weitere adverbiale Bestimmungen anschliessen können**. Das Verbum

CC.
1891

(siame-
sische)
1891

Hebriden
1891

handele;
1891
Subject.
1891

§. 2. Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme.

selbst ist ganz **ungeformt**, und das conjugirte Fürwort keineswegs als eine Art Verbum substantivum aufzufassen. **Beispiele:**

umgeformt,
1901

namu džim taiñ aiek
du *opt.* nicht weinen du = weine nicht.

is atahaidžēn ra aien
er *praeter.* hören sie (*pl. obj.*) er = er hörte sie.

eris atña iran atimi
sie *praet.* treten darauf Mensch = Menschen traten darauf.

is um tas n'atimi eseñe is eñi
er *praet.* und sprechen der Mensch lehren er *praet.* ein = und es sprach ein Lehrer.

(Vgl. H. C. v. D. GABELENTZ, Die melanesischen Sprachen (I) S. 65–124). – Eine uns gleichfalls befremdende Vertheilung der Functionen, **wonach** sozusagen nicht das Verbum, sondern das Subject Träger des **Genus** verbi ist, findet sich auf zwei sehr entfernten Punkten, im Tibetischen und in australischen Sprachen. Da kann man von einem Casus activo-instrumentalis und von einem neutro-passivus reden.

wornach
1891
genus
1891

So erhellt, dass die Übereinstimmung in der inneren Sprachform, gleich der in der äusseren, wohl ein beachtliches, aber keineswegs ein untrügliches Anzeichen der leiblichen Verwandtschaft ist. Weder herrscht überall, wo jene besteht, auch diese, noch auch ist Letztere allemal mit **der** Ersteren verbunden; verwandte Sprachen können in Bau und Geist recht verschieden sein, und baulich und geistig einander ähnelnde Sprachen können einander in genealogischer Hinsicht bis zur völligen Fremdheit fern stehen. Zudem gehört die innere Sprachform zu den Dingen, über die man nur nach tieferer Einsicht urtheilen soll.

8. Übereinstimmungen in Wörtern und Formativen.

Wer den Verwandtschaften neuentdeckter Sprachen nachforscht, sieht sich in den meisten Fällen auf sehr mageres Material angewiesen, auf kleine Wörter-**||152||**sammlungen, wie sie von Reisenden in der Eile aufgerafft werden. Ein Glück noch, wenn sie wenigstens zuverlässig sind, – wie es damit gehen kann, haben wir früher gesehen. Ein Glück **aber auch**, dass gerade die lexikalischen Übereinstimmungen für die Verwandtschaft der Sprachen die entscheidendsten sind.

dd.
1891

noch,
1891

Solche Übereinstimmungen zwischen entfernteren Verwandten zu erkennen, ist allerdings oft sehr schwer, und dann müssen sich wohl „Verdienst und Glück verketten“, damit die Entdeckung zu Wege komme: Bekanntschaft mit den an-

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

deren Verwandten, ein sicherer Tact, ein rechtzeitiger Einfall, dass dies zu Jemem stimme, dann ein mühsam methodisches Weiterforschen auf der gefundenen Spur.

Wie wechselvoll können die Schicksale eines Wortschatzes sein! Ausdrücke kommen ausser Gebrauch oder ändern ihre Bedeutungen, [162] Fremdwörter werden eingeführt, und Alles war im Laufe der Zeiten der zerstörenden Macht des Lautwandels ausgesetzt. Es wäre gut, wenn sich von vornherein sagen liesse, welcherlei Wörter am meisten Aussicht haben, in den verschiedenen stammverwandten Sprachen ihren Platz zu behaupten; leider aber dürfte dies nur in sehr beschränktem Masse möglich sein.

Die Zahl- und Fürwörter halten noch am häufigsten Probe. Allein die ersteren stehen und fallen mit dem Bedürfnisse, und dies Bedürfniss kann sehr tief sinken. Bei den Chiquito-Indianern muss es ganz geschwunden sein; denn die können nicht einmal bis zwei zählen. Wird es dann einmal geweckt, so liegt es nahe, fremde Zahlwörter zu entlehnen, die dann den Forscher auf falsche Fährte lenken. Besser steht es nach den bisherigen Erfahrungen um die Fürwörter. Allein ganz vor Verfall und Verlust gesichert sind auch sie nicht. Meist sind es kleine Lautkörper, ein Consonant und ein Vocal, die leicht durch lautliche Veränderungen unkenntlich werden können. Auch mag wohl die höfliche Sitte Fürwörter der ersten und zweiten Person abschaffen und durch neue Mittel ersetzen. So ist es im Holländischen mit dem Du geschehen, und so wird es wohl mit der Zeit dem englischen *thou* ergehen, das jetzt noch von der Kirche und den Dichtern eine Art Altersversorgung bezieht. Im Niedermalaischen pflegt ich durch *sāya* (sanskrit *sahāya*, Gefährte), du durch *tuwan* (arabisch *tuhan*, Herr) ersetzt zu werden. Doch das sind Ausnahmen; anderwärts gehören die Pronomina und Zahlwörter zu den bereitwilligsten und lautestredenden Zeugen. Die Erkenntniss der hamito-semitischen Verwandtschaft gründet sich fast ausschliesslich auf sie. Ihnen und gewissen Formativen zuliebe, glaube ich die australischen Sprachen mit den kolarischen, das Mexikanische (Nahuatl) mit der Algonkinfamilie verbinden zu dürfen.

Verbalstämme und Adjectiva erhalten sich vielleicht im Stofflichen besser, als in der Bedeutung; denn die mit Thätigkeiten und Eigenschaften verbundenen Vorstellungen haben meist flüssige Grenzen. Unser „sehen“ entspricht nach Laut [153] und ursprünglicher Bedeutung dem lateinischen *sequi*, griechischem ἑπεσθαι; im Italienischen und Französischen ersetzt kauen, *manducare*, *mangiare*, *manger*, das alte *edere*. Lateinisch *dicere* hiess ursprünglich zeigen, δεικνύναι. Zu deutsch „blau“ stimmt lautlich lateinisch *flavus*.

§. 2. Entdeckung und Erweiterung der Sprachstämme.

Besser scheint es mit den handgreiflichsten, nächstliegenden Substantiven zu stehen, mit den Namen für Menschen und Thiere, für Verwandtschaftsgrade, Körpertheile, Gestirne, Elemente und was dessen mehr ist. Hier werden sich wenigstens die Bedeutungen nicht so leicht verschieben, und zur Annahme neuer Ausdrücke liegt scheinbar wenig Anlass vor. Die Erfahrung bestätigt dies im Allgemeinen, spielt uns doch aber auch manchen verblüffenden Streich. Das Wort für „Hand“ lautet sanskrit *hasta*, slavisch-litauisch *rāka*, griechisch χείρ, lateinisch *manus*. Vollends bunt sind die Wörter für „Mädchen“ in den romanischen und germanischen Sprachen: lateinisch *puella*, ital. *ragazza*, span. *chica*, *muchacha*, franz. *fille*, dann, auf germanischer Seite, deutsch Mädchen, Dirne, englisch *girl*, dänisch *pige*, norweg. *jenta*, schwed. *flicka*. Unserm „sehr“ entspricht engl. *so-re*, wund, schmerzhaft. Mond, *luna*, σελήνη, *çaçin* bezeichnen dasselbe Ding nach verschiedenen Merkmalen.

Sehr willkommen sind Übereinstimmungen in den Formativlauten. Allein auch sie können trügen. Entweder bleiben sie aus, wo man sie erwarten sollte, weil die Affixe abgeschliffen oder durch neue ersetzt sind. Beispiele dafür bietet unser eigener Sprachstamm die Hülle und Fülle. Oder aber sie treten da auf, wo sonst keinerlei Verwandtschaft nachweisbar ist. So z. B. sind Genitivpartikeln mit *n*, Dativ- oder Locativ- und Illativzeichen mit *d* oder *t* nicht nur im uralaltaischen Sprachstamme heimisch, sondern auch sonst weit verbreitet. So zeigt die magyarische Conjugation und selbst die der Yunga-Sprache in Süd-Amerika in den Pronominalementen auffallende Ähnlichkeiten mit der indogermanischen. Affixe bestehen ja meist aus wenigen, leichtwiegenden Lauten. Da hat der Zufall leichtes Spiel; und doch möchte man fürwitzig fragen, ob uns in solchen Fällen nicht letzte Spuren einer Ursprungseinheit aller menschlichen Sprachen entgegendämmern, oder ob sich die Dinge unabhängig **voneinander**, nur durch Gleichheit der Anlage, an den verschiedensten Punkten so ähnlich entwickelt haben. Es ist das bekanntlich die Frage, die in der vergleichenden Völkerkunde immer wiederkehrt, manchmal bei noch überraschenderen Anlässen.

von
einander,
1891

So ist es nun auch mit manchen der gebräuchlichsten Wörter. *Papa*, *baba*, *ma-ma*, *ama*, *tata*, *tete*, *nana*, *nunu* und ähnliche kehren weit und breit wieder als Ausdrücke für die frühesten Bedürfnisse des Kindes: Vater, Mutter, Zitze, saugen; und diese **Bedeutungen** sind auf die Laute hier so, dort anders vertheilt. Im Japanischen heisst *fafa* (**haha**) Mutter, *titi* Vater; *papilla*, *mamilla*, τίτη, spanisch [164] **teta**, Montagnais (Athapaskisch) **thuthi** sind Namen für Mutterbrust [154] und Zitze. Den ersten Lauten des Kindermundes wurden von den Eltern Bedeutungen beigelegt, die natürlich der engen Vorstellungswelt des kleinen Wesens entsprechen. Das wird wohl ein allgemein menschlicher Hergang sein.

Bedürfnisse
1901
(**papa**)
1891
teta
1891

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

Wo die Wörter durch Schallnachahmung gebildet sind, – und das waren sie eigentlich schon in dem eben besprochenen Falle, – da ist ihre Ähnlichkeit natürlich gleichfalls von der Verwandtschaft der Sprachen unabhängig. Seltsam ist es nun aber doch, wie der Zufall da spielen kann, wo man es am Mindesten vermuthen sollte. Ganz stilles Verhalten ist doch eigentlich geräuschlos, also so wenig wie möglich zur onomatopoetischen Darstellung geeignet. Der Mandschu liebt aber diese Darstellungsweise: Alles soll reden. Die Glocken sagen *kilang kalang*, aufflatternde Vögel sagen: *bur bar*, Pferde, die über ein Steinpflaster traben, sagen *pis pas*, und wer sich ganz ruhig verhält, der sagt *cib* (sprich *tsib*). Wenn der Schwede will, dass sein Kind hübsch schweigsam und gerade bei Tische sitze, so ermahnt er es: „Du musst *sipp* sagen!“ *Du bör säga sipp!* Im Deutschen bedeutet „nicht Zipp sagen“ soviel wie: nicht das leiseste Wörtchen äussern, und im Siamesischen ist *sip* (alte Aussprache wohl *j'ip*) Onomatopöie für ein leises Geräusch.

Lehnwörter fallen selbstverständlich ausser Betracht, und darum sind solche Wörter, bei denen Entlehnung wahrscheinlich ist, von vorn herein bedenklich. Der Verdacht kann sich auf Zweierlei gründen: entweder auf den ausgedrückten Begriff, den man nicht für landesheimisch halten mag, wie bei exotischen Naturerzeugnissen oder Ideen, die vermuthlich einer fremden, höheren Gesittung entstammen; – oder zweitens auf die äussere Erscheinung der Wörter. Auch hier sind mehrere Fälle denkbar: die Wörter können einander gar zu ähnlich klingen, während sonst die Übereinstimmungen verborgener liegen. Oder sie können Laute enthalten, die sonst der Sprache fremd sind, wie anlautendes *p* im Deutschen. Oder endlich, es mag ihre Bildungsweise schon bei oberflächlicher Betrachtung fremdartig erscheinen. Für alles das eignet man sich wohl einen gewissen Tact an; das Wichtigste ist aber doch eine wohlbedachte Methode.

B.

Zur Methodik der Sprachenvergleichung.

Der Verwandtschaftsbeweis.

Es ist schrecklich verführerisch, in der Sprachenwelt umherzuschwärmen, drauf los Vocabeln zu vergleichen und dann die Wissenschaft mit einer Reihe neu entdeckter Verwandtschaften zu beglücken. Es kommt auch schrecklich viel Dummheiten dabei heraus; denn allerwärts sind unmethodische Köpfe die vordringlichsten Entdecker. Wer mit einem guten Wortgedächtnisse begabt ein paar Dutzend Sprachen verschiedener Erdtheile durchgenommen hat, – studirt ||155|| braucht er sie gar nicht zu haben, – der findet überall Anklänge. Und wenn er sie aufzeichnet, ihnen nachgeht, verständig ausprobirt, ob sich die An-

zeichen bewähren: so thut er nur was recht ist. Allein dazu gehört **folgerichtiges** Denken, und wo das nicht von Hause aus fehlt, da kommt es gern im Taumel der Entdeckungslust abhanden. So ging es, wie wir sahen, dem grossen BOPP, da er es versuchte, kaukasische und malaische Sprachen dem indogermanischen Verwandtschaftskreise zuzuweisen. Das Schicksal hatte es merkwürdig gefügt. Es war, als hätte er die Richtigkeit seiner Grundsätze doppelt beweisen sollen, erst positiv durch sein grossartiges Hauptwerk, das auf ihnen beruht, – dann negativ, indem er zu Schaden kam, sobald er ihnen untreu wurde.

folgerich-
richtiges
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
folgerich-
tiges]
1891

BOPP's Verirrung ist die lehrreichste ihrer Art; leider ist sie nicht auch die verhängnissvollste. Sie wurde schnell erkannt, und wenn sie einem **geringeren** Manne widerfahren wäre, hätte man sie längst vergessen. Von Anderen, die Schlimmeres verbrochen haben, liest man höchstens noch in antiquarischen Katalogen. Nur ein Fehlgriff dieser Art hat dauernde Verwirrung geschaffen. Noch immer liest man, zumal in englischen Werken, von turanischen Sprachen. Der Name ist bekanntlich von MAX MÜLLER in einer geistreichen Jugendarbeit „On the Classification of the Turanian Languages“ eingeführt worden und sollte alle die Sprachen der alten Welt in sich begreifen, die weder semitisch, noch hamitisch noch indogermanisch sind: die uralaltaischen, kaukasischen, indochinesischen, malaio-polynesischen, drâvidischen u. s. w., also eine ganze Reihe verschiedener Sprachfamilien.* Von den Speculationen, die der Verfasser daran knüpft, darf ich schweigen. Genug, ein brauchbarer linguistischer Begriff war mit dem neuen Namen nicht gewonnen, eher, für bescheidene Ansprüche, eine Art Compromiss mit den biblischen Überlieferungen, und das mochte der Sache Liebhaber werden. Nun wurde es bei **vielen** Glaubenssatz: wer nicht von Sem, Ham oder Japhet stammt, der gehört zu Tur's Geschlechte. Anders ausgedrückt: Wenn man von einer Sprache nichts weiter weiss, als dass sie weder hamito-semitisch noch indogermanisch ist, so rechnet man sie zur turanischen Familie.

geringerem
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502: ge-
ringeren]
1891

Vielen
1891

[166]

Denn eben, wo Begriffe fehlen,

Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

In diesem Sinne mag man sich den Ausdruck gefallen lassen, mag ihn auch auf alle anderen Sprachen ausdehnen, über die Einer schreibt, ohne etwas von ihnen zu verstehen. Schlimmer ist es, wenn **manche** den Namen auf den ural-altaischen oder finno-tatarischen Sprachstamm **einschränken**, und somit zum Ausdrucke eines verständigen wissenschaftlichen Begriffes missbrauchen. MAX MÜLLER's Ver-

Manche
1891
ein-
schränken
1891

*Später hat MAX MÜLLER selbst seine Überkühnheit eingesehen und anerkannt. Aber das Unglück war einmal geschehen, und es mag ihm ergangen sein, wie Goethe's Zauberlehrling, – wenn er sich überhaupt sehr mit Beschwörungsversuchen angestrengt hat.

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

dienste liegen bekanntlich auf anderen Gebieten, als denen der ural-altaischen ||156|| Sprachforschung, und es sind andere Männer, die hier zur Namengebung berechtigt waren. Wie kommt jener Fremde zur Pathenschaft?

BOPP hatte gefehlt, indem er die Verschiedenheiten des Sprachbaues und Sprachgeistes übersah. MAX MÜLLER fehlte, indem er vermeintliche und wirkliche Ähnlichkeiten in der äusseren und inneren Form seiner turanischen Sprachen überschätzte. Jener trieb Wortvergleichen ohne Methode; dieser suchte methodisch zu verfahren, ersparte sich aber die Wortvergleichen da, wo sie am Nöthigsten gewesen wären.

Als ein rechtes kakographisches Beispiel wähle ich unter einer ganzen Schaar gleichwerthiger ein Buch: „Etymologisches Wörterbuch der magyarischen Sprache, genetisch aus chinesischen Wurzeln erklärt“. Hier ist für jeden halbwegs Verständigen gleich der Titel ein Todesurtheil. Magyarisch gehört bekanntlich dem finnisch-ugrischen, Chinesisch dem indochinesischen Sprachstamme an: es werden also zwei Sprachen verschiedener Familien miteinander verglichen, statt dieser Familien selbst. Das möchte zur Noth noch angehen, wenn die beiden Sprachen besonders alterthümlich und somit je die besten Vertreterinnen ihrer Stämme wären. Nun aber gehört das Magyarische schon zu den abgeschliffeneren Gliedern seiner Familie, und vollends Neuchinesisch zu den abgeschliffensten Sprachen der Welt. Darin ist es allerdings mit dem Englischen zu vergleichen, aber auch nur darin. Ich könnte aber auch ein Buch nennen, wo allen Ernstes chinesische Wörter mit ähnlich klingenden englischen zusammengestellt werden, um die Urverwandtschaft beider Sprachen nachzuweisen. Es ist eben nichts so verkehrt, dass nicht immer noch ein Verkehrteres möglich wäre.

Wer entdecken will, muss den Muth haben zu irren. In der Wissenschaft irrt aber nicht allein der, der für eine Thatsache hält, was nicht thatsächlich ist, sondern auch Jener, der vorschnell für bewiesen ansieht, was noch des Beweises ermangelt, oder für wahrscheinlich ausgiebt, wofür noch keine hinlänglichen Anzeichen vorliegen. Von diesen Anzeichen haben wir vorhin gesprochen. Jetzt fragt es sich: Wie wird der Beweis der Verwandtschaft geliefert? und auch hierfür lassen sich gewisse Grundsätze aufstellen.

1. Sind verwandte Sprachen einander so unähnlich, dass ihre Verwandtschaft nicht ohne Weiteres in die Augen fällt, so ist diese Verwandtschaft eine entfernte, also seit der vormaligen Einheit eine sehr lange Zeit verstrichen. Daraus folgt, dass man bei der Vergleichung immer auf die ältesten erkennbaren Lautformen und Bedeutungen der Wörter und Formative zurückzugehen hat. Das Nähere ergibt sich bei einigem Nachdenken von selbst.

a) Laute gehen leichter verloren, als dass sie neu hinzukommen. Folglich hat zunächst die vollere Lautgestalt die Vermuthung der grösseren Alterthümlichkeit

§. 2. B. Zur Methodik der Sprachenvergleichung.

für sich. Diese Vermuthung wächst, wenn sich aus den volleren Lauten der einen Sprache die dürftigeren der anderen erklären lassen. Dafür ein Beispiel. ||157|| Zu dem Gemeingute des indochine|167|sischen Sprachstammes gehören unter Anderem auch die Zahlwörter. Unter diesen pflegen die Ausdrücke für Acht und für Hundert gleichen Anlaut zu haben:

| | Acht | Hundert |
|-------------|----------------|---------------|
| Chinesisch | <i>pat</i> | <i>pek</i> |
| Newar, Pahi | <i>čya</i> | <i>či</i> |
| Barmanisch | <i>rhač</i> | <i>ra</i> |
| Singpho | <i>ma)tsat</i> | <i>la)tsa</i> |
| Gyarung | <i>o)ryet</i> | <i>pa)ryē</i> |
| Horpa | <i>rhiēē</i> | <i>rhyā</i> |
| Sērpa | <i>gyē</i> | <i>gyā</i> |
| Thāksya | <i>bhrē</i> | <i>bhrā</i> |
| Tibetisch | <i>brgyad</i> | <i>brgya</i> |
| | u. s. w. | |

Sehen wir zunächst vom Tibetischen ab, so finden wir als Anlaute *b*, *bh* oder *p*, – *r* oder *rh*, *g* und *y* und zwar theilweise in Verbindungen: *bhr*, *ry* oder *rhy*, *gy*, – während *č* und *ts* als secundär gelten mögen. Offenbar hat hier der zungenbrecherische tibetische Anlaut *brgy* als Generalnenner zu gelten, das heisst als derjenige, welcher die gemeinsame Urform verhältnissmässig am Getreuesten bewahrt hat: die vollsten Laute sind die alterthümlichsten.

b) Die Sprachgeschichte lehrt aber, dass dem nicht immer so ist. Wie das kommt, hat sie zu erklären; der genealogischen Sprachvergleichung genügt die Thatsache. Ein Beispiel ist das deutsche hund-ert im Gegentheil zu sanskrit *çata*, slavisch *sūto*, griechisch *ἐκατόν*, lateinisch *centum*. Hier entscheidet die Stimmenmehrheit gegen die deutsche Form. Das Gleiche gilt von jenen unorganischen *ā*, die das Madegassische an auslautende Consonanten fügt, von dem Alif prostheticum des Arabischen und von dem *e*, das im Spanischen, Portugiesischen und Französischen vor ein anlautendes *s* mit folgenden Consonanten tritt: *estar* = *stare*, *échelle* = *scala* u. s. w. Lateinisch *cognomen*, *ignominia* scheinen dafür zu sprechen, dass *nomen* aus *gnomen* entstanden sei und zu *noscere* (*cognoscere*, *ignorare*) gehöre. Dagegen erheben aber die übrigen indogermanischen Sprachen einstimmig Widerspruch, und man muss vielmehr annehmen, dass das Lateinische durch eine Verschiebung der Etymologie auf einen Abweg gerathen ist.

c) Unter den Bedeutungen der Wörter und Wortformen gelten in der Regel diejenigen als die ursprünglichsten, aus denen sich die übrigen am Besten herlei-

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

ten lassen, auch wenn zufällig die ältesten Literaturdenkmäler Anderes anzeigen sollten.

2. Dass nicht alle Wort- und Lautähnlichkeiten gleichwerthig sind, haben wir vorhin gesehen. Neben den verdächtigen Zeugen giebt es [168] aber auch solche, [158] die in ganz hervorragendem Grade beweisend sind, Prärogativinstanzen, um mit BACON zu reden, bei denen der Zufall so gut wie ausgeschlossen ist. Mehrere Wörter *A*, *B* ... einer Sprache sind einander lautähnlich, in ihren Bedeutungen aber so verschieden, dass an einen etymologischen Zusammenhang nicht zu denken ist. Das Nämliche wiederholt sich nun in der zu vergleichenden Sprache. Jenes Beispiel von Acht und Hundert mag hierher gehören; andere aber sind noch bedeutsamer. In den indochinesischen Sprachen lauten in der Regel die Wörter für „ich, fünf, Fisch“: *nga*, *ngya*, oder ähnlich, und jene für „Du, zwei, Ohr“: *na*, wohl auch *nang*, *no*, *ni*; endlich treffen „Feuer“ und „Auge“ in Lauten wie *mig*, *mit*, *mi* zusammen. Finden sich diese Übereinstimmungen oder ein grösserer Theil derselben in einer Sprache, so mag man diese ohne Weiteres für indochinesisch ausgeben.

3. Auf diese Art entdeckt man nun mehr oder minder regelmässige Lautvertretungen und kann schliesslich sagen: Kehrt das und das Wort in jener Sprache wieder, so muss es so und so lauten. Das Mafoor von Neuguinea zeigt den malaischen Sprachen gegenüber einen argen Verfall. Das ursprüngliche *k* ist verschwunden, das *t* in *k*, vor *i* in *s*, – *p* in *f*, *l* in *r* verwandelt, die Auslautsvocale sind abgefallen. Dies ergibt sich aus einer Vergleichung der Zahlwörter: 3 *tōru* : *kior*; 5 *līma* : *rim*; 7 *pītu* : *fik*; 10 *pūlu* : *fūr*; dann aus anderen Wörtern: essen, *kan* : *ān*; Laus, *kūtu* : *uk*; weinen, *tāngis* : *kianes* u. s. f. – Wo solche Regelmässigkeit herrscht, da steht die Verwandtschaft ausser Zweifel. Die Sprachen sind verschieden, denn die Lautentwicklung hat verschiedene Wege eingeschlagen. Hüben und drüben aber ist sie ihre Wege folgerichtig gegangen; darum herrscht in den Verschiedenheiten Ordnung, nicht Willkür. Sprachvergleichung ohne Lautvergleichung ist gedankenlose Spielerei.

§. 3.

Arten und Grade der Verwandtschaft.

Alle dermalen näher bekannten Sprachfamilien stellen sich als Verzweigungen je eines Stammes dar, ihre Angehörigen sind vollbürtige Geschwister oder Nachkommen solcher. Vereinzelte fremde Bestandtheile gelten als Lehngut und für zu unbedeutend, als dass sie am Wesen der Familieneinheit und Echtheit etwas ändern könnten. Man hat sich lange daran gehalten, dabei beruhigt; man hat

§. 3. Arten und Grade der Verwandtschaft.

flottweg verneint, dass es eigent[169]liche Mischsprachen gebe. Es war das eine jener vielen Voreiligkeiten, die zu den Entwicklungskrankheiten unserer jungen Wissenschaft gehören. Man hatte leichtes **Spiel**, zu beweisen, dass das Englische, trotz der romanischen Beimischungen, eine germanische, das Neupersische, trotz der arabischen Zuthaten, eine arische Sprache **sei**, jenen missgestalteten Creolensprachen wandte man vornehm den Rücken, von anderen Mischlingen konnte [159] man damals wohl kaum etwas ahnen. Dazu kam jene Anthropologie der amerikanischen Schule, die möglichst viele Menschenrassen mit möglichst schroffen artlichen Unterschieden aufstellte. Und ebenso artverschieden sollten die Sprachen sein. Konnte man die **Mulatten** und die Creolensprachen nicht aus der Welt leugnen, so verneinte man frisch drauf los, dass die Ersteren untereinander fortpflanzungsfähig, und die Letzteren vollberechtigte Menschensprachen seien. „Die Natur will keine Bastarde“, lautete das Stichwort.

Spiel
1891

sei;
1891

Mulatten-
1891

Ich behalte es mir für eine spätere Stelle vor, eingehender über Sprachenmischung und Mischsprachen zu reden. Genug einstweilen: könnten wir die Geschichten aller Sprachen verfolgen, so würden wir wahrscheinlich alle erdenklichen Stufen und Arten der Sprachenmischung beobachten; – das ist a priori zu vermuthen. Und rechnen wir mit unseren bescheidenen Erfahrungen, so finden wir solcher Stufen und Arten schon eine erkleckliche Zahl vertreten. Die genealogische Sprachforschung muss auf halbbürtige Verwandtschaften ebenso gefasst sein, wie auf vollbürtige, sie muss mit der Möglichkeit rechnen, dass Sprachen, vielleicht ganze Sprachfamilien, durch Vermischungen anderer, unter sich verschiedener erzeugt worden sind. Man ahnt, in welche dunkelen Tiefen sie dabei geführt werden kann.

Über den Grad, das heisst die Nähe oder Ferne der Verwandtschaft entscheidet in der Regel die grössere oder geringere Ähnlichkeit der Sprachen. Und das mit Recht. Denn je später eine Sprache sich gespalten hat, desto mehr Gemeinsames werden ihre Zweige haben. Am **meisten** beweisen hierbei wohl weitgehende lexikalische Übereinstimmungen und demnächst gemeinsame Neubildungen, wie das neuromanische Futurum, die neuindischen Casussuffixe, die slavischen Praeterita durch das Participium auf *-lŭ*, *-la*, *-lo*. Weniger Werth haben Ähnlichkeiten in der Entwicklung des Lautwesens, wie etwa die der Gutturalen im Indisch-Iränischen und im Litauisch-Slavischen; denn zwei Sprachen können gerade hierin sehr wohl ganz unabhängig voneinander auf parallelen [170] Wegen gewandelt sein. Ein wunderliches Beispiel anderer Art liefert das Holländische. Die Vorfahren der heutigen **nichtfriesischen** Niederländer, die alten Bataver, galten für einen fränkischen Stamm, müssen also, wenn diese Überlieferung Glauben verdient, vor Alters Dialektgenossen unserer oberdeutschen Franken

Meisten
1891

nicht
friesischen
1891

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandschaftsnachweis.

gewesen sein. Das war aber vor Eintritt der hochdeutschen Lautverschiebung. An dieser nahm das Oberfränkische Theil. Jene batavischen **Niederländer** aber bewahrten, gleich den Niedersachsen, den alten Lautzustand; und so steht jetzt das Holländische dem Plattdeutschen äusserlich näher, als seiner vorgeschrittenen hochdeutschen Schwester. Es müssten sehr hervorstechende lexikalische und grammatische Übereinstimmungen zwischen dem Holländischen und unsern fränkischen Mundarten bestehen, wenn die Sprachforschung allein mit ihren Mitteln zu einer Einsicht in einen so verwickelten Thatbestand hätte **||160||** gelangen sollen. Ob nun jene Überlieferung auf Wahrheit beruht oder nicht, darauf kommt es nicht an. Uns genügt es, dass die Sache möglich ist, dass es Fälle geben kann, wo die ähnlichere Sprache die genealogisch fernerstehende ist.

§. 4.

Zusatz I.

Zur Anwendung der obigen Lehren.

I.

Die hamito-semitische Sprachfamilie.

Die Verwandtschaft der semitischen Sprachen untereinander ist so eng, wie in wenigen indogermanischen Sprachfamilien. Völlige Gleichheit des Sprachbaues, – vielleicht des absonderlichsten, den es giebt, – mit seinen dreiconsonantigen Wurzeln und seinem organischen Vocalwandel, mit der Zweiheit des grammatischen Geschlechtes, der suffigirenden perfectischen und der präfigirenden imperfectischen Conjugation, der Gleichmässigkeit seiner Stellungsgesetze und so manchem Anderen, – weitgehende Gleichheit des Lautwesens und des Wortschatzes: das sind Dinge, die selbst dem blöden Auge einleuchten müssen. Um so seltsamer, dass zu einer vergleichenden Grammatik dieser Sprachfamilie eben erst die Anfänge gemacht worden sind. Bücher wie PAUL DE LAGARDE, Übersicht über die im Aramäischen, Arabischen und Hebräischen übliche Bildung der Nomina (Göttingen 1889) und J. BARTH, Die Nominalbildung in den semitischen Sprachen. I. (Leipzig 1889) gehören hierher.

[171]

Minder nahe stehen einander die drei Gruppen der hamitischen Sprachen: die aegyptische (Altaegyptisch und Koptisch),* die aethiopische (Galla, Somali, Dan-

* AD. ERMAN, Das Verhältniss des Ägyptischen zu den semitischen Sprachen (Z. D. D. M. G. XLVI, S. 128), gelangt zu folgendem Ergebnisse: „So wäre denn das Ägyptische gegenüber den semitischen Sprachen als ein Idiom starker lautlicher Zersetzung und Entartung anzusehen; es

§. 4. Zusatz I. Zur Anwendung der obigen Lehren.

kali, Bischari, Bilin, Saho, Agau, Kunama, Barea u. s. w.) und die berberische (Altlibysch, Kabylich, Tuareg oder Tamaschek, Ghat u. s. w.). Für ihre Zusammengehörigkeit untereinander und mit den semitischen Sprachen zeugen aber zwei sehr augenfällige Übereinstimmungen:

1. Ähnlichkeiten im grammatischen Baue, sogar in gewissen Formativlauten, zumal dem *t* des Femininums.

||161||

2. Die wesentliche Übereinstimmung in den Personalpronominibus und Zahlwörtern:

| | Hamitisch | | | Semitisch | | |
|-------|----------------|--|--|--------------------------------|-------------------------------|------------------------------|
| | Ägypt. | Galla u. s. w. | Berberisch | Arabisch | Äthiop. | Hebräisch |
| ich | <i>ānnuk</i> | <i>ani</i> | <i>nek</i> | <i>anā</i> | <i>ana</i> | <i>ānōkhi</i> |
| Du m. | <i>ēntuk</i> | } <i>ati</i> | <i>kai</i> | <i>anta</i> | <i>anta</i> | <i>attah</i> |
| Du f. | <i>ēntut</i> | | <i>kem</i> | <i>anti</i> | <i>antī</i> | <i>att</i> |
| er | <i>ēntuf</i> | <i>ini</i> | <i>enta</i> | <i>huwa</i> | <i>u'tū</i> | <i>hū'</i> |
| sie | <i>ēntus</i> | <i>išin</i> | <i>entat</i> | <i>hiya</i> | <i>i'tī</i> | <i>hī'</i> |
| wir | <i>anon</i> | <i>unu (anno)</i> | <i>nekkenid</i> | <i>naḥnu</i> | <i>neḥna</i> | <i>anaḥnū</i> |
| ihr | <i>ēntutēn</i> | <i>izin</i> | (m.) <i>kauenid</i> (f.) <i>kametid</i> | <i>antum</i> <i>antunna</i> | <i>antēmu</i> <i>antēn</i> | <i>attem</i> <i>atten</i> |
| 1 | <i>ua</i> | <i>toko</i> | <i>iien, iiet</i> | <i>aḥadu</i> | <i>'aḥadū</i> | <i>ehadh</i> |
| 2 | <i>son</i> | <i>lama</i> | <i>sin</i> | <i>iḥnāni</i> | <i>kel'etū</i> | <i>šenayim</i> |
| 3 | <i>ḫemet</i> | <i>sadi</i> | <i>keraḍ</i> | <i>ḥalāḥu</i> | <i>salastu</i> | <i>šālōš</i> |
| 4 | <i>fetu</i> | <i>afurj (faḍig)</i> | <i>okkoz</i> | <i>arba'u</i> | <i>arbā'</i> | <i>arba'</i> |
| 5 | <i>ṭua</i> | (Bilin:) <i>ankua</i> | <i>semmus</i> | <i>ḫamsu</i> | <i>ḫameṣ</i> | <i>ḥāmēš</i> |
| 6 | <i>sas</i> | <i>dja, tša</i> | <i>sedis</i> | <i>sittu</i> | <i>sēdēs</i> | <i>šēš</i> |
| 7 | <i>seḫef</i> | <i>torba</i> | <i>essaa</i> | <i>sab'u</i> | <i>sēb'e</i> | <i>šebha'</i> |
| 8 | <i>sesennu</i> | <i>sadētj</i> | <i>ettam</i> | <i>ḥamāni</i> | <i>samāni</i> | <i>šēmoneh</i> |
| 9 | <i>peseṭ</i> | <i>sagala</i> | <i>tezzaa</i> | <i>tis'u</i> | <i>tēs'e</i> | <i>teša'</i> |
| 10 | <i>met</i> | <i>kundanj</i> (Bilin:) <i>šika</i> (Somali:) <i>toban</i> | <i>merau</i> | <i>'ašru</i> | <i>'ēšr</i> | <i>'eser</i> |

[172]

spielte neben ihnen etwa die Rolle, die das Englische neben dem Deutschen, das Französische neben dem Italienischen spielt.“ Ich füge hinzu: Dann lägen hier die Dinge, wie in der indochinesischen Familie, wo die älteste Cultursprache, die chinesische, schon weit abgenutzter erscheint, als viele ihrer jüngeren Schwestern.

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

Es ist interessant, dass sich ein Theil dieser Übereinstimmungen bis tief hinein in die Sprachen von Negervölkern erstreckt. FRIEDRICH MÜLLER, Grundriss der Sprachwissensch. I, 2, S. 236, sagt mit Recht: „Diese tiefgreifenden Übereinstimmungen des Hausa und anderer afrikanischer Idiome können nach unserer Überzeugung ohne die Annahme eines tiefgreifenden vorhistorischen Einflusses der Hamito-Semiten auf die Neger nicht erklärt werden.“ R. LEPSIUS hat bald darauf den gleichen Gedanken in der Einleitung zu seiner Nubischen Grammatik weiter ausgeführt.

werden.
1891

||162||

Eine Vergleichung der possessiven und verbalen Pronominalaffixe würde weitere, nicht weniger augenfällige Übereinstimmungen ergeben, und zur Herstellung einer recht eingehenden vergleichenden Grammatik der hamito-semitischen Sprachen liegt wohlgesicherter Einzelstoff in Menge vor. Noch wichtiger aber ist meiner Meinung nach eine gründliche lexicalische Vergleichung, wie sie eben von LEO REINISCH in seinen Arbeiten zur Kunde der nordostafrikanischen Sprachen angebahnt wird. Der starre Schematismus im semitischen Wurzel- und Stammbildungswesen findet in den hamitischen Sprachen nicht Seinesgleichen. Es fragt sich: gehört er zum ursprünglichen Gemeingute der Familie, ist er drüben von der Urzeit her erhalten, hüben verloren gegangen? oder hat er sich nicht vielmehr erst nach der Trennung der Hamiten von den Semiten bei diesen entwickelt? Und wenn das: wie war die ursprüngliche Gestaltung, wie sind die Wandelungen geschehen? Wir haben hier vorgegriffen, in die innere Sprachgeschichte hinein; die wird aber hier wie oft der äusseren Sprachgeschichte die Leuchte halten müssen.

Statt aber den langweilig verständigen Weg vom Näheren zum Entfernteren einzuschlagen, konnte man es nicht erwarten, Japhet's Nachkommen mit denen Sem's auch sprachlich vervettert zu sehen und ging, zuweilen mit wahren Scharfsinn, mit fein ersonnener Methode, an ein verfrühtes Werk. Gegenüber der Culturgemeinschaft der beiden Rassen hatte man die tiefgehende Geistesverschiedenheit der Sprachen unterschätzt.

Von mehr linguistischem Treffer, aber freilich recht mangelhafter Methode zeugt ein kleines Buch des englischen Missionars D. MACDONALD, Oceania, Linguistic and Anthropological (Melbourne und London 1889). Der Verfasser behandelt die Malaien als Absenker der Semiten. Eine unleugbare, wenn auch rohe Geistesverwandtschaft zwischen den Sprachen [173] leuchtet ihm ein, und nun versucht er, – freilich ganz ohne feste lautgesetzliche Methode, – auch die leibliche Verwandtschaft der beiden Sprachstämme nachzuweisen.

II.

Verwandtschaft des Nahuatl mit den Algonkin-Sprachen.

Im Baue und in der inneren Form zeigen die amerikanischen Sprachen oft auch da auffällige Gleichheit, wo mit den bisherigen Mitteln eine leibliche Verwandtschaft kaum erweisbar scheint. Um so schätzbarer, wenigstens als Fingerzeige zu weiteren Untersuchungen, sind lautliche Übereinstimmungen, wie sie mir zwischen dem Nahuatl (Mexicanischen) und den Algonkinsprachen aufgestossen sind. Davon einige Beispiele:

||163||

| | Nahuatl | Algonkinsprachen |
|-------------|------------------|---|
| ich | <i>ne, newa</i> | Lenape: <i>ni</i> Kri <i>nita, niya</i> |
| du | <i>te, tewa</i> | „ „ : <i>ki</i> „ <i>kita, kiya</i> |
| er, sie, es | <i>e, yewa</i> | „ „ : <i>neka</i> „ <i>wita, wiya</i> |
| wir | <i>tewan</i> | Algonkin, Odschibwe: <i>kinawin</i> |
| sie (pl.) | <i>yewan</i> | „ „ „ „ : <i>winawa</i> |
| vier | <i>nahui</i> | Kri: <i>newo</i> , Mikmak <i>neu</i> |
| zehn | <i>matlaktli</i> | Kri: <i>mitātāt</i> , Mikmak <i>metelen</i> |

Das ist nun für amerikanische Sprachenverhältnisse schon recht beachtlich; man muss nur wissen, wie weit die Algonkinsprachen unter sich schon in einem Theile der Zahlwörter auseinandergehen. Dass aber eine methodische Vergleichung dieser Sprachen auf ihren Wortschatz hin, zunächst untereinander und dann mit dem Nahuatl, guten Erfolg versprache, wage ich schon jetzt zu behaupten.

§. 5.

Zusatz II.

Stammbaum- und Wellentheorie.

Der Streit, den die beiden obigen Stichwörter bezeichnen, galt ursprünglich nur den verwandtschaftlichen Verhältnissen der indogermanischen Sprachen, hat aber zu grundsätzlichen Erörterungen geführt, die ein weiteres Interesse beanspruchen.

|174|

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

AUGUST SCHLEICHER (Compendium der vergl. Gramm. der indogerman. Sprachen. 3. Aufl. S. 5 flg.) theilt unsern Sprachstamm in drei Hauptäste: 1. den asiatischen oder arischen, indo-erischen, dessen erischem Hauptzweige er auch das Armenische **zuzählt**; 2. den südwesteuropäischen, gräcoitalokeltischen; endlich 3. den slavodeutschen. Den Sitz des Urvolkes und der Ursprache sucht er in Asien; als dem Urtypus am ähnlichsten gelten ihm die arischen Sprachen. Und nun nimmt er (S. 7 flg.) an, je stärker die Abweichungen von jenem Urtypus, desto älter seien die Abzweigungen: „Die indogermanische Ursprache theilte sich zuerst durch ungleiche Entwicklung in verschiedenen Theilen ihres Gebietes in zwei Theile; es schied nämlich von ihr aus das Slavodeutsche (die Sprache, welche später in Deutsch und Slavo-Litauisch auseinanderging); sodann **theilte** sich der zurückbleibende Stoff der Ursprache, das Ariograecoitalokeltische, in Graecoitalokeltisch und Arisch, von denen das Erstere in Griechisch (-Albanesisch) und Italokeltisch sich schied, das Letztere, das Arische, aber noch lange vereint blieb ... Je östlicher ein indogermanisches **||164||** Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie. Hieraus, wie aus anderen Andeutungen folgt, dass die Slavodeutschen zuerst ihre Wanderung nach Westen antraten, dann folgten die Graecoitalokelten; von den zurückbleibenden Ariern zogen sich die Inder südostwärts, die Eranier breiteten sich in der Richtung von Südwest aus. Die Heimath des indogermanischen Urvolks ist somit in Centralasien zu suchen.“ – Dies im Wesentlichen seine Theorie. Er hat sie bequem und geschickt in Form eines Stammbaumes versinnlicht, dem sie **nun** ihren Namen verdankt. Wieweit sie sonst in ihren Einzelheiten bestritten worden, dürfen wir hier übergehen; nur den einen verhängnissvollen Punkt müssen wir erwähnen.

In der Behandlung der Gutturalen stimmen die lituslavischen Sprachen mit den arischen auffällig, wenngleich nicht ganz ausnahmslos überein. Schon BOPP war dadurch zur Annahme einer engeren Verwandtschaft zwischen den beiden Familien gedrängt worden. SCHLEICHER betrachtete das Zusammentreffen als ein zufälliges, auf beiderseits selbständiger paralleler Entwicklung beruhendes. Dem konnte JOHANNES SCHMIDT (Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. 1872) nicht beipflichten. So entschieden sich die lituslavischen Sprachen durch gewisse Merkmale den germanischen nähern, ebenso sicher sind sie durch **[175]** jenes mit den arischen verbunden. Diese nun wieder andererseits dem Griechischen, weiterhin das Griechische den italischen, diese den keltischen, endlich diese den germanischen, – sodass jede Familie in einer Art Ringelreihen nicht einen, sondern zwei nächste Verwandte habe. Der Urzustand wäre der ununterbrochener Übergänge gewesen. Woher nun nachmals die

zuzählt;
1891

theilte
1891

nur
1901

Grenzen? Wo die Dialekte unmerklich ineinander übergehen, da herrscht Sprachgemeinschaft. So sind wir auf die Analogie der Einzelsprache hingewiesen, deren Beispiel allerdings jener Übergangstheorie zu statten kommt. Aber auch das lehrt die Sprachgeschichte, dass mächtigere Mundarten, das heisst die Mundarten mächtigerer Gemeinden, mit der Zeit ihre Nachbarinnen verschlingen können. Sie fressen um sich; und in dem Masse, wie sie dies thuen, werden fernerstehende, also minder ähnliche, ihre Nachbarinnen. Dann mag ihnen wohl auch von einem anderen Mittelpunkte aus entgegengearbeitet werden, und nun stösst aneinander, was sich früher sehr fern stand, und was sich heute noch scharf unterscheidet; schroffe Grenzen sind an die Stelle der leisen Übergänge getreten. Auch fremdsprachige Völker mochten sich keilartig eindringen, die alten Nachbarn seitab treibend, vielleicht sie zum Theile vernichtend, zum Theile in sich aufnehmend, das heisst Zwischenstufen wegräumend.

Doch nicht hierin, nicht in dem unbestreitbar möglichen Eingreifen fremder Mächte, beruht das Schwergewicht der SCHMIDT'schen Theorie (der sog. Wellentheorie), sondern darin, dass sie erklärt, wie es möglich ist, dass ein ununterbrochener Zusammenhang der Mundarten, zunächst ohne politische Scheidung der Volksgemeinschaft, von innen heraus zerrissen werden kann. Inso-

Innen
1891

Werth,
1891

§. 6.

Zusatz III.

Die Sprachen von Kabakada und von Neu-Lauenburg, – ein Ausnahmefall.

Wo sonst in der Welt Sprachen oder Mundarten einander besonders nahe stehen, da pflegt ihr Hauptunterschied im Lautwesen zu beruhen, Grammatik und Wortschatz dagegen bis auf Kleinigkeiten übereinzustimmen; man spricht hüben und drüben mehr oder weniger dasselbe, man spricht es nur anders aus. Man mache den Versuch mit Deutsch und Holländisch, mit Italienisch und Spanisch oder Portugiesisch, mit Finnisch und Esthnisch, mit zwei beliebigen Sprachen der slavischen, semitischen, polynesischen Familie, so wird man das bestätigt finden.

Ein einziges Mal ist mir fast das gerade Gegentheil vorgekommen. Die Sprache von Kabakada auf der Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern (Neu-Britannien) gleicht jener von Neu-Lauenburg (Duke of York Island) im Lautlichen bis auf einen vielleicht mehr orthographischen Unterschied vollständig; was verwandt

III. I. Die äussere Sprachgeschichte. Der Verwandtschaftsnachweis.

Bildungs-
syblen
1891

ist, stimmt in der Regel auch buchstäblich überein, und wo es das nicht thut, da beruht der Unterschied in der Art der Wortbildung. Lautvertretungsgesetze giebt es zwischen den Beiden nicht. Auch das Grammatische, Wortformungsmittel, Formwörter und Satzbau, ist in der Hauptsache auf beiden Seiten gleich. Um so grösser sind die Verschiedenheiten in den Stoffwörtern. Was sich da nicht entweder völlig oder bis auf die **Bildungssilben** gleicht, ist in der Regel grundverschieden; und dessen ist erstaunlich viel. Man muss sich schon besinnen, um einen italienischen Satz zu finden, dessen spanische Übersetzung nicht zum guten Theile aus denselben Wörtern besteht. Man wird aber erst recht, **man wird** vielleicht vergebens suchen müssen, einen Kabakada-Satz von nur einem Dutzend Wörtern aufzustellen, der sich mit Anwendung derselben Stoffwörter in die Duke of York-Sprache übersetzen liesse.

Allem Vermuthen nach kann es verhältnissmässig nicht lange her sein, dass beide Völker noch völlig gleichsprachig waren: sonst wäre das gemeinsame Sprachgut im Lautwesen weiter auseinandergegangen. Nun müssen aber hüben oder drüben, wo nicht auf beiden Seiten, sehr heftige Störungen eingetreten, fremde Elemente eingemischt worden sein. Und das ist allerdings in den melanesischen Sprachen besonders leicht möglich.

||166||

Erstens mag wohl auch hier das Tabuwesen den Wortgebrauch ändern. Scheinbar willkürlich, aus abergläubischen Gründen, werden gewisse Ausdrücke verpönt und conventionell durch andere ersetzt. Ob sie dann, nach Erlöschen des Verbotes, wieder auftauchen, hängt von den Umständen ab.

malaischen
1891

Zweitens sind die Melanesier das Gegentheil von Puristen. Unsere Gewährsmänner klagen darüber, wie schnell Fremdes, Fehlerhaftes, bloss weil es von radebrechenden Fremden gesagt worden, angenommen und [177] nachgeahmt wird. Dies Laster mag alt sein. Die Wörter, in denen die melanesischen Sprachen am Meisten mit den **Malaischen** übereinstimmen, sind gerade solche, die man überall sonst am Spätesten aufgibt: Pronomina, Zahlwörter, die gebräuchlichsten Substantiva und gewisse Partikeln. Es sind das aber auch die Wörter, die man den Fremden am Ersten ablauscht, die man also, wenn man sonst will, sich am Schnellsten aneignen kann. Nun kam es nur darauf an, bei wem jeder Theil, und was er borgte, und in kurzer Zeit konnten sich die ärgsten Verschiedenheiten einstellen.

§. 7.

Zur Technik.

Collectaneen zum Verwandtschaftsnachweise.

Gilt es, zu ermitteln, welchem Verwandtschaftskreise eine Sprache zugehöre, so ist dem Gesagten nach die **lexikalische** Vergleichung die nächst notwendige. Um diese zu erleichtern, legt man am Besten eine Sammlung an, die ich noch nicht ein vergleichendes Wörterbuch, sondern nur ein Wörterbuch zur Vergleichung nennen möchte. Zettelcollectaneen sind hier besonders zu empfehlen. Es fragt sich, wie sie am Zweckmässigsten zu ordnen seien?

lexikalische
1891

Hat man, wie ich es empfehle, schon das einzelsprachige Wörterbuch auf Zetteln angelegt, so ist viel Arbeit gespart: man braucht die Zettel nur umzuordnen, hat nicht die Mühe der doppelten Schreibung. Die neue Ordnung aber muss für ihren Zweck möglichst übersichtlich sein.

Nun haben die verwandten Wörter in verschiedenen Sprachen nicht allemal die gleiche, sondern oft nur eine ähnliche Bedeutung. Also müssen die Wörter thunlichst nach ihren Bedeutungen, mit anderen Worten encyklopädisch geordnet sein. Es leuchtet ja ein, dass es umständlich wäre, wenn man etwa „wollen, wünschen, begehren, verlangen, streben“ an fünf verschiedenen Orten aufsuchen müsste, dass es ärgerlich wäre, wenn man an vier Flecken auf einen fünften verwiesen würde.

Ein Schema für ein solches Wörterbuch, dessen Bequemlichkeit ich erprobt habe, will ich nun mittheilen.

I. Pronomina. A. Personalia. B. Demonstrativa, reflexiva, determinativa, **[167]** indefinita. C. Possessiva. D. Fragwörter (einschliesslich der Fragadverbien, die ja in der Regel pronominal sein werden).

[178]

II. Zahlwörter, bestimmte und unbestimmte.

III. Substantiva. A. Gott, Himmel, Gestirne. B. Himmelsgegenden. C. Zeit. D. Wetter. E. Erde (Land, Feld, Ebene, Weg, Ort, Berg u. s. w.). F. Stein, Metall. G. Feuer (Funke, Flamme, Rauch, Asche, Kohle). H. Wasser. I. Pflanzen und ihre Theile. K. Thiere. a. Säugethiere. b. Vögel u. s. w. L. Mensch. M. Körpertheile. a. Kopf. b. Hals, Rumpf. c. Extremitäten. d. Sonstige Körpertheile, Ausscheidungen u. s. w. (Haut, Knochen, Ader, Blut). – Anhang: Geist, Schatten, Name, Stimme, Wort. N. Wohnung. O. Schiff. P. Waffen und Geräte. Q. Gefässe. R. Kleidung, Schmuck. S. Nahrung. T. Allgemeines (Ding, Stück, Theil, Masse u. dgl.).

IV. Adjectiva. A. Gross u. s. w. (lang, stark, dick, hoch, alt, schwer ...), B. Klein (kurz ...). C. Gestalt, Consistenz. D. Farben. E. Eigenschaften des Ge-

...).
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

fühls, Geschmackes, Geruches, Gehöres. F. Körperliches Befinden. G. Gemüths- und Verstandeseigenschaften. H. Allgemeine (wahr, gleich, ähnlich, ganz, fertig u. s. w.).

V. Adverbien. A. Der Zeit. B. Des Ortes. C. Der Art und Weise.

VI. Conjunctionen.

VII. Präpositionen oder Postpositionen. Casusaffixe.

VIII. Verba. A. Sagen, sprechen u. s. w. B. Denken u. s. w. (wollen, lieben, has-sen, vergessen ...). C. Leben, Körperfunktionen. D. Gehen, kommen u. s. w. (lau-fen, treten, folgen, steigen, fließen, schwimmen, fallen, tröpfeln ...). E. Da sein, verweilen (stehen, sitzen, liegen ...). F. Andere Verba. (Schwer zu classificirende, für die die alphabetische Ordnung als Nothbehelf dienen muss.)

Dies Schema ist gewiss noch sehr verbesserungsfähig und erspart natürlich das Hin- und Herblättern nicht ganz, verringert es aber doch. Andere Gruppierungen sind ja wohl denkbar und können sich unter Umständen bewähren, z. B.

Auge, sehen, blind;

Sonne, Tag, hell, leuchten.

Allein erstens können die Ideenverbindungen von einem Punkte aus nach sehr verschiedenen Seiten verlaufen; und zweitens wären solche aus allen Redetheilen zusammengestellte Gruppen kaum zu einem übersichtlichen Ganzen zu vereinigen.

Hat man nun ein solches Wörterbuch angelegt, so hält man sich [179] zunächst an die Sprachen, die nach dem früher Gesagten in erster Linie der Verwandtschaft verdächtig sind, trägt ähnlich Klingendes ein und sieht zu, wie weit man damit kommt. Geht es gut, so ergeben sich bald gewisse Regelmässigkeiten in der Lautvertretung, für die man nun weitere Collectaneen anlegen muss.

Nun fragt man sich: Können die Übereinstimmungen nicht auch auf Ent- ||168|| lehnung beruhen? Denn dass sie nicht zufällig sind, das haben eben jene Lautvergleiche ergeben. Die Frage betrifft sowohl die Menge, als die Art des Ver-wandten; es kann sehr Vieles entlehnt sein, wie im Englischen aus dem Altfranzö-sischen, – und doch gerade das Wesentlichste nicht. Hier muss die Vergleichung des Sprachbaues, der Wortformen und Formwörter entscheiden; und somit reiht sich an die lexikalische und phonetische Vergleichung die grammatische an.

Das ganze hier geschilderte Verfahren ist scheinbar rein mechanisch und ist es oft auch wirklich. Allein in vielen Fällen wird neben einem guten Gedächtnisse, das die Arbeit verkürzt, auch ein gewisser Tact erfordert, der den Forscher vor thörichten Combinationen behütet, also ein Verständniss für das, was in der Sprachgeschichte möglich und wahrscheinlich ist.

Zweiter Theil.

Die innere Sprachgeschichte.

Erstes Hauptstück.

Allgemeines.

§. 1.

Aufgaben der inneren Sprachgeschichte.

Alle Sprachen sind dem Wandel ausgesetzt, alle unterliegen ihm in höherem oder geringerem Grade, schneller oder langsamer. Und zwar in allen ihren Theilen. Hatten wir früher gelernt, zwischen Sprachschatz und Sprachbau und bei beiden wieder zwischen den zu deutenden Erscheinungen und den anzuwendenden Mitteln zu unterscheiden, und für [180] die Grammatik letzte Elemente und oberste Gesetze anzuerkennen, die weder mehr zu analysiren noch durch Synthese zu gewinnen waren: so tritt nunmehr ein neues Moment hinzu, nämlich der Wandel aller dieser Dinge im Laufe der Zeit. Es ist ein Leichtes, für alles dies Beispiele aufzufinden, wenn man etwa dem Lateinischen das Französische gegenüberstellt.

Damit wäre jedoch nicht mehr geleistet, als wenn man etwa die deutschen Zustände des Jahres 1800 mit jenen des Jahres 800 vergleichen wollte. Gewisse allgemeine Gesichtspunkte liessen sich wohl hüben und drüben aufstellen; denn das Gleichzeitige muss ja organisch **zusammenhängen**. Aber in welcher Reihenfolge das Eine nach und aus dem Anderen geworden, welches dabei die ||169|| treibenden und hemmenden Kräfte gewesen, das bliebe verschwiegen; man hätte zwei parallele Schilderungen statt einer fortlaufenden Geschichte.

zusammen-
hängen;
aber
1891

Diese aber soll gewonnen werden, und zwar eine möglichst wissenschaftliche, die die **Thatsachen** nicht nur aufzählt, sondern auch in ihrem Werden erklärt. Und will sie dies erschöpfend thun, so muss sie alle Theile und Seiten der Sprache mit gleichem Interesse erfassen, weil alle ein organisches Ganzes bilden. Der Wortschatz wie die Grammatik, die Laut- und Formenlehre wie die Syntax, die äussere Gestalt der Wörter und grammatischen Mittel wie ihre Bedeutungen und daraus sich ergebenden Anwendungen, sie alle wollen in ihren Wandlungen verfolgt, beschrieben, wo möglich erklärt werden.

Thatsachen,
1891

Jede Sprache, auch die beständigste, ist in einem fortwährenden Werden begriffen. Die Veränderungen geschehen in der Regel nicht hüpfend, sondern, dass ich es so nenne, schlüpfend, jeden Punkt der Entwicklungslinie berührend, keinen

überspringend. Krisen, Metamorphosen, epochemachende, vielleicht verhängnisvolle Schicksalsfälle kennt das Leben der Sprache nicht weniger, als das der natürlichen Organismen und der Völker; und gerade solche Zeiten gesteigerter Lebensthätigkeit oder acuten Leidens mögen besonders lehrreich sein, weil sie das Walten der treibenden und störenden Kräfte recht handgreiflich vorzuführen scheinen. Nur fragt es sich: Kommen dabei auch alle Kräfte zum Vorscheine, oder etwa nur die jeweilig stärksten? mit anderen Worten: **Kann** das, was die Krisen herbeiführt, nicht etwas ganz Anderes sein, als das, was bis dahin mit lindem Drucke die Sprache vorwärts **gehoben** hatte? Sind alle bewegenden Mächte derart, dass sie einmal zu plötzlicher Heftigkeit ge[181]steigert werden können? und wenn nicht: sind die steigerungsfähigsten auch dieselben, die in Zeiten ruhiger Entwicklung am **mächtigsten** treiben? Diese Fragen drängen sich uns von selbst auf, sobald wir der Sache etwas ernster nachdenken. Dann aber leuchtet auch ein, erstens, dass die Antwort nur auf dem Wege der Erfahrung zu finden, und zweitens, dass vor der Hand hierzu unsere Erfahrung noch viel zu jung und zu beschränkt ist. Die Mehrzahl der historischen Sprachforscher widmet sich der Indogermanistik oder dem einen oder anderen Theile derselben. Aber die indogermanischen Sprachen machen knapp ein Zwanzigstel der Sprachen unseres Erdballes aus. Und wenn sie die besterforschten sind, so stehen sie doch wieder ihrem Baue und vermuthlich auch ihren Schicksalen nach recht vereinzelt da. **Und wie weit** ist man denn mit der Vergleichung und mit der Geschichtsforschung? Man untersucht den Wandel der Laute und der Formen; – der Etymologie, der Syntax und der Lehre vom Wechsel der Wortbedeutungen tritt man nur zögernd nahe, begnügt sich in der Regel mit einem Theile des Theiles. Und dann: wie schnell waren innerhalb eines halben Jahrhunderts die prinzipiellen Fortschritte und Meinungswechsel! Die drei vergleichenden Grammatiken von BOPP, SCHLEICHER und BRUGMANN mögen als Marksteine dienen: ||170|| Wie verschieden sind sie; und wenn nach weiteren fünfundzwanzig Jahren ein neues Werk dieser Art erscheint: wie wird das sich ausnehmen?

Gerade in diesen zwei Punkten aber, in ihrer Selbstbeschränkung und in ihrem bis zum Umsturze raschen Fortschreiten, beruht der unvergleichliche Lehrwerth der Indogermanistik. Ihrem geschäftigen Treiben sollte Jeder beiwohnen, der sich mit geschichtlicher Sprachvergleichung befassen will, beiwohnen, nicht in der Arena, – das ist nicht Jedermanns Sache, – aber wenigstens von der Galerie aus, wo er den Kampf verfolgen kann, ohne den Staub schlucken zu müssen. Schon das wird anregend sein, hintereinander ein paar entsprechende Abschnitte aus BOPP's, SCHLEICHER's und BRUGMANN's vergleichenden Grammatiken zu lesen.

Denn in der That mag die Geschichte der Indogermanistik für alle sprachgeschichtliche Forschung einigermassen als typisch gelten. Sinnfällige Überein-

kann
1891

geschoben
1891

Mäch-
tigsten
1891

Aber
wieweit
1891

stimmungen in den Wortstämmen und -formen leiteten BOPP zu einer Arbeit, die in ihren Zielen vorwiegend etymologisch war. Woher die Formativelemente? was bedeuteten sie, als sie noch selbständig waren? Darauf richtete sich die Neugier zuerst. POTT's Verdienst bleibt [182] es, zum ersten Male die indogermanische Etymologie auf die lautgesetzliche Grundlage gerückt zu haben. SCHLEICHER, der scharfsinnige Schematiker, versuchte zuerst die Stammesursprache rückschliessend wieder aufzubauen. Ihr Lautwesen galt ihm für sehr einfach, Sandhigesetze sollte sie nicht gekannt haben, die volllautigsten Formen wurden als die alterthümlichsten angesehen, die Lautverschiebungen gestatteten manche Freiheiten, scheinbare Willkürlichkeiten und Ausnahmen, die noch unerklärt blieben. Damit war den Nachfolgern eine Aufgabe gestellt, von deren Schwierigkeit eine fast unübersehbar grosse Literatur zeugt. *Der alte POTT musste sich schelten lassen, dass er nicht frischweg die SCHLEICHER'schen Lautreconstructionen als ein Evangelium in sein etymologisches Riesenwerk aufnahm. Hatte er so Unrecht? In der kurzen Spanne Zeit von SCHLEICHER bis BRUGMANN hat sich die indogermanische Ursprache bis zur Unkenntlichkeit verändert! SCHLEICHER liess seine Urindogermanen eine Fabel erzählen: Das Ross und das Schaf, *akvas avis ka*. Hätten die heutigen Urindogermanen noch zum Fabuliren Laune, sie würden stattdessen in ihren verschiedenen Mundarten etwas sagen, was dem lateinischen *equos ovis-que* sehr ähnlich klänge.*

Mir ist es zum Vorwurfe gemacht worden, dass die Discussionen der Indogermanisten über die Principien der sprachgeschichtlichen Forschung „doch kaum mein Denken in der Tiefe berührt haben.“ Auch „die Energie zielbewusster Methode“ ist von indogermanistischer Seite bei mir vermisst worden. Diese Energie besitzen die Indogermanisten in hohem Grade und bethätigen sie mit glänzendem Erfolge. Sie haben auch recht daran gethan, ihrem eigenen Forschungsgebiete ihre Heische- und Lehrsätze zu entnehmen, ihre Methode an[171]zupassen. Und gerade hierin ist mir ihr Thun mustergültig. Dasselbe Recht, dieselbe Pflicht haben Jene, die andere Sprachfamilien historisch vergleichen, auch. Wollten sie unbedenken die Aufstellungen der Indogermanisten auf ihre Gebiete übertragen, so wäre dies nicht sehr methodisch und sicher unkritisch. Denn die Kritik verlangt Voraussetzungslosigkeit, und die Methode der inductiven Forschung verlangt, dass man den Thatsachen ihre Gesetze abfrage, nicht dass man die Gesetze als gegeben annahme und ihnen die Thatsachen zwangsweise, auf Biegen oder Brechen unterordne. Sie duldet auch nicht, dass man Gegeninstanzen, die jene Gesetze zu erschüttern drohen, durch unwahrscheinliche Hypothesen hinwegbugsire. Den Sinn für das Gesetzmässige, den Trieb nach Erkenntniss der Gesetze stelle ich so hoch, wie nur Einer. Aber ich verlange auch rückhaltlose Anerkennung der sich bietenden Thatsachen, der willkommenen wie der unwillkommenen

das
1901

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

nen; ich verlange ein folgerichtiges Denken, das den weiten Raum des Möglichen austastet, und einen in Seelen- und Lebenskunde geschulten Sinn, der unter der Menge der Möglichkeiten das Wahrscheinliche herausfindet. In Alledem weiss ich mich mit den Indogermanisten im Einverständniss: sie verlangen dasselbe. Wo sie sich aber streiten, und sie streiten sich noch immer recht viel, da scheint oft, ausgesprochener- oder unausgesprochenermassen, Einer am Anderen etwas von jenem Gefühle für das Wahrscheinliche zu vermissen, dem der Eifer des Systematisirens und des Schematisirens Gewalt angethan hat. Uns Forschern auf minder gepflegten Gebieten steht es am Wenigsten an, sie um dieses Eifers willen zu tadeln; ihm verdankt ihre Methode, trotz aller Zweifel in Einzelheiten, eine Exactheit, um die wir sie beneiden, die wir uns nach Kräften aneignen müssen.

Anmerkung 1. Übrigens böte die Literatur der finnisch-ugrischen Sprachvergleichung, wenn man ihr folgen wollte, für die Methodik fast ebensoviel Belehrung, wie die indogermanische, von der sie sich keineswegs in's Schlepptau nehmen lässt. Ein dem VERNES'schen vergleichbares Gesetz hat der Finne ALEX. CASTRÉN (*Om Accentens inflytande i Lappiskan*) schon im Jahre 1844 nachgewiesen.

Anmerkung 2. Wann und wie haben sich in den jüngeren indogermanischen Sprachen die Wortstellungsgesetze verengt und gefestigt? In wie weit hat dieser Prozess mit dem Verblassen der Wortformen Schritt gehalten? Soviel mir bekannt, hat sich bisher die geschichtliche Forschung nur sehr ausnahmsweise auf diese Fragen eingelassen. Es wäre aber ein grosser Gewinn, wenn die Sache auch nur an einer einzelnen Sprache, etwa der englischen oder französischen, in ihrer historischen Entwicklung dargestellt würde.

Zusatz.

DELBRÜCK, Einleitung in das Sprachstudium, 1. Aufl. S. 44–45, zieht in wahrhaft classischer Schärfe eine Parallele zwischen BOPP und SCHLEICHER. Er sagt: „SCHLEICHER's Compendium steht als der Abschluss einer Periode in der ||172|| Geschichte der Sprachwissenschaft den einleitenden Arbeiten BOPP's gegenüber. Darum ist denn auch der Totaleindruck, den die vergleichende Grammatik einerseits und das Compendium andererseits hervorbringen, so ausserordentlich verschieden. BOPP musste die wesentliche Gleichheit der indogermanischen Sprachen beweisen, SCHLEICHER setzte sie als bewiesen voraus, BOPP erobert, SCHLEICHER organisirt. BOPP wendete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf dasjenige, was allen indogermanischen Sprachen gemeinsam ist; für SCHLEICHER ergab sich die Aufgabe, die einzelnen indogermanischen Sprachen auf dem gemeinsamen Hintergrunde hervortreten zu lassen. Deshalb ist die vergleichende Grammatik eine zusammenhängende Schilderung, während das Compendium ohne grosse Mühe in eine Anzahl von Einzelgrammatiken auseinandergenommen wer-

den könnte. Der Verfasser der Grammatik giebt der Darstellung des Einzelnen überwiegend die Form der Untersuchung, die er mit grosser natürlicher Anmuth handhabt; das Compendium dagegen bewegt sich fast nur in dem knappen und gleichförmigen Stil der Behauptung. Das ältere Werk lässt sich mit der Darstellung eines interessanten Processes vergleichen, das jüngere mit den Paragraphen einer Gesetzsammlung.“ – Soweit DELBRÜCK.

SCHLEICHER besass, wie Wenige, die Tugend der Selbstdisciplin, und ich glaube, dieser verdankte er zum grossen Theile den gewaltigen Einfluss, den er auf die Weiterentwicklung der indogermanischen Wissenschaft geübt. Er ermass seine Kräfte und Mittel, bemass darnach sorgsam das Gebiet dessen, was ihm erreichbar schien. Jede seiner Schriften macht den Eindruck sauberer Durch- und Ausarbeitung, – ganz anders als bei POTT, der das Licht seines gewaltigen Geistes unter den Scheffel eines wüsten Stiles stellte. Bei dem Jenenser baut sich alles klar und deutlich vor den Augen des Lesers auf, man hat den Plan und die Methode des Verfassers fast ebenso beständig und klar vor Augen, wie den Gegenstand selbst, den Mörtel fast ebenso wie die Steine. Was für den Gelehrten zur Schwäche und zur Gefahr werden konnte, was ihn bei aller Vor- und Umsicht gelegentlich zu vorschnellen Constructionen verleiten mochte: die Neigung des Hegelianers zu mechanischem Schematismus, gab den Worten des Lehrers die Macht einzuleuchten, zu überzeugen und zu haften. Und die kritische Methode, zu der er seine Jünger erzog, gab diesen die Kraft, indem sie sein Werk fortführten, seine Aufstellungen Stück für Stück umzureissen und durch neue zu ersetzen. Es ist, als übte der Todte noch fort und fort seine unerbittliche Selbstkritik.

[183]

§. 2.

Alte und neuere Sprachen.

Es ist sehr erklärlich, dass sich der Forscher da am Wohligsten fühlt, wo es am Meisten zu entdecken giebt. Dass das Deutsche mit dem Holländischen, ||173|| Englischen, Dänischen, Schwedischen, das Italienische mit dem Spanischen, Portugiesischen, Französischen, das Hebräische mit dem Arabischen, Syrischen, Äthiopischen verwandt ist, brauchte eigentlich gar nicht entdeckt zu werden, weil es nie verdeckt war; das zeigte sich von selbst, sobald man nur hinsah. Dass aber im fernen Indien eine altehrwürdige Verwandte des Griechischen, Lateinischen, Gothischen, Litauischen weilte, das war eine entzückende Neuigkeit. Welche Erwartungen knüpften sich daran für die jugendlich hoffnungsfrohe Wissenschaft, welche Ausblicke in ein Alterthum, das noch weit hinter dem ho-

der
Forscher
sich
1891

Aethio-
pischen
1891

Gotischen,
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Geschlechtes
1891
ächte
1891

merischen liegen musste, – aber auch welche Fülle neuer Räthsel! Die beiden GRIMM durchwühlten heimischen, germanischen Boden. Was sie zu Tage förderten, mochte es auch nur Bronze oder Eisen sein, – der Dankbarkeit eines patriotisch fühlenden Volkes dünkte es doch eitel Gold. Die Indianisten aber zeigten der Welt im fernen Osten echte Gänge des edelsten Metalles, dessen Adern sich bis in unsern Erdtheil verästeln. So wirkten hüben und drüben gleich mächtige und doch sehr verschiedenartige Reize. POTT's unsterbliches Verdienst ist es, dass er zuerst die Methode strenger Lautvergleichung auf das weite Gebiet der indogermanischen Forschung übertragen hat. Er hat damit allen Späteren den Weg gewiesen.

Mittlerweile nahm die Zweigforschung ihren Fortgang. DIEZ bearbeitete die romanischen, ZEUSS die keltischen, MIKLOSICH die slavischen Sprachen, und je länger je mehr vertiefte man sich in die Dialekte, d. h. in die lebende Rede des gemeinen Mannes. POTT hatte noch das Motto gewählt:

Literis suus honos esto, litera animi nuncia.

dunkeln
1891

Jetzt hatte man es nicht mehr mit steifen Buchstaben zu thun, sondern mit flüssigen Lauten, nicht mehr mit wohlgeschulten Texten, sondern mit naturwüchsigem Geplauder; nicht mehr drunten in dunklen Tiefen hatte man zu arbeiten, sondern bei hellem Tageslichte. Und bald sollte man erfahren, wie auch hier die Blumen auf der Oberfläche von den verborgenen Erzgängen zu erzählen wissen. Dass die todtten Sprachen von denselben [184] Mächten beherrscht waren, die in den lebenden walten, konnte man eigentlich nie bezweifeln. Aber die Natur dieser Mächte schien man zu verkennen. Schon SCHLEICHER, und vielleicht schon Mancher vor ihm, hatte es ausgesprochen, dass neben dem mechanischen Lautwandel noch eine seelische Kraft, die Analogie, in der Sprachentwicklung wirke. Allein das hat ihn nicht aufgehalten, die Sprachwissenschaft den Naturwissenschaften zuzuzählen; und anderen, schwächeren Geistern der materialistisch gerichteten Zeit ging dies nur zu gut ein.

abgehalten,
1891

das
1891

SCHLEICHER's Problem, die indogermanische Ursprache zu erschliessen, blieb und bleibt bestehen, mag man auch heute weniger hoffnungsvoll davon reden, als vor einem Vierteljahrhundert. Es ist mit den wissenschaftlichen Zweifeln wie mit den Köpfen der Hydra: für jeden, den man beseitigt hat, erwachsen ihrer zwei neue. Was man heute als Ursprache bezeichnet, jene Wörter mit dem Sternchen davor, sind doch ausgesprochenermassen nichts weiter, als formelmässige Ausdrücke für das, was nach der jetzigen Meinung des Sprachpalaeontologen für wahrscheinlich gilt. Es ist damit, wie mit jenen Bildern vorsündfluthlicher Thiere, deren Knochen man mit Fleisch und Haut bekleidet hat. Man malt sie braun an; sie können aber auch schwarz oder grau gewesen sein. Gewiss wird

vorsünd-
fluthlicher
1891

mit jedem Fortschritte, den die Wissenschaft macht, das Bild seinem Originale ähnlicher, dass es aber je so recht lebenswahr werde, darf man kaum hoffen. Ge-
setzt, wir besäßen nur die neuromanischen Sprachen in ihrer jetzigen Gestalt,
keine mittelalterlichen Denkmäler, geschweige denn Spuren der lingua rustica
und des Lateinischen, – und nun würde uns die Aufgabe gestellt, die gemeinsame
Stammessprache zu rekonstruieren: wieweit würden wir wohl kommen, wieweit
würden wir im Übereifer am Ziele vorbeischiessen? Und doch stehen Italienisch,
Spanisch, Französisch, Rumänisch u. s. w. einander näher, als jene alten und al-
terthümlichen Sprachen, auf die unsere Indogermanisten angewiesen sind.

Nehmen wir indessen einmal an, es gelänge, die Ursprache unseres Stammes
wieder herzustellen, wie sie geleibt und gelebt: was wäre damit gewonnen? Die
erste Antwort lautet recht bescheiden: Man hätte zu tausend bekannten Spra-
chen noch eine tausend und erste; man hätte auf mühsamstem Wege zum La-
teinischen, Griechischen, **Gothischen** u. s. w. das erobert, was für das Dänische,
Schwedische und Isländische bequem in den Liedern der Edda und auf Runen-
steinen zu erhalten ist; man hätte einen Granitblock aus dem Schachte gefördert,
statt ihn vom Felde aufzulesen. **Und schauen wir weiter zurück, nach der Zeit vor
der Trennung der Indogermanen: so wissen wir gar nicht, eine wie lange Vorent-
wicklung diese Sprache gehabt hat, welche Veränderungen und Verschiebungen
schon damals in ihr vorgegangen sein mögen. Wer weiss es? Könnten wir ihre
Geschichte noch weitere zehntausend Jahre zurück verfolgen, so würde sie uns
in dem Zustande, in dem wir sie vor der Spaltung antreffen, vielleicht recht mo-
dern, d. h. recht verschliffen erscheinen.** Das ist die erste Antwort. Die zweite
ist scheinbar schon tröstlicher: Bisher haben wir von der Oberfläche nach dem
Centrum gebohrt; jetzt befinden wir uns im Centrum, und an die Stelle **induk-
tiver** Wahrscheinlichkeit darf hinfort deductive Gewissheit treten; jetzt bohren
wir vom Mittelpunkte aus nach beliebigen Punkten der Peripherie. Freilich wohl.
Wüssten wir nur auch, was uns unterwegs Alles zustossen kann. Wir wären Göt-
ter, wenn es keinen Zufall mehr für uns gäbe. Den sichersten Gewinn nenne
ich an dritter Stelle. Er beruht in der gethanen Arbeit selbst und in den dabei
gesammelten Erfahrungen. In der Wissenschaft bleibt kein Umweg ungelohnt,
und auch Jenen ge[185]büht Dank, deren vestigia terrent, den Tollkühnen, die
den Hals gebrochen haben, und den Allzuschüchternen, die stecken geblieben
sind. So ist der Hauptgewinn ein methodologischer, und die gewonnenen Leh-
ren haben um so mehr Werth, je mühsamer sie erkämpft werden mussten. **Man
denke sich ein altes ||175||schönes Glasgemälde in Hunderte winziger Stücke zer-
schlagen. Die müssten nun aus dem Staube zusammengelesen und in kunstvoller
Mosaik zum alten Bilde wieder vereinigt werden: da hat man eine ungefähre Vor-**

Gotischen
1891

inductiver
1891

stellung von jener reconstructiven Arbeit, von dem Fleisse, aber auch von dem künstlerischen Verständnisse, das sie erheischt. Es gilt, Zerrissenes wieder organisch zu verbinden, Todtes neu zu beleben. Das kann nur der, der ein warmes, sicheres Gefühl besitzt für jenes Seelenleben, das sich in der Sprache, in der Rede äussert. Denn das ist es eben: Die Splitter sollen nicht nur mit den Kanten aneinanderpassen, sondern sie sollen sich auch zu einem lebenswahren Gesamtbilde zusammenschliessen. Jenes Gefühl, jenes Verständniss ist dem Forscher zunächst Mittel: Sein Zweck ist überall die Reconstruction und die Entdeckung der Formeln, nach denen sich die Wandlungen gesetzlich, – der Störungen, schuld deren sie sich regelwidrig vollzogen haben. Er hat es, solange er nicht in das Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft hinüberschreiten will, mit der Entdeckung von Einzelthatsachen und particularen Gesetzen zu thun.

Für die **allgemeinen** Thatsachen und Gesetze des sprachgeschichtlichen Werdens hingegen sind natürlich die Erkenntnisquellen die besten, die zugleich am Reichsten und am Klarsten fliessen, und das sind die neueren und neuesten. Hier handelt es sich doch um Fragen, die belangreicher sind als jene: Wann ist indogermanisches *p* zu germanischem *f* geworden? Welches war der ursprüngliche Anlaut von „sechs, *sex*, *ᛖᚿ*, *šaš*“? Wieweit ist der albanesische Wortschatz bodenwüchsig, wieweit entliehen? Das Alles sind doch nur Einzelheiten, Äusserungen von Gesetzen und Kräften, die wir zu erkennen verlangen. Wieweit eine solche Erkenntniss zu erlangen sei, muss die Zukunft lehren. Das aber ist ohne Weiteres einzusehen, dass die geschichtliche Sprachforschung ebenso sehr in die Weite, wie in die Tiefe gehen muss, um gesicherte, gemeingültige Ergebnisse zu erzielen.

Nicht als Erkenntnisziele, sondern als Erkenntnisquellen sind die alten Sprachen wichtig. Um aber als Quellen zu gelten, müssen sie erschlossen sein, am liebsten sich selbst erschliessen. Und hier offenbart sich der Werth jener vielgeschmähten historischen Orthographien für die sprachgeschichtliche **Forschung der Lautgeschichte**. Überall haben wir auf die erreichbar ältesten Lautformen zurückzugehen, ehe wir eine Vergleichung wagen dürfen. Und wo solche Formen nicht urkundlich belegt sind, da gilt es, sie durch Vergleichung zu ermitteln. Hierbei verlangt die Methode, dass man von den engeren Kreisen, zu den weiteren fortschreite, sonst kann es geschehen, dass man Dinge für Petrefacten hält, die nur Putrefacten sind, dass man für urgemeinsam und uralt hält, was einander nur zufällig in seinem jetzigen Zersetzungsstande gleicht. Lateinisch *iterum* und deutsch *wiederum* sind einander sehr ähnlich und doch bekanntlich grundverschieden. Ägyptisch *χeper* passt nun gar fast auf den Buch||176||staben zu dem deutschen *K ä f e r*. Den schützt jedoch die Indogermanistik mit ihren erbarmungslosen Lautgesetzen. Wo aber unmethodische Entdecker

I. Allgemeines. §. 3. Die vereinzelte Sprache.

ihre Füllhörner über die Wissenschaft ausschütten, da kann man Dinge, die um nichts besser sind, als wahre Perlen rühmen hören.

Manchmal, namentlich beim Beginn der vergleichenden Forschung, ist ein gewisser Leichtsinn recht heilsam. Man arbeitet eine Weile mit Fiktionen, thut als wäre die Sprache, die des Alterthümlichen am Meisten zu bieten scheint, die Mutter oder doch der Urtypus der ganzen Familie. Über Schwierigkeiten, Unregelmässigkeiten, die sich ergeben, schlüpft man wohlgemuth hinweg und überlässt das Aufklären und Berichtigen der Zukunft. So wird schnell ein geräumiges, für den ersten Bedarf wohnliches Gebäude aufgeführt und die Ernte unter Dach und Fach gebracht, – wahrscheinlich viel Unkraut unter vielem Weizen. Wer sich dessen schämt, der wage sich nicht auf ein neues Gebiet; wem davor bangt, dass er in Einzelheiten irre, der verzichte darauf, im Grossen zu entdecken. Ich denke daran, wie gutgläubig unsere Altmeister BOPP und POTT die indogermanischen Sprachen am Sanskrit gemessen, wie zuversichtlich sie bis in die schwärzesten Tiefen hinein etymologisirt haben. Heute weiss man so Vieles besser; aber was wüsste man ohne sie? Und was sie in gutem Glauben gefehlt haben, das müssen wir ihnen heute noch mit offenen Augen nachmachen, wenn wir der historischen Sprachvergleichung ein neues Feld hinzuerobern wollen. Handelt es sich um das Δός μοι ποῦ στῶ, um den Punkt, wo wir den Hebel ansetzen sollen, so wählen wir frischweg die scheinbar besterhaltene Sprache des Stammes, zumal wenn sie leidlich erforscht ist, und messen an ihr die übrigen. Wir wissen, diese können stellenweise dem Urtypus näher kommen, aber dabei halten wir uns für's Erste nicht auf. Wir kommen mit den kleinen Irrthümern rascher vom Flecke; wir setzen die Ludolphische Zahl = 3 und ein Bischen, und überlassen es Anderen, dies Bischen bis in die Decillionstel zu berechnen; sie werden die Kreise genauer quadriren, dafür quadriren wir derweile mehr Kreise als sie. Wir haben vorhin, S. 157, gesehen, wie uns das Tibetische bei der Vergleichung der indochinesischen Sprachen einen Generalnenner lieferte. Der Fall war vereinzelt; er war aber so hervorragend, dass wir uns bis auf Weiteres diese Sprache zur Führerin nehmen dürften; sie würde uns wahrscheinlich am Weitesten führen.

§. 3.

Die vereinzelte Sprache.

Die volkswirthschaftliche Theorie hat sich gelegentlich mit der Vorstellung eines isolirten Staates beschäftigt, der dem internationalen Verkehre entrückt, übrigens aber mit den Errungenschaften unserer materiellen Gesittung ausgerüstet wäre. Wie würden sich da die wirthschaftlichen Dinge ordnen und entwickeln?

ist;
1891
wirtschaft-
licher
1891

||177|| Man operirte so zu sagen am Phantome, noch dazu an einem Phantome, dessen Urbild nirgends anzutreffen ist: denn alle isolirten Völker stehen auf niederer wirtschaftlicher Stufe. Gleichwohl durfte, musste vielleicht die Wissenschaft ihre Zuflucht zu einem solchen Phantasiegebilde nehmen, um daran einen Theil ihrer Gesetze in unvermischter Reinheit darzustellen.

[186]

entbehren
1891

Afrika
1891

Urwälder,
1891

Die Sprachwissenschaft ist hierin günstiger gestellt, denn sie weiss aus den Sprachen der Wilden nicht weniger Lehren zu schöpfen, als aus den Cultursprachen. Freilich Völker, die des internationalen Verkehres auf die Dauer entbehren, oder sich dessen erwehren, giebt es sehr wenige. Vielleicht gehören dazu in Africa jene zwischen den Bantustämmen eingesprengten Pygmäen, die Akka, Tiki-tiki, in Amerika die ἑσχατοὶ ἄνδρων, die Feuerländer, dann etwa dieser oder jener Jägerstamm der brasilianischen Urwälder; ferner, man weiss nicht seit wie langer Zeit, die Osterinsulaner und diese oder jene unter den Hyperboräern und den Nigritiern der südöstlichen Inselwelt. Diesen mögen sich dann jene kriegerischen Melanesier anreihen, deren einziger mündlicher Verkehr mit den Nachbarvölkern in gegenseitigem Auffressen besteht. Doch auf eine vollständige Aufzählung der Beispiele kommt wahrlich nicht viel an. Denn immer bleiben die Fragen: Seit wann die Vereinsamung? mit wem früher der Verkehr? Dazu kommt ein Zweites. Man müsste solche vereinzelte Sprachen mehrere Geschlechter hindurch sehr genau in ihren Wandelungen verfolgen. Das ist aber bei keiner geschehen, und wenn es unternommen würde, so würde voraussichtlich die fortgesetzte Anwesenheit weniger Europäer unter einer kleinen Horde Wilder genügen, um den Bann der Vereinsamung zu durchbrechen. Denn werden die Weissen in Güte geduldet, so werden sie auch wie höhere Wesen verehrt, und dann gilt natürlich ihr Einfluss Alles. Und erzwingen sich die Weissen die Herrschaft, so ist es natürlich erst recht um die Isolirtheit von Volk und Sprache geschehen.

Allein auch ohnehin würden solche seltene Untersuchungsobjecte nicht die Bevorzugung verdienen, deren man sie etwa von vornherein würdigen könnte. Denn in weitaus den meisten Fällen haben an der stätigen Entwicklung der Sprache die einheimischen Mächte unendlich mehr Einfluss, als die von auswärts kommenden Anregungen. Wo diese am Kräftigsten wirken, da bewirken sie eben nicht ruhige Entwicklung, sondern Umsturz oder Vernichtung, und dann werden ihre Spuren nicht so leicht verwischt werden. Dies gilt von den grelleren Erscheinungen der Sprachenmischung und von den eigentlichen Mischsprachen. Wo aber, wie in den grossen Culturvölkern, Jahrhunderte lang die Dialekte einander über den Rain pflügen, da hat eben die sprachgeschichtliche Forschung

Methoden zu finden, um das Einheimische vom Eingeschleppten zu sondern. Sie darf dabei so zu sagen parlamentarisch [187] verfahren, nach Stimmenmehrheit; denn die Majorität wird in der Regel national sein.

||178||

Jene allein auf inneren Kräften und Anlagen und auf den heimischen Lebensbedingungen beruhende Entwicklung wollen wir die freie nennen; und von ihr ist mit Nothwendigkeit vorauszusetzen, dass sie völlig einheitlich sei. Wir können nicht anders, wir müssen wieder die Sache auf die Spitze treiben. Lautlehre, Formenwesen, Syntax, Wortschatz einer Sprache oder Sprachenfamilie, Alles muss denselben Quellen entfloßen sein. So ahnen wir zwischen dem scheinbar Fremdartigsten Zusammenhänge, die wir uns heute nicht vorstellen, die wir vielleicht nimmermehr nachweisen können. Einzelnes der Art leuchtet allerdings bald ein. Starker Verschleiß des Lautwesens z. B. wird zu Verlust oder Unkenntlichmachung der Formen, zur Überhandnahme der Homonymen und somit zur Beschaffung neuer Verdeutlichungsmittel führen. Mit solchen allgemeinen Sätzen ist aber die ideale Aufgabe noch lange nicht gelöst. Es fragt sich: Welchen Weg hat im einzelnen Falle der Lautwandel eingeschlagen, und welche Wege das Formenwesen und die übrigen Bestandtheile der Sprache? und warum das alles? Vergleichen wir z. B. die germanischen Sprachen mit ihren Schwesterfamilien, so finden wir, dass in jenen das Laut-, Casus- und Tempuswesen u. s. w. die und die Sonderschicksale gehabt hat. Man sagt, in diesen Besonderheiten beruhe der Charakter der germanischen Sprachen. Sollte man nicht mit gleichem Rechte sagen dürfen: in ihnen äussere sich dieser Charakter, sie also beruhen auf ihm? Und nun gälte es, die Einheit des Charakters in seinen verschiedenen Äusserungen nachzuweisen.

Stecken wir zunächst das Ziel nicht zu hoch. Lassen wir die historischen Sprachvergleiche noch eine geraume Weile weiterarbeiten und die anderen grossen Sprachfamilien ähnlich sorgfältig untersuchen, wie die unsere. Dann darf man hoffen, auf Grund eines reichen Inductionsmaterials Erfahrungssätze zu gewinnen, die besagen, dass im Leben der Sprachen die und die Tendenzen einander parallel gehen: „je mehr so, desto mehr oder weniger so“. Ist dies geglückt, dann erst mag man fragen: Woher dieses regelmässige Zusammentreffen?

Hier, freilich in sehr, sehr weiter Ferne, glaube ich den wichtigsten Gewinn zu erkennen, den die allgemeine Sprachwissenschaft von der genealogisch-historischen erhoffen mag. Es wäre zu beklagen, wenn so glänzender Scharfsinn und so rastloser Fleiss in alle Zukunft nichts [188] weiter zu Tage förderte, als die Erkenntniss, dass aus den und den Lauten hier die und dort jene geworden, dass in der einen Sprache diese, in der anderen Sprache jene Formen verloren gegangen

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

und durch Neubildungen ersetzt seien, und, wenn es hoch kommt, dass es sich mit der Etymologie der Wörter und der Bildungselemente so oder so verhalte.

Soweit, dass wir sagen könnten: In der Sprachgeschichte ist dies nothwendig, jenes unmöglich, – soweit sind wir noch lange nicht. Aber die Erfahrung lehrt schon jetzt, dass erstaunlich Vieles möglich ist, und dem sorgsamem Beobachter gelingt es oft, die Gründe dieser Möglichkeiten zu entdecken. Somit **||179||** lässt sich mindestens zum Theile feststellen, worauf der Erforscher der Sprachgeschichte gefasst sein muss. Und dabei erfordert allerdings die Methode, dass wir von dem einfacheren Falle, von der vereinzelter Sprache ausgehen, ehe wir die Wechselwirkungen der Sprachen und Mundarten aufeinander betrachten.

§. 4.

Die Etymologie.

Die Frage nach dem Ursprunge der Wörter und grammatischen Formen lässt zwei Gesichtspunkte zu, natürlich wieder die der Erscheinung und des Zweckes. Alle Etymologie ist ihrer Methode nach analytisch, sie setzt eine Scheidekunst voraus, die die letzten, nicht weiter lösbaren Bestandtheile der Wörter aufweisen soll. Man kann nun von diesen Elementen (Wurzeln) ausgehen und fragen: wie und in welchen Bedeutungen werden sie miteinander verbunden? Dies ist die Aufgabe der etymologischen Wörterbücher. Oder man kann die auszudrückende Vorstellung zum Ausgangspunkte nehmen und fragen: mit welchen Mitteln hat sie die Sprache zum Ausdrucke gebracht? Dies sollte in den synonymischen Wörterbüchern mit bedacht werden; denn Bedeutung und Anwendung eines Wortes müssen im letzten Grunde auf seiner Etymologie beruhen.

Im weitesten Sinne verstanden, fängt jene Scheidekunst schon da an, wo sie noch überhaupt gar keine Kunst ist. Sage ich: Wohnhaus ist ein attributives Compositum aus dem Verbalstamme wohn– und dem Substantivum Haus: so ist das eigentlich auch schon ein etymologischer Ausspruch. Ebenso, wenn ich sage: das Wort „wohntest“ besteht aus dem Verbalstamme wohn–, dem Imperfectsuffix –te und dem **[189]** Suffix der 2. Pers. Sing. –st. In diesem Verstande fassen die Engländer die ganze Formenlehre unter den Begriff **Etymology**.

Aber der forschende Geist strebt weiter, am Kühnsten bekanntlich in der Jugend der Wissenschaft. Da möchte er am Liebsten gleich die höchsten Höhen erklettern, die letzten Tiefen ergründen; denn von den Gefahren, die ihm unterwegs drohen, ahnt er noch nichts. Platon stellte die prinzipielle Frage: Wie kommen die Dinge zu ihren Namen, durch ihre eigene Natur, oder durch menschliche Satzung? Eine inductive Lösung war nur auf etymologischem Wege zu finden.

Die Frage nach der Herkunft der Wörter hat wohl zu allen Zeiten denkende Köpfe gereizt. Und so sind uns denn auch aus dem Alterthume genug etymologische Versuche überliefert worden, – die meisten sind auch darnach. Das zügellose Treiben hat fortgedauert bis zur Begründung der heutigen Sprachwissenschaft; es wird noch heute von freien Künstlern geübt und wahrscheinlich nie ganz aufhören. Die Männer der Wissenschaft aber werden immer bescheidener und nüchterner. FRANZ BOPP durfte noch hoffen, ||180|| den Ursprung unserer grammatischen Formen zu ergründen; auch SCHLEICHER hat diese Hoffnung nicht ganz aufgegeben. Der geniale POTT glaubte einen Theil der indogermanischen Wurzeln aus Zusammensetzungen erklären zu können, – auch mit den semitischen dreiconsonantigen Wurzeln sind ähnliche Versuche angestellt worden. Jetzt verhält sich die Indogermanistik zaghafter. Was hinter der Verzweigung des Urstammes in den einzelnen Familien zurückliegt, nimmt sie in der Regel als gegeben hin und wagt sich nur da ein Stück weiter, wo die Ursprache selbst einen klareren Blick in ihre Vorgeschichte zu gestatten scheint. Dass diese Fälle nicht zu häufig vorkommen, dafür sorgt die immer strenger werdende Methode und die eifersüchtige Aufsicht, die die Mitforscher üben.

Manche schütten wohl das Kind mit dem Bade aus, wollen überhaupt von Etymologie nichts hören, verweisen sie in das Gebiet speculativer Spielerei und machen damit unserer Wissenschaft eine ihrer anziehendsten Aufgaben streitig. Soweit wir die Sprachgeschichte an der Hand beglaubigter Thatsachen verfolgen können, beruhen alle äusserlichen Mittel der Wort- und Formenbildung auf Agglutination, das heisst auf der Anfügung ursprünglich selbständiger Wörter. Dies **verallgemeinern** heisst nur: von der Gegenwart auf das Vergangene und von der bekannten jüngeren Vergangenheit auf die unbekannte ältere zurück||190||schliessen. Das und weiter nichts thut jene Theorie, die man die Agglutinationstheorie genannt hat. Zu weit würde sie nur dann gehen, wenn sie die Möglichkeit innerer Formungen neben jenen äusseren oder der Neuschöpfungen durch falsche Analyse verneinte. Man müsste die Analogie aus dem Organon der inductiven Wissenschaften streichen, man müsste annehmen, dass die Gesetze des Werdens ebenso wandelbar sind, wie die Erscheinungen, wenn man der Agglutinationstheorie den Vorwurf der Unbedachtsamkeit machen wollte. **Der Vorwurf beschränkter Unduldsamkeit würde sie aber treffen, wollte sie Alleinherrschaft beanspruchen und jene anderen Kräfte, die an der Wortformung Theil haben können, kurzweg verneinen.** – Über die von ALFRED LUDWIG entgegengestellte s. g. Adaptationstheorie möge man DELBRÜCK, Einleitung in das Sprachstudium, 2. Aufl., S. 66 flg. vergleichen.

Nicht die Etymologie dürfen wir verbieten, auch nicht jene tiefstgehende, die die Schleier der Urzeit lüften möchte: – das hiesse die Welt oder unsere Köpfe

verall-
gemeinern,
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

mit Brettern vernageln. Oder welche Frage ist interessanter: wie ein Wort oder eine Wortform vor so und sovielen tausend Jahren geklungen hat, – oder jene andere, wie der menschliche Geist dazu gekommen ist, seine Vorstellungen in die und die Lautformen zu kleiden?

Nicht das ist unsere Aufgabe, dem Streben des Forschers verbietende Schranken zu setzen, sondern ihm Wege zu weisen, – die Wege, auf denen die Sprachen selbst gewandelt sind, – und ihm die Abwege zu zeigen, die ihn irreleiten können, die Störungen, von denen die Sprachen auf dem Wege ihrer ||181|| Entwicklung bedroht werden. Denn die Methode ist hier wie überall durch die Natur des Gegenstandes bedingt. Sie verlangt es aber, dass wir den Ausnahmen, – jenen Störungen, – gleiche Aufmerksamkeit, darum viel mehr Raum widmen, als den mechanisch regelmässigen Vorgängen; denn diese sind verhältnissmässig einfach, jene sehr mannigfaltig und vielleicht bis in's Unendliche combinationsfähig. Wir werden finden: es ist mit den Einflüssen, die die Sprachen verändern, wie mit jenen Krankheitskeimen, von denen die jetzige Arzneykunde redet. Sie umgeben uns immer, mit jedem Athemzuge saugen wir sie ein. Aber die wenigsten fassen Wurzel. Und wenn wir im einzelnen Falle die eingetretene Veränderung erklären wollen, so genügt es nicht, die Art des Keimes festzustellen, sondern wir müssen auch fragen: Warum hat gerade dieser Keim, warum hat er gerade auf diesem Boden wuchern können? Sonst machen wir es uns zu leicht, haben für alle Fälle Erklärungen, für jeden Nothfall einen Unterschlupf bereit, wollen Alles beweisen und beweisen nichts.

mannich-
faltig
1891

so
genannten
1891

Anmerkung. Der Unterschied zwischen den sogenannten Junggrammatikern und ihren Gegnern beruht wohl zum grössten Theile im Verhalten jenen Störungen gegenüber. Keiner von beiden Theilen leugnet sie, aber wann und wie ihnen Rechnung zu tragen sei, ist streitig. Es sind das Interna; dem Draussenstehenden kommt es nicht zu, Partei zu ergreifen.

Zweites Hauptstück.

Die sprachgeschichtlichen Mächte.

§. 1.

Deutlichkeit und Bequemlichkeit.

Wir halten uns an die vereinzelte Sprache in dem Sinne, den wir vorhin festgestellt haben; wir denken an alle die Veränderungen, die sie erleiden kann aber auch an alles das, was sich in ihr unverändert erhalten mag, es sei im Lautwesen, im Sprachbaue oder im Wortschatze, es betreffe die äussere Erscheinung oder den geistigen Inhalt. Wir denken an Lautschwund, Euphonik, Analogie, System-

kann,
1891

System-
zwang
1891

zwang, und wie sonst die Begriffe heissen, mit denen die sprachgeschichtliche Forschung hantiert, und fragen: Woher dies Alles? auf welche letzten Ursachen und Kräfte lässt es sich zurückführen?

Regelmässig dient die Sprache dem Verkehre, das heisst zweien Parteien, zwischen denen sie vermitteln soll, dem Ich und dem Du. Darum ist sie von beiden Parteien abhängig: ich muss so reden, dass Du es verstehst, sonst verfehlt meine Rede ihren Zweck. Mit anderen Worten: Deine Sprache muss auch [||182||](#) die meine sein, ich muss annähernd so reden, wie Du zu reden und reden zu hören gewohnt bist. Diese Gewöhnung beruht auf Überlieferung, an diese Überlieferung sind wir beide gebunden.

Das Gewöhnliche ist immer auch bequem; je öfter wir etwas geübt haben, desto weniger empfinden wir die Kraftanstrengung. Aber vorhanden ist diese Anstrengung immer. Daher ist auch immer das Bestreben vorhanden, sie zu verringern, Kräfte zu sparen, es uns noch bequemer zu machen. Es ist leicht, dies in der Art, wie wir unsere Muttersprache handhaben, zu beobachten. Wir halten es damit, wie mit der [Kleidung](#), und erlauben uns nur gar zu gerne ein Négligé, wenn wir uns einbilden, dass es uns von Anderen erlaubt werde. Jetzt articuliren wir mangelhaft, nuscheln, murmeln, muffeln mit träger Mundbewegung. Jetzt wieder werfen wir ein paar abgerissene Worte hin statt eines rechtschaffenen Satzes: – in beiden Fällen ist es eine körperliche Kraftersparniss, die wir uns gönnen. Andere Male fallen wir unbedenklich aus der Construction oder ergehen uns in gedankenlos breitem Geplausche [|192|](#) und huldigen somit einer geistigen Trägheit. Sehen wir von jenen Ausnahmefällen ab, wo ein spielerischer oder künstlerischer Sinn sich in der Formung der Rede gefällt, so gilt für die Sprache der wirthschaftliche Grundsatz, dass der Zweck mit möglichst geringem Aufwande erreicht werden soll.

Kleidung
1891

Es ist nun wohl einzusehen, in welchen Richtungen die beiden Factoren wirken: der Zweck der Verständlichkeit und die Neigung zur Kraftersparniss.

Beide wirken zunächst erhaltend; denn das Überkommene pflegt gewohnt, darum zugleich für den Hörer verständlich und für den Redner verhältnissmässig bequem zu sein. Aber, wie gesagt, es ist darum noch nicht nothwendigerweise das Bequemste.

Immer neigt das Bequemlichkeitsbedürfniss, die Trägheit dahin, sich auch das Unerlässliche zu erlassen. Und das heisst soviel, wie durch Vernachlässigung zerstören; denn in der Sprache bleibt nur das erhalten, was gebraucht wird. Nun kann freilich der häufige Gebrauch zur Abnutzung führen. Alltägliche Redensarten werden undeutlich ausgesprochen, zur Hälfte verschluckt. Formwörter und Wortformen werden schwach betont, in ihrem Lautbestande geschädigt, endlich

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

wohl ganz unterdrückt. Was früher verschieden klang, klingt jetzt einerlei, und so wird die Sprache in ihrem Äusseren ärmlicher. Das wäre an sich eher ein Gewinn, als ein Fehler. Denn die Sprache ist ein Mittel, und unter den verschiedenen Mitteln, die zum Zwecke führen, ist in der Regel das einfachste das beste.

Es kann aber eine Zeit kommen, wo das vereinfachte Mittel nicht mehr seinem Zwecke genügt, – sei es, dass der Zweck höher gesteckt worden, sei es, dass die Vereinfachung in Verwüstung ausgeartet ist. Da greift dann der Verständigungszweck wie ein mahnender Gläubiger ein und fordert Ersatz für ||183|| das, was ihm verdorben worden ist. Wo der Unterjochte die Sprache des Überwinders annimmt, da mag er sie erst nach Herzenslust verstümmeln; für die bescheidenen Bedürfnisse des Verkehrs zwischen Zwingherren und Hörigen genügt eine armselige Sprache von der Art der Creolenjargons. So war dem Schoosse der lateinischen Sprache als wüster Bastard die *Lingua rustica* entsprossen, die nachmals einen grossen Theil Europas erobern sollte. Sie war dazu besser geeignet, als ihre formenreichere Mutter; denn sie war einfacher und darum bequemer. Eine Zeit wahrer Dürftigkeit muss sie aber schon |193| früher durchlebt haben: das Casuswesen war verkümmert, das Futurum, das Passivum und manches der schätzbarsten Hülfsörter **war** verloren gegangen, ehe es durch Neues ersetzt wurde. Und nun sollte die Bauernsprache in Italien, Gallien und auf der iberischen Halbinsel auf dem Boden einer neuen Gesittung, geweckt durch höhere **Aufgaben**, zu Gebilden erblühen, die an Pracht und Kraft mit der römischen Ahnin wetteifern dürfen. Denn im Punkte der Ausdrucksfähigkeit und Anschaulichkeit nehmen es die neuromanischen Sprachen mit den besten auf. Diese Vorzüge aber verdanken sie offenbar dem Deutlichkeitsbedürfnisse, das in den Trümmern der verfallenen alten Sprache ein trefflich gefügiges Baumaterial vorfinden mochte. Diesmal war der Fall acut, und die Sprachentwicklung vollzog sich nicht in der Vereinzelung, sondern unter dem Einflusse fremder Mächte. Das Beispiel zeigte aber, wie jenes Bedürfniss nicht nur nachbessernd, sondern sogar umschaffend, verjüngend wirken kann.

Eine andere seiner Wirkungen ist scheinbar mehr vorübergehend und doch nachhaltig genug. Wo es uns auf Deutlichkeit ankommt, da sprechen wir mit besonderer Anstrengung der Sprachorgane. Ist dann die Articulation normal, im Gegensatze zu der flüchtigeren, so weckt sie im Redenden wie im Hörenden die Erinnerung an das ursprüngliche Lautbild. Es kann aber auch geschehen, dass sie übertreibt oder aus Unkenntniss des **echten** Lautbildes fehlgeht. Solche Übertreibungen sind es **z. B.**, wenn Vocale zu Diphthongen zerdehnt oder Consonanten über Gebühr verschärft werden, *i* zu *ai*, *u* zu *au*, *d* zu *t* u. s. w., wie in der germanischen Lautentwicklung.

Aufgaben
1891

ächten
1891
z. B.
1891

II. §. 1. Deutlichkeit und Bequemlichkeit.

Ähnliches ist in allen Theilen der Sprache denkbar und nachweisbar. Das Bedürfniss nach Deutlichkeit und Anschaulichkeit, nach Eindringlichkeit der Rede thut sich nicht leicht genug. Einfache grammatische Beziehungen werden umschrieben, um recht scharf hervorzutreten, Casus werden durch Präpositionen, diese durch sinnverwandte Substantiva ersetzt, und was dessen mehr ist. Flüche, Schwüre, rhetorische Fragen treten an die Stelle einfacher Versicherungen; gedankenlos werden überschwängliche Prädicate gebraucht, und alles das kann Mode und somit Rechtsens werden.

Das Gleiche kann aber auch mit jenen Flüchtigkeiten geschehen, die sich die Bequemlichkeit gestattet, mit undeutlichen Articulationen, Ellipsen und syn-
||184|| taktischen Nachlässigkeiten aller Art. Wir müssen |194| immer daran denken, dass jede Neuerung in einer Sprache von Hause aus ein Fehler war. Ist aber ein Fehler geringfügig genug, um übersehen oder geduldet zu werden, so hat er schon den Process halb gewonnen. Und wird er von einer tonangebenden Persönlichkeit oder Classe begangen, so hat das zehnte Mal die Menge nicht den Muth, ihn zu missbilligen. Die eigenthümlich schnarrend näselnde Sprache, die man früher nur in preussischen Officierskreisen hörte, kommt immer mehr in Übung. Für das militärische Commando ist sie zweckmässig und bequem, weil weithin vernehmbar, und so erklärt es sich wohl, dass sie auf dem Exercierplatze in Aufnahme gekommen und von da zu einer Art Standessprache geworden ist. Die Officiere entstammen aber den höheren und höchsten Ständen und zählen überall zur ersten Gesellschaft. Innerhalb dieser bilden sie eine durch ihre Geschlossenheit mächtige Körperschaft, der anzugehören den Ehrgeiz reizt. Wer es kann, wird mindestens Reserveoffizier und kehrt dann auch im Civilleben die militärische Seite heraus. Dahin gehört auch der militärische Ton der Rede, den jetzt schon Leute nachäffen, die nie einen Degen getragen haben. Interessant ist es, dass man Ähnliches auch in Österreich beobachten kann.

Reserve-
offizier
1891

Oesterreich
1891

Hier sind wir nun eigentlich in einen neuen Gedankenkreis eingetreten; denn jene Ziererei beruht weder auf der Bequemlichkeit noch auf dem Streben nach Deutlichkeit, sondern auf dem eitelen Verlangen, für etwas zu gelten, was man nicht ist. Das aber heisst im vorliegenden Falle soviel als: die Gewohnheit eines fremden Standes annehmen, um zu thun, als gehörte man diesem an. Und eben diese Gewohnheit beruhte ursprünglich auf Bequemlichkeit und Deutlichkeit.

Nirgends versteht man es besser, Bequemlichkeit mit Schnelligkeit und Sicherheit zu verbinden, als in den grossen Mittelpunkten des geschäftlichen Verkehres. Die Menge der Aufgaben und Bedürfnisse drängt zu rascher und möglichst mühe-
loser Erledigung, und Einer lernt vom Anderen. So auch in der Sprache, die hier wie die landläufige Münze nicht nach der Schönheit und Reinheit des Gepräges,

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

sondern nach ihrem Gehalte und ihrer Gefährlichkeit geschätzt wird. Da schleift sich das Lautwesen ab, und die Phraseologie entwickelt sich zu ausdrucksvoller Knappheit. Wer die Sprachen nur vom archäologischen Gesichtspunkte aus betrachtet, dem mag dabei das Herz bluten: denn was ihm als Unart und Verderb gilt, das strömt von diesen grossen Centren aus in [195] immer weitere Kreise. Auch ist es wahr, viel Gutes und Schönes kann dabei verderben, zumal da, wo der Verkehr allzu vorwiegend kalt geschäftlich ist. Die Sprache wird dann wohl glatt, aber auch hart.

Nicht immer jedoch ist das Deutlichkeitsbedürfniss seinem Grunde und Zwecke nach geschäftlich: es kann auch gemüthlich und ästhetisch sein, und dann redet man wohl lieber von ausdrucksvoller, anschaulicher, eindringlicher [185] Sprache, als von deutlicher. Und doch ist es im Grunde immer die Deutlichkeit, auf die es dabei ankommt. Es fragt sich nur: Was soll angedeutet werden, was wird bedeutet? Auch jene Formen und Wendungen in der Rede dienen der Deutlichkeit, in denen der Redende seine Subjectivität äussert oder auf die Stimmung des Hörers einwirken will, jene Partikeln und Phrasen, die der Rede das Gepräge breiter Gemüthlichkeit, bedächtiger Überlegung oder heftiger Erregung verleihen, die Äusserungen der Bescheidenheit und Höflichkeit, Umschreibungen aller Art, Euphemismen und ihr Gegentheil, die der Sache besondere Merkmale abgewinnen, – man denke an die vielerlei Ausdrücke für sterben, betrunken sein u. s. w. Deutlich in diesem Sinne ist das Persönliche und Zarte nicht minder, als das Sachliche und Derbe.

Würzende Zuthaten, wie die eben erwähnten, machen natürlich die Rede umständlich und insofern lästig. Da geschieht es dann wohl, dass das Bequemlichkeitsbedürfniss Abhülfe schafft durch allerlei Kürzungen, die der sprachgeschichtlichen Untersuchung zu rathen geben.

§. 2.

Der Lautwandel.

Mit Recht misst die sprachgeschichtliche Forschung den Erscheinungen der organisch regelmässigen Lautveränderung geradezu fundamentalen Werth bei. Ihre Methode verlangt es, zuerst diese Erscheinungen festzustellen, also nur das zu vergleichen, dessen Verschiedenheiten ausschliesslich in der verschiedenen lautlichen Entwicklung derselben Urform beruhen. Es könnte scheinen, als bewegte sie sich damit im Kreise, machte sich einer *Petitio principii* schuldig. Es sollen gewisse Regeln ermittelt werden. Es wird zugegeben, dass diese Regeln nicht alle Erscheinungen der sprachgeschichtlichen Veränderungen erklären, dass also

II. §. 2. Der Lautwandel.

nicht alle Erscheinungen zur Induction gleich brauchbar sind: wie sind nun die brauchbaren von den unbrauchbaren zu unterscheiden, [196] ehe man die Regel kennt? Die Geschichte der Indogermanistik ist hier wie immer lehrreich, auch in ihren Um- und Irrwegen.

Zunächst verglich man unter Zugrundelegung des Sanskrit Alles, was sich in der Bedeutung glich und in den Lauten ähnelte: *pitr*, πατήρ, *pater*, Vater; *mātr*, μήτηρ, *mater*, Mutter; *pra*, πρὸ, *pro*, für; *asti*, ἐστὶ, *est*, ist, – aber auch *hṛd*, καρδία, *cor(d)*, Herz; *yakṛt*, ἥπαρ, *jecur*, Leber; *jihvā*, *lingua*, Zunge u. s. w., an deren Zusammengehörigkeit man später, da man es mit den Lauten genauer nahm, zweifeln lernte.

μητήρ,
1891 und 1901
u. s. w.
1891

Nun inducirte man: die Laute, die in solchen Fällen an der gleichen Stelle stehen, haben sich aus den nämlichen Urlauten entwickelt. So gelangte SCHLEICHER dazu, ursprachliches *k* in den Sanskritlauten *k*, *č*, *ç*, seltener *p*, noch seltener *h* [186] wiederzufinden. Es sind Regeln mit Ausnahmen, in denen allerdings manchmal neue Regeln erkannt, aber nicht schlechthin verlangt werden.

Dieser Zustand schien auf die Dauer unerträglich. Was sich mechanisch entwickelt, muss sich regelmässig, das heisst gleichmässig entwickeln. Was sich verschieden entwickelt hat, dessen Verschiedenheiten wollen gleichfalls erklärt sein; und der Erklärungsmöglichkeiten fanden sich mehrere.

a. Entweder die Ähnlichkeit war trügerisch, die zu Grunde liegenden Urwörter selbst waren verschieden, das griechische θεός z. B. war anderen Ursprunges als das sanskrit *deva*, das sanskrit *hṛd* hatte von Hause aus mit καρδία, *cor*, Herz nichts zu thun.

b. Oder es lagen schon in der Ursprache verschiedene Laute zu Grunde. So entdeckte man in dieser neben dem kurzen *ä* noch kurze *ě* und *ō*, von denen die europäischen Sprachen zeugten, ferner tönende *r*, *l*, *ṛ*, *ṝ* oder nach Anderen einen dumpfen Vocal, der diesen Liquidis voranging: *er*, *el*, *em*, *en*, und eine zweifache Gutturalreihe, aus denen sich scheinbare Unregelmässigkeiten erklärten.

c. Oder drittens: derselbe Laut der Ursprache musste sich unter verschiedenen Bedingungen, die es zu ermitteln galt, verschieden entwickeln. So hat das bekannte VERNER'sche Gesetz mit einem Schlage über eine scheinbare Wüstenei Licht und Ordnung verbreitet.

d. Oder viertens: Die Wörter oder Wortformen waren durch einen sehr natürlichen seelischen Vorgang aus ihrem ursprünglichen Verwandtschaftskreise in einen anderen hinübergezogen. Das ist der Fall der so genannten falschen Analogien, deren es wieder verschiedene Unterarten giebt. Das lateinische *lingua* verdankt seinen Anlaut dem sinnverwandten [197] *lingere*, lecken. Die Form „frug“ statt „fragte“ beruht auf der Analogie von „trug, schlug“; und im Sanskrit und

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

allein-
herrschenden
1901

in einem Theile der slavischen Sprachen haben ein paar der gebräuchlichsten Verben die Conjugation auf *-mi* zur **alleinherrschenden** gemacht.

e. Endlich, fünftens, konnten ja auch Entlehnungen von Sprache zu Sprache stattgefunden haben; und dann fragt es sich: auf welcher Stufe der Lautentwicklung in der entlehnenden Sprache? wieviel Zeit hatte der Fremdling, sich dem einheimischen Lautwesen anzupassen? Man denke an jene Wörter, wo lateinischem *c* ein deutsches *k* entspricht: *carcer* – Kerker, *cicer* – Kicher-Erbse, *cerasus* – Kirsche; ferner an die, wo lateinisches *p* noch als *p* erhalten oder schon in *pf* verwandelt ist: *palatium* – Palast – Pfalz.

Unter Vorbehalt aller dieser Möglichkeiten hat man nun den Satz aufgestellt: Die Lautgesetze sind unverbrüchlich; wo sie durchbrochen scheinen, da ist entweder die Störung nur scheinbar (a), oder sie beruht auf noch unerkannten Lautgesetzen (b, c), oder sie ist durch fremde, nicht lautmechanische Mächte verursacht (d, e).

Wäre dieser Satz so schroff, wie er dasteht, richtig, so gäbe es keine **[187]** schwankenden Articulationen, und dann wäre überhaupt nicht zu begreifen, wie sich die Laute verschieben konnten. Es sei an dem: alle Mundartsgenossen haben genau die gleiche Aussprache: wie kann sich dann diese ändern? Denn Einer muss doch mit der Änderung anfangen, ehe diese um sich greifen und zur Herrschaft gelangen kann. Schon der Satz ist bedenklich, dass der Einzelne unter gleichen Umständen dasselbe immer gleich aussprechen werde. Nehmen wir die Sache genau, auf die Gefahr hin, sylbenstecherisch zu scheinen.

etwas von
deren
Mundart
1891

Bin ich heute derselbe, der ich vor vierzig Jahren war? derselbe, der ich vor zwanzig, vor zwei Jahren, vor drei Wochen, gestern war? Derselbe wohl, aber nicht mehr dasselbe. Und auch ob meine Aussprache noch dieselbe ist, bleibt zweifelhaft. Ich brauche nicht erst an den Fall zu denken, dass ich ein paar Tage lang mit Leuten von einer anderen Mundart verkehrt und nun, wie es Vielen geht, unbewusst **von deren Aussprache etwas** angenommen habe. Jede pathologische Änderung in meinen Sprachorganen, ein Katarrh, das Abbrechen eines Stückchens Zahn, ja selbst eine allgemeine körperliche Ermüdung oder gemüthliche Erregung, ändert etwas an der Art meiner Lauterzeugung. Und ferner: was heisst gleiche Umstände? Wenn ich zu verschiedenen Personen, **[198]** wenn ich zu derselben Person aus verschiedenen Entfernungen, wenn ich das Gleiche jetzt aus freiem Antriebe, jetzt als Antwort auf eine Frage oder im Wortwechsel als Gegenbehauptung sage, so sind die Umstände verschieden. Endlich: Was heisst gleiche Aussprache? Gehört dazu bloss die Lautbildung oder auch der Ton und das Tempo? gehört zur Lautbildung nur die akustische Wirkung, oder auch die Art, wie diese durch Bewegungen der Sprach- und Athmungsorgane hervorge-

II. §. 2. Der Lautwandel.

bracht wird? Doch wohl dies Alles zusammen. Wo Sprachen laterale Laute bilden, da wird das Gehör nicht unterscheiden können, ob die Zunge sich nach links oder nach rechts bewegt hat. Wenn wir ein Pferd zum Galopp antreiben wollen, so schnalzen wir lateral, und das klingt genau wie der Lateralschnalzlaut der Hottentotten und Buschmänner. Diese aber erzeugen den Laut an den rechten Backenzähnen, wir in der Regel an den linken. Und wenn wir das in jenen Sprachen thun wollten, so würden die Eingeborenen uns tadeln. Als man einen gelehrten Araber fragte, ob sein laterales *s* nicht auch auf der linken Mundseite gebildet werden dürfte, antwortete er witzig: „Il n’y a pas d’exemple d’une telle gaucherie!“ Also nicht bloss die Ohren, sondern auch die Augen urtheilen über die Richtigkeit der Lauterzeugung. Erwägt man alles dies, so darf man fragen: Wann treffen die Voraussetzungen des Satzes von der gleichmässigen Aussprache ein? trifft der Satz überhaupt zu? Und dann macht ja nicht der Einzelne die Sprache, sondern die Gemeinschaft, und schon mein Bruder oder Dorfnachbar spricht nicht ganz genau so wie ich.

Wir mussten allen diesen Bedenken Rechnung tragen, um sie zu überwinden. Ich habe schon früher, S. 33, darauf hingewiesen, dass das Sprachge[188]fühl der Völker die Laute anders, weiter fasst, als die Lautphysiologie; es gestattet einen gewissen, grösseren oder geringeren Spielraum in der Lauterzeugung und in der Schallwirkung; erst wenn dieser überschritten wird, erhebt es Einspruch. Jeder Einzelne macht es naturgemäss annähernd so, wie er es von seinen Nächsten machen hört und sieht; seiner Laune und seiner Nachlässigkeit sind Schranken gesetzt: der Vogel flattert am Faden. Nun kann es wohl geschehen, dass allmählich innerhalb dieser Schranken gewisse Richtungen bevorzugt werden. Es handle sich z. B. um den Laut *a*. Der darf sich ein kleines Stückchen in der Richtung nach *ä* und ein ebenso kleines Stückchen nach *å* oder *ö* hin bewegen; das ideale *a* bildet den Mittelpunkt eines Kreises, der seine erlaubten Ausspracheweisen umschreibt. Innerhalb dieses [199] Kreises entscheidet sich der Gebrauch für die Richtung nach *å* hin. Damit verschiebt sich zunächst der Schwerpunkt; denn die anderen Richtungen werden seltener ausgemessen. Dann aber wird sich auch der Mittelpunkt verschieben, der Kreis sich in der Richtung nach *å* erweitern, in den Richtungen auf *ä* und *ö* verkleinern. Ob er dabei weiter oder enger wird, ist eine Sache für sich. Die Hauptsache aber, die Lautverschiebung, dürfte sich somit ziemlich einfach erklären, und nun wird man gestehen, dass der Name gar nicht treffender gewählt sein konnte.

Was entscheidet nun über Enge oder Weite jener Kreise? Zunächst natürlich die grössere oder geringere Empfindlichkeit des Lautgeföhles: dem Einen mag

ä [nicht
kursiv]
1891 und 1901

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

etwas noch richtig scheinen, was dem Anderen schon fehlerhaft klingt. Hierin werden nun auch ganze Nationen verschieden beanlagt oder durch das Schicksal verschieden erzogen sein. Von Sprachen, die die Tenues von den Mediis nicht unterscheiden und es erlauben, im gleichen Falle beliebig *k* oder *g*, *t* oder *d* zu sprechen, lesen wir so oft, dass wir doch kaum ein für allemale an der Lautauffassung der Schriftsteller zweifeln dürfen. Wo lebhafter Verkehr zwischen mundartlich verschiedenen Menschen stattfindet, da weiss man wohl die Mundarten voneinander zu unterscheiden, aber man ist gegen das Fremde duldsam, weil es kaum mehr ein Fremdes ist, macht es wohl unwillkürlich einmal selbst mit. In Deutschland herrschen, wenn ich recht beobachtet habe, die bilabiale und die labiodentale Ausspracheweise des *f* und *w* zonenweise, letztere wohl im ganzen Norden, erstere mehr auf alt-oberdeutschem Gebiete. Den wenigsten Deutschen fällt der Unterschied *auf*, wenn man aber im Holländischen und Schwedischen ein labiodentales *w* spricht, so wird man getadelt. Dafür mögen dort wieder andere Freiheiten gestattet sein.

Es ist allemal bedenklich, statistische Behauptungen aufzustellen, von Immer oder Nie, von Meistens oder Selten zu reden, so lange man nicht den statistischen Beweis führen kann. Und wie in unserem Falle die Dinge liegen, mag man nunmehr zweifeln, welcher Satz der richtigere sei: der, dass dasselbe Individuum unter den nämlichen Umständen dasselbe immer auf den Punkt gleich||189||mässig ausspreche, – oder jener, dass nur selten und durch Zufall Dasselbe mehrere Male ganz genau gleich articuliert werde, weil die Individuen, die Umstände und die Aussprache unzähligen winzigsten Wechseln unterliegen. Gesetzt aber, Letzteres träfe zu, so wäre damit noch keineswegs ausgesprochen, dass die ||200|| Lautentwicklung ganz regellos geschehen könne. Und umgekehrt: gesetzt, es liessen sich überall so scharf begrenzte und unverbrüchliche Lautgesetze *nachweisen*, wie sie auf indogermanischem Sprachgebiete theils schon entdeckt sind, theils noch gesucht werden: so wäre damit noch nicht die Behauptung widerlegt, dass überall die Articulation einen gewissen, wäre es auch einen noch so engen Spielraum gestattet.

Solange aber nicht für die Lautgeschichte der anderen Sprachfamilien Ähnliches geleistet ist, wie für die indogermanische zum Theile erst noch geleistet werden soll: solange mag ich den Satz von der Ausnahmslosigkeit nicht als Dogma, geschweige denn als bewiesenen Lehrsatz gelten lassen, sondern nur als ein methodologisches Prinzip, das besagt: „Denke, es wäre so; richte Deine Forschungen darnach ein; beruhige Dich nicht, ehe Du das Lautgesetz oder den Grund, warum es im einzelnen Falle durchbrochen scheint, entdeckt hast: dann gehst Du so sicher, wie es nach Lage der Sache möglich ist.“ *Das ist vor der Hand eine*

g [am
Zeilen-
ende]
1901

auf;
1891

nach
weisen,
[nach am
Zeilen-
ende]
1901

heilsame Fiction, im günstigsten Falle ein ansprechender Heischesatz. Will man Ernst mit ihm machen, ihn auf die Probe stellen, so fange man da an, wo die Quellen der Sprachgeschichte am Reichsten und verhältnissmässig Reinsten fließen, etwa bei den romanischen Sprachen. Vorläufig thut man besser, von einer oft bewährten Vorschrift, als von einem unumstösslichen, bewiesenen oder beweisbaren Lehrsatz zu reden. Und würde er für die indogermanischen Sprachen bewiesen, so wäre er es darum noch lange nicht für die übrigen.

In diesem Sinne, der wohl auch von vielen unserer fortgeschrittensten Indogermanisten gebilligt wird, darf der Grundsatz der neueren Indogermanistik auch anderwärts gelten. Gegen Überstürzungen wird er sich als Hemmschuh erweisen, der auf abschüssigen Bahnen vor Unfall behütet, auf ebenem Wege aber das Vorwärtskommen erschwert, auf ansteigendem es vereitelt. Dass Vater, Mutter, Bruder mit lateinisch *pater, mater, frater* gleichen Stammes sind, konnte man auch vor der Entdeckung des VERNER'schen Gesetzes verständigerweise nicht leugnen, mochte man auch den augenscheinlichen Unregelmässigkeiten in der Lautvertretung rathlos gegenüberstehen. Wer aber vor lauter Drang nach exacter Gewissheit vergisst, nach dem Wahrscheinlichen zu fragen, von dem gilt das Wort des Faust: „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn ...“ der verkümmert sich jenen Sinn für das bunte Leben, der keinem Historiker fehlen darf. Des Un erklärlichen wird immer genug bleiben, immer wird es vorkommen, dass uns die Lautgesetze einmal im Stiche lassen, ohne dass wir er||190||klären könnten, was sie durchbrochen hat. Italienisch und spanisch *gato*, Katze ist offenbar vom lateinischen *catus* nicht zu trennen; kein Lautgesetz aber erklärt den Wechsel von *k* in *g*, und schwerlich wird man nachweisen können, warum er gerade hier stattgefunden habe.* Im Germanischen trat *θ* (*þ*) an Stelle des indogermanischen *t*; im Hoch- und Niederdeutschen wurde daraus *d*; im Englischen aber spaltete sich der Fricativlaut in einen harten und einen weichen, und im Dänischen und Schwedischen entspricht ersterem *t*, letzterem *d*: Du denkst – *thou thinkest* – *du tänker*. Woher das?

Katze,
1891

Lautverschiebungen greifen nur allmählich um sich, nicht nur in örtlicher, sondern auch in sachlicher Hinsicht. Das Beispiel der hochdeutschen Mundarten ist hierfür lehrreich. Die Niederrheinländer und ihre Stammverwandten im siebenbürgischen Sachsen- und Burzenlande sagen noch: *et, dat, wat*, statt: es, das, was, haben aber im Übrigen das hochdeutsche *s* (*/s*) statt des auslautenden *t* angenommen. Das Wort „bloss“ weist noch das Allemannische in der älteren und niederdeutschen Form *blutt* auf (Vergl. KLUGE, Etymol. Wb. der D. Spr. v. bloss). „Zwerch“ = quere, und „Zwehle“ = Handtuch, sind erst im Neuhochdeutschen

*Vergl. MEYER-LÜBKE, Gramm. der roman. Spr. I. 353.

aus mittelhochdeutschen *twerch*, *dwerch*, *twehele*, *dwehele* entstanden. Der Wandel von *t* in *z*, die althochdeutsche Lautverschiebung, hat sich also hier nach Jahrhunderten, ein zweites Mal abgespielt. Im Japa|201|nischen lässt sich beobachten, wie seit einem Jahrtausende die Neigung, unbetonte mit *m* oder *n* anlautende Sylben in *u* zu verwandeln, immer neue Opfer fordert. H. OLDENBERG's Warnung, mit solchen Annahmen vorsichtig zu sein (Zeitschr. f. deutsche Philol. XXV, 116), ist allerdings beherzigenswerth. Jenes doppelte Schicksal des germanischen *th* und das *et*, *dat*, *wat* im Niederrheinischen scheinen doch eine mehr oder minder befriedigende lautgesetzliche Erklärung gefunden zu haben. Dass auch die anderen, von mir angeführten Ausnahmerscheinungen auf lautmechanischen Gründen beruhen mögen, kann ich nicht in Abrede stellen, so schwer ich es mir vorstellen kann. Doch das ist auch hier von geringerem Belange, als die grundsätzliche Frage: was überhaupt im Sprachleben möglich, was nothwendig oder unmöglich sei. Und so ganz schlechthin ist wohl nirgends die Möglichkeit zu verneinen, dass Lautverschiebungen an gewissen Stellen in's Stocken gerathen, anderwärts weiter gedungen seien, dass sie wohl auch nach langen Pausen wie atavistische Anlagen von Neuem zum Durchbruche kommen. Dass Lautgesetze nur gewisse Theile der Sprache ergreifen, andere unberührt lassen können, dafür bietet das Baskische gute Beispiele in Fülle. Dass sie nicht immer mit einem Schlage, sondern auch allmählich zur Herrschaft gelangen können, beweist z. B. lateinisch *quintus* für *quinctus*, während *junctus*, *punctum* u. s. w. erst im Italienischen das *c* eingebüsst haben: *giunto*, *punto*. Das ||191|| Italienische hat in gewissen Fällen auslautendes *s* in *i* verwandelt: *noi*, *voi*, *poi*, *sei* = *nos*, *vos*, *post*, *sex*. Gesetzt, eine ähnliche Neigung wäre schon in indogermanischer Urzeit vorhanden gewesen, so würden sich sanskrit *tē*, nom. pl. masc. des pron. demonstr. *sa*, *sā*, *tad*, und die lateinischen und griechischen Formen *equi*, ἵπποι neben sanskrit *açvās*, vielleicht auch – mit Hülfe des Reflexivpronomens – die Medialendungen des Sanskrit und Griechischen, sowie der sanskr. Imperativ *ēdhi* = sei, erklären. Doch das ist und bleibt voraussichtlich im günstigsten Falle eine Hypothese; – genug schon, wenn sie nicht allzukühn erscheint.

Kein Laut trägt in sich die Tendenz, sich nach einer bestimmten Richtung hin zu verschieben; jedem stehen, innerhalb des den Sprachorganen Möglichen, alle denkbaren Richtungen offen. Erinnern wir uns an das früher Gesagte. Jede, auch die geringste Veränderung in der Haltung oder Bewegung eines Theiles der Sprachorgane erzeugt ein neues Lautindividuum, und zwischen je zwei verschiedenen Lauten liegen unzählige Mittelstufen. Darum kann man kühnlich behaupten: jeder Laut kann im Laufe der Zeit, auf längerem oder kürzerem Wege, in jeden anderen Laut übergehen. Es ist nicht nöthig, vielleicht

ist wohl
nirgends
die Mög-
lichkeit
schlecht-
hin
1891

II. §. 2. Der Lautwandel.

nicht einmal möglich, dies bis in's Einzelste zu belegen. Nur einige allgemeinere Beobachtungen mögen hier Platz finden.

Je schwächer eine Sylbe oder ein Wort betont ist, desto mehr sind ihre Laute der Verflüchtigung und dem Schwunde ausgesetzt. Dies zeigt sich z. B. an den Sub- und Praefixen unserer Sprachen. Dagegen kann eine kräftige Betonung zu übertreibender Lautbildung führen: Vocale werden gedehnt, zu Diphthongen gedehnt, Consonanten verdoppelt, verhärtet, aspirirt u. s. w. Hier stehen wir auf der Schwelle der sogenannten Euphonik. Und fragen wir weiter: Wodurch wird die stärkere oder schwächere Betonung verursacht? so werden wir gar in's psychologische Gebiet hinübergewiesen.

Als Regel, wenn auch kaum als ausnahmslose Regel darf man annehmen, dass in der Lautverschiebung einer Sprache eine gewisse Folgerichtigkeit herrsche, dass also verwandte Laute auch verwandte Schicksale erfahren. Handelte es sich um die Schrift, so würde ich sagen: nicht sowohl die einzelnen Buchstaben, als vielmehr der gesammte Ductus verändere sich, werde spitziger oder runder, markiger oder dünner u. s. w. Was man hier Ductus nennt, das sind in der Rede alle jene Gewohnheiten, welche die Laut- und Tonbildung beherrschen: Lage und Bewegungsweise der Sprachorgane, Haltung der Lippen, der Zunge, des Gaumensegels, des Kehlkopfes, heftigere oder gelindere Thätigkeit der Athmungsorgane und was dessen mehr ist. Solche Gewohnheiten können sich im Wechsel der Geschlechter unvermerkt ändern, und diese Änderungen sind entscheidend für die Richtung der Lautverschiebung. Wir und zumal die Ungebildeten, die in solchen Dingen sehr empfindlich sind, ||192|| haben einen reichen Vorrath darauf abzielender Ausdrücke. Da heisst es, die Sprache klinge hart oder weich, träge oder hastig, dehnig oder polternd, schnarrend, schnärchelnd, gurgelnd, quäkend, näseld, lispelnd, zischend, muffelnd, – und jedes dieser Wörter enthält ein vielsagendes Signalement, ein Gesamtbild, dem so und so viele Einzelzüge entsprechen werden. Es mag nicht immer leicht sein, die Thatsachen einer Lautverschiebung auf einen solchen Generalnenner zurückzuführen; versucht musste es aber allemal werden. Wenn das Germanische die *Tenues* in *Aspiraten*, dann in *Fricative*, die nicht aspirirten *Mediae* in *Tenues*, die aspirirten in nicht aspirirte verwandelt hat: so muss dies unter der Herrschaft einer einheitlichen Tendenz geschehen sein.

So folgerecht haben sich nun allerdings die Dinge nicht überall gestaltet. Viele deutsche Dialekte haben das *g* im Munde vorwärts gerückt, zu *j* palatalisirt, das *k* aber auf seiner alten Stelle gelassen. Von den *Tenues* des Lateinischen hat im Altfranzösischen und in der Florentiner Mundart nur das *k* fricativen Wandel

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

(in χ) erlitten, während t und p unverändert geblieben sind. Im Madegassischen hat sich anlautendes k in h , p in f verwandelt, t dagegen (bis auf gewisse Ausnahmen) sich behauptet. Auch das gälte es zu erklären.

Seltene Laute und Lautverbindungen haben die Tendenz, ganz zu verschwinden und durch geläufigere ersetzt zu werden; denn das Ungewöhnliche wird unbequem. So setzt JOH. SCHMIDT (Pluralbildungen der indogerm. Neutra, S. 198–199), um deutsch *Leber*, armenisch *leard*, altpreussisch *lagno* mit sanskrit *yakṛt*, lat. *jecur*, griech. ἥπαρ, litauisch *jeknos* in Einklang zu bringen, ein ursprüngliches *ljék_ert* an und vermuthet auch für griechisch εἶβω, λείβω denselben seltenen Anlaut *lj*.

Doch noch weiter in die Tiefe sollte die Wissenschaft zu dringen streben. Warum hat der Lautwandel gerade hier, in dieser einen unter den vielen verschwi-
sterten Mundarten oder Sprachen diesen Weg eingeschlagen, warum gerade dort jenen, und dort wieder jenen dritten? Denken wir nur an die indogermanischen Sprachen, an die Schicksale ihrer Vocale, ihrer Gutturale, Palatale, Aspiraten und *s*-Laute: woher die verschiedenen Tendenzen bei den Ariern, den Griechen, den Italern, den Slaven? Klima, Lebensgewohnheiten, Berührung mit Nachbarstämmen, vielleicht Temperament und das eine oder andere Mal ein gewisses ästhetisches Gefühl (Mode), alles das wird mit bestimmend gewesen sein, – aber in welchem Masse und in welcher Richtung? Es scheint, nur eine ganz riesenhafte inductive Arbeit könne hier zum Ziele führen, jetzt mikroskopisch, die nächsten, kleinsten Mundarten untersuchend, jetzt wieder in der Weite, bei allen Sprachstämmen in allen Erdtheilen Umfrage haltend. Für eine Wissenschaft, die die Gesetze des Geschehens ergründen will, sind jene Generalnenner, sie seien noch so sauber ausgearbeitet, doch nur Vorstufen; vereinfachte Beschreibungen sind es, aber keine Erklärungen.

||193||

Zusatz.

Beispiele zur Lehre von der Articulation und der Lautverschiebung.

1. Samoanisch (G. PRATT, A Grammar and Dictionary of the **Samoan** language, 2^d ed. p. 1): „The Samoan alphabet proper consists of only fourteen letters: – *a, e, i, o, u; f, g (= ŋ, ng), l, m, n, p, s, t, v,* *K* is found only in *puke*, catch you! and its compound: *pukētā*!“ Hierzu bemerkt WHITMEE: „To a person now for the first time visiting Samoa this would appear to be incorrect. He would hear *k* used by most of the natives in their ordinary conversation in place of *t*. When I went

Samoan
1901

v
1891

to Samoa in 1863, I heard *k* used only on the island of Tutuila, and on the eastern portion of Upolu. Now it is used all over the group. It is difficult to say how this change commenced, but its spread has been noted, and every attempt has been made to arrest it, but without effect. Many of the people now seem unconscious of the difference. The more intelligent (even although they may fall into the careless habit of using *k* in conversation) use *t* quite correctly in reading and in public speaking. But the practice of transposing *k* and *t* in reading is rapidly [202] growing: e. g., in introduced words where *k* occurs, many read *t*. In the same way *n* and *g* (*ng*) are transposed.“

(Daselbst S. 2): „Many natives are exceedingly careless and incorrect in the pronunciation of consonants, and even exchange or transpose them without confusion, and almost unnoticed by their hearers; as *mānu* for *nāmu*, a scent; *lagoga* for *lagona*, to understand; *lava'au* for *vala'au*, to call; but they are very particular about the pronunciation of the vowels.“

pronunciation
1891 und 1901

pronunciation
1891 und 1901

2. Batta. (H. N. VAN DER TUUK, kurzer Abriss einer Batta'schen Formenlehre im Toba-Dialekte S. 6 flg.) §. 25. „Durch ihre trillernde Bewegung verursachen *r* und *l* Tonversetzungen. I. Die Vocale zweier Sylben werden verwechselt: *lote* = *leto*, *biruran* = *buriran*. II. Die Anlaute von aufeinanderfolgenden Sylben wechseln ihre Stelle: *laba* = *bala*, *derém* = *redém*, *talgáng* = *tanggál*. III. Der Triller ist bald Anlaut, bald Auslaut: ... *alpís* = *lapís*. §. 27. I. (Solche Metathesen werden auch im Baskischen beobachtet. W. J. VAN EYS, *Grammaire comparée des dialectes basques*, p. 21.). Die vorletzte Sylbe, wenn sie betont ist, wird oft durch *s*, *r*, oder *l* geschlossen, mit Verdrängung eines anderen Schlussconsonanten: *hurtut* neben *huttut*, *listun* neben *littun*, *orgos* neben *ogos*. §. 28. I. In der vorletzten Sylbe, wenn sie unbetont ist, und also die letzte den Ton hat, können alle Vocale stehen: *gumír*, *gamír* und *gomír* nebeneinander, ebenso *depé*, *dopé*, *dapé*, oder *biltáng*, *boltáng*.“ – Der Verfasser führt noch eine Menge anderer Lautvertauschungen an, z. B. *hurbit* = *surbit*, *nop* = *nok*, *teptep* = *tektek*, *lusup* = *lusut*. Ähnliche Erscheinungen finden sich auch in anderen malaischen Sprachen, ohne dass immer einer Dialektmischung auf die Spur zu kommen wäre. Jedenfalls zeugen sie von stumpfem Articulationsgefühle. Vergl. noch A. HARDELAND, Versuch einer Grammatik der [194] Dajackschen Sprache S. 57 fl. J. J. DE HOLLANDER, Handleiding tot de Beoefening der Maleische Taal- en Letterkunde, 3de druk, §. 10.

–
1891

3. Australische Sprachen. (C. G. TEICHELMANN u. C. W. SCHÜRMANN, *Outlines of a Grammar, Vocabulary, and Phraseology of the Aborig. Language of South Australia*, spoken by the Natives in and for some Distance around Adelaide. pg. 3:) „... a few letters which are frequently changed or omitted, even amongst one and the same tribe: ... *B* is confounded with *p*; *d* with *t*; and *g* with *k*“ u. s. w.

de
1901

– Ähnliches sagt W. RIDLEY (*Kámilarói, and other Australian Languages*, 2^d ed. pg. 5) von anderen australischen Sprachen.

4. Amerikanische Sprachen. Auch hier wird der willkürliche [203] Wechsel zwischen Tenuis und Media vieler Orten bezeugt. So vom Pima (*Grammar of the Pima or Névome, a Language of Sonora ...* ed. by B. Smith, pg. 9). A. S. GAT-SCHET, gewiss ein zuverlässiger Beobachter, versichert (*Phonetics of the Kayowē Language: American Antiquarian IV*, 283–284): Speaking of the languages that came to my notice, I can state that an Indian pronounces almost every word of his tongue in six, ten or twelve different ways ... A few examples taken from Káyowē ... will illustrate this curious feature better than any grammatic rules can; it appears from them, that interchange exists, for no apparent cause, between the gutturals *k, g, gg, χ, k* and the spirant *h*; between the dentals *t, d, nd, md* ...; between the labials *p, b, f, mb*. Among the vowels alternation is observed between *a, ä, o, u*, and their long sounds; between *e, i, ä*, and their long sounds; also between the nasalized and the non-nasalized, and between the clear and dumb-sounding vowels. – Ähnliches bezeugt er von der Klamath-Sprache (*The Klamath Indians of Southwestern Oregon. Contrib. to N. Amer. Ethnol. Vol. II, I, p. 223–227*). Im Hidatsa wechselt *d* mit *n, r* und *l* (W. MATHEWS, *Ethnography and Philology of the Hidatsa Indians*, pg. 89). Im Zapotekischen findet gleichfalls Wechsel der Tenuis und Mediae und mancher Vocale statt (J. DE CORDOVA, *Arte del idioma Zapoteco. Morelia 1886*, p. 73. Autor anónimo, *Gram. de la l. Zap.*, Mexico 1887, p. 15–16). Im Anti oder Campa (*Arte de la l. de los Indios A. o. C.*, Paris 1890, p. 15). Im Bakairí (K. VON DEN STEINEN, *die Bakairí-Sprache, Leipzig 1892, S. 254*). Vom Chilenischen sagt HAVESTADT (*Chilidugu I*, pg. 8): „Sumit sibi lingua Chilensis licentiam usurpandi unam literam pro alia; idque ... 3tiò: quia aucupantur verborum concinnitatem, orationis cultum, famamque eloquentiae: vel etiam ad cuiusvis arbitrium ac libitum. Hinc sunt synonyma: *huif, huiv, huib*, ordo; *chollob, chollof, chollov*, tegula; ... *ruca, duca, suca*, domus; *huera, hueda, huesa*, malus, a, um; *carù, cadù, casù*, viridis, crudus ...“ Dem Verfasser darf man zutrauen, dass, wenn dies örtlich mundartliche Verschiedenheiten wären, er dies hervorgehoben haben würde.

Folgenden Einwand könnte man erheben: Die meisten Gewährsmänner waren [195] nicht zu wissenschaftlicher Lautbeobachtung geschult; sie beurtheilten die fremden Laute nach denen ihrer Muttersprache, und Zwischenstufen zwischen diesen schienen ihnen bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zu neigen. Darauf ist zu entgegnen, dass mindestens ein Theil jener Männer lange genug unter den Eingeborenen gelebt, um ihr Ohr an die fremde Sprache so zu gewöhnen, wie es vordem an die Muttersprache gewöhnt gewesen. Dieser, oder richtiger

non –
nasalized,
1901
dear
1901

II. §. 2. Der Lautwandel. Zusatz.

ihrer mehrsprachigen Schulung, verdankten sie eben das feinere Gehör, das sie jene unsicheren, schwankenden Articulationen empfinden liess.

Übrigens brauchen wir vielleicht gar nicht in der Ferne zu suchen; auch die indogermanischen Lautgesetze weisen noch ein langes Schuldconto auf, wenn auch jährlich einzelne Posten davon getilgt werden. Wenn es wahr ist, dass unsere germanischen Sprachen zuweilen An- und Auslaut der Wortstämme vertauschen, so leisten sie selber in unsicherer Articulation das Möglichste. Anscheinende hierher gehörige Doubletten sind: Pott – Topf, Ziege – Gais (*ha-edus*); Zicke – Kitze = junge Ziege; kitzeln = englisch *to tickle*; vielleicht Pfote – Dope, Tape; Kahn – Nachen, Hübel – Bühel. Räthselhafte Lautverschiebungen zeigen z. B. finster, althochdeutsch *finstar*, neben *dinstar*, mhd. *dinster*, die auf einen alten Anlaut *th* deuten. Auch sonst erscheint im Germanischen zuweilen *f* neben *th*, z. B. fliehen, got. *thliuhan*; flehen, got. *gathlaihan*, Feimen neben *Dimmen*, *Diemen*. Unerklärt ist wohl auch sollen, neben Schuld, gotisch *skulan*. Althochdeutsch *pfrimma*, neben *brimma* = Ginster; flach neben Blachfeld; pflücken, neben schweizerischem blueken, deuten auf einen Wechsel von *p* und *b*. In heikel neben ekel und heischen neben ahd. *eiskôn* scheint unorganisches anlautendes *h* vorzuliegen. Italienisch *nespola* ist wohl nicht von lat. *mespilum*, pl. *mespila* zu trennen. Warum aber ist dort das *m* durch *n* ersetzt? Keck und queck (erquicken, engl. *quick*), kommen, kam, bequem, engl. *to come*, *came*, holländisch *komen*, *kwam*, ah. *chuman*, *queman*, got. *qiman*, *kirr* neben altnord. *kvirr*, got. *qairrus*, umgekehrt: Quelle, neben altnord. *kelda* dürften gleichfalls vereinzelt dastehen und kaum auf ein Gesetz zurückzuführen sein. Sonst bleibt *qu* entweder unverändert, oder wechselt mit *tw*, *zw*. In anderen Fällen ist es freilich um so bewunderungswürdiger, wie folgerichtig bei uns der Lautwandel vor sich gegangen ist; und so darf man vielleicht auch hier nicht daran verzweifeln, dass sich dereinst das unerklärlich Scheinende doch noch aufhellen werde.

Unregelmässiger Wandel zwischen Tenuis und Media findet sich auch im Lateinischen. Anscheinende Lehnwörter wie *buxus*: πύξος, gubernare: κυβερνᾶν wollen vielleicht weniger besagen: Die griechischen Tenues mögen weniger hart gewesen sein, als die lateinischen. Kaum erklärbar aber dürften Erscheinungen sein, wie *viginti* neben *vicesimus*, *septingenti* neben *ducenti* und *gloria*, das man vom sanskrit *gravasyam* nicht wohl trennen kann.

||196||

Ferner zählt man im Lateinischen etwa ein Dutzend Fälle, wo *l* der allgemeinen Regel entgegen *d* vertritt: *lacrima* – δάκρυ, *olere* neben *odor* u. s. w. – Auch die

ahd.
1901
pl.
1901

to come,
1901

aspirierten Tenues in manchen Sanskritwörtern, z. B. in der Wurzel *sthā* = stehen, scheinen der lautgesetzlichen Erklärung noch zu spotten. Und woher das *h* aspiré im französisch *haut* = *altus*, *huit* = *octo*? Dem Sanskrit giebt man in ein paar Fällen schwer erklärlichem Abfall anlautender Dentale Schuld: *açru*, Thräne, ist von griechisch *δάκρυ*, gotisch *tagr* u. s. w. nicht wohl zu trennen. Aber auch *ahan*, *ahas*, *ahar*, Tag, soll mit gotisch *dags* verwandt sein.

Mechanische Mächte, die nur an ganz vereinzeltten Punkten zum Durchbruch kommen, sind vielleicht nie voll zu erweisen, aber auch nicht wegzustreiten. Lehrreich ist es jedenfalls zu sehen, mit welch ausdauerndem Fleisse und geschultem Scharfsinne die Indogermanisten diesem dornenvollsten Theile ihrer Aufgabe zu Leibe gehen, und wie glänzend oft ihre Mühe gelohnt wird. Ihr Glaube, dass in unserer Sprachfamilie und, füge ich hinzu, noch in mancher anderen, der Lautwandel durchweg in völlig gesetzmässiger Weise vor sich gegangen sei, scheint sich von Jahr zu Jahr mehr bewahrheiten zu wollen.

Anmerkung. Der Güte H. OLDENBERG's verdanke ich folgende Literaturnachweise: Sollen – skulan, v. FIRLINGER, Kuhn's Ztschr. XXVII, 190 flg. C und g im Lateinischen, THURNEYSEN, ebenda XXVI, 309 flg. *Açru* – *δάκρυ*, BRUGMANN, Grundriss der vergl. Gramm. der indogerm. Sprachen II. 303. An Erklärungsversuchen fehlt es nicht, aber auch nicht an Streit über sie; und auch dieser ist lehrreich für die Draussenstehenden. Adhuc sub iudice lis est; solange es noch auf indogermanischem Gebiete Streit über die Gegeninstanzen giebt, ist auch dort der Prozess nicht entschieden, viel weniger ein Präjudiz für die ganze übrige Sprachenwelt gewonnen.

§ 3. a.

Die Euphonik (Sandhi).

Die lautgeschichtliche Forschung muss nach möglichster Exactheit streben; das Ziel, unverbrüchliche Lautgesetze zu gewinnen, hat sie solange zu verfolgen, bis sie sich überzeugt, dass in der gegebenen Sprache solche Gesetze allein die Schicksale des Lautwesens nicht bestimmen haben können. Sie wird also zunächst annehmen, dass jeder Laut der Ursprache in jeder Tochtersprache immer die gleiche Wandelung erlitten habe, dass also, wo die Tochtersprachen unterscheiden, auch die Ursprache unterschieden haben müsse. In diesem Sinne mag sie vorerst ganz unvorgreiflich schematische Zeichen einführen: a^1 a^2 a^3 u. s. w. Der Zukunft bleibt es dann überlassen, den Sinn dieser Ziffern zu bestimmen. Vielleicht war die Articulation der Ursprache unsicher, – dann muss sich eben die Forschung insolvent erklären. Oder es lag doch von Hause aus ein wirklicher Unterschied vor; und da sind nun zwei Fälle möglich. Der Unterschied mochte in den Lauten an sich beruhen, es waren wirklich von Hause aus verschiedene Laute. So

haben die Indogermanisten neben dem *ǎ* der SCHLEICHER'schen Ursprache ein *ě* und ein *õ*, statt deren einfacher Gutturalreihe eine doppelte nachgewiesen. Oder der Unterschied war nicht durch die Beschaffenheit des Lautes selbst, sondern durch den Einfluss seiner Nachbarn bedingt, er war euphonischer Natur. – Von anderen störenden Mächten haben wir jetzt noch nicht zu reden.

Mit dem sogenannten Wohllaute ist früher von den Philologen viel Unfug getrieben worden. Man empfand es, wie angenehm die Dichtungen und Reden der Alten, ihre Lautfolge und Rhythmik, in's Ohr fielen, man hatte auch ganz recht, den Alten eine gleiche Empfindung zuzuschreiben, und nun missbrauchte man die Euphonik als ein bequemes Auskunftsmittel, um eine Menge scheinbarer Unregelmässigkeiten zu erklären: die Alten sollten ihrer Sprache ich weiss nicht welchen Zwang angethan haben, bloss damit sie hübsch klänge. So verlegte man den Sitz der Euphonik in das Ohr, statt in den Mund.

Das Wohllautsgefühl der Völker ist verschieden, sowohl nach dem [204] Grade der Empfindlichkeit, wie nach der Richtung, nach seinen Vorlieben und Abneigungen. Wo es aber vorhanden ist, da wird man ihm lieber schmeicheln, als es verletzen, und der Zwang, den es der Sprache auferlegt, kann für diese sogar heilsam werden. Im Chinesischen erscheint die Rhythmik als ein sehr wirksamer grammatischer Factor, Anmuth und Kraft, Kürze und Deutlichkeit in sich vereinigend. Kein Wunder also, dass man sie erstrebt; kein Wunder auch, dass sie sich als eine Sache der Gewohnheit oft ungewollt einstellt. Die Möglichkeit also, dass Wohllautszwecke auch die gewöhnliche, ungekünstelte Rede nachhaltig beeinflussen mögen, ist nicht zu leugnen. Nur das ist zu vermuthen, dass in weitaus den meisten Fällen nicht Zwecke, sondern Ursachen, nicht vorgestellte akustische Wirkungen, sondern mechanische Vorgänge in den Sprachorganen das erzeugen, was man Wohllaut nennt.

Und Wohllaut mag man es immerhin nennen. Jeder liebt es, seine Sprache fliegend und ohne merkliche Anstrengung geredet zu hören. Stockender Vortrag ermüdet, ungewohnte, heftige Bewegungen des Mundes lassen fratzenhaft. Was nun ungewohnt, was schwierig ist, das hängt eben von der lautlichen Beschaffenheit der Einzelsprache ab. Es giebt Sprachen, die die Organe in einer sehr vielseitigen Gymnastik üben; – die slavischen und die kaukasischen gehören dahin. Es giebt Sprachen, die gewisse Übungen, z. B. in den Gutturalen, stark bevorzugen, andere, z. B. in stärkeren Consonantenhäufungen, nicht veranlassen; das Gesagte gilt vom Arabischen, vom Ketschua und vielleicht, *mutatis mutandis*, von der Mehrzahl der Sprachen. Endlich giebt es Sprachen, die durch die Weichlichkeit und Armuth ihres Lautwesens der Trägheit der Sprachwerkzeuge unglaublichen Vorschub leisten, – so die polynesischen. Allen aber, den reichsten wie den ärm-

sten, werden gewisse Lautverbindungen geläufiger sein als andere, manche werden ihnen gänzlich fehlen; und was in der ||198|| Sprache selten vorkommt, das kommt gern vollends abhanden, eben weil es unbequem ist.

Offenbar nun hat in diesem Falle die Bequemlichkeit ihren Sitz in den Sprachorganen. Gewisse Laut- und Tonfolgen und Rhythmen sind diesen geläufig, andere nicht, und das eben ist nach der Eigenart der Sprachen verschieden.

Dass die Laute voneinander, dass sie durch den Wort- oder Satzaccent beeinflusst werden, ist wohl in den allermeisten Sprachen zu beobachten, vielleicht von vornherein in allen zu vermuthen. Nach Mass und Art dieser Beeinflussungen aber verhalten sich die verschiedenen Sprachen, selbst die einer einzelnen Familie sehr ungleich. Lautgesetze sind in der Regel örtlich und zeitlich beschränkt. Jene Gesetze aber, die der bequemeren Aussprache dienen, werden wohl ebenso oft, wo nicht öfter, erlaubende sein, wie befehlende. Wie weit reichen die Freiheiten? wo fangen die bindenden Vorschriften an? Und wenn wir auf diese Fragen die Antwort suchen: wie weit reichen unsre Quellen? Ich glaube, eben weit genug, um uns wieder einmal vor verführten Verallgemeinerungen zu warnen.

Wir fassen den Begriff der Euphonik sehr weit, sodass jeder Art gegenseitige Beeinflussung von Lauten oder Betonungen unter ihn fällt. An eigentlichen Wohllaut ist dabei am **wenigsten** zu denken, und man [205] hat sehr verständiger Weise den anspruchsvollen griechischen Namen durch den nüchternen indischen ersetzt; das Wort *sandhi* ist nachgerade Gemeingut der Sprachwissenschaft geworden.

Meist wirkt der Sandhi störend, verwischt das ursprüngliche Lautbild mehr oder weniger. Er kann aber auch, wie im Französischen, erhaltend wirken und Laute, die sonst geschwunden sind, ausnahmsweise wieder zur Geltung bringen („*il-s-on-t-eu, ils ont eu*“ u. dergl.). Und dann kann es weiter geschehen, dass solche Laute allmählich im Sprachgeföhle die Rolle rein euphonischer Einschiebsel annehmen und auch da angewandt werden, wo sie eigentlich nicht hingehörten. Das *ῥ ἐφελευστικόν* des Griechischen hat dies Schicksal gehabt, und das Sanskrit weist Ähnliches auf. In französischen Patois erscheint -s- (-z-) geradezu als Polsterlaut zwischen Aus- und Anlautsvocalen, natürlich nach Analogie des pluralischen -s-. – Ich will es versuchen, die hierher gehörigen Erscheinungen unter den **verschiedenen** möglichen Gesichtspunkten zu classificiren.

1. Richtung der Beeinflussung.

a) Das Frühere wirkt auf das Spätere. In den malaischen Sprachen, zumal im Batta und Madegassischen, ist dieser Hergang der gewöhnliche; aber auch anderwärts ist er zu beobachten. So wird in oberdeutschen Dialekten *s* nach *r* im Auslaute zu *sch*: Gieb mir'sch, erscht; ähnlich im Schwedischen: *först* = erst. Im

Wenigsten
1891

verschieden
1901

II. §. 3 a. Die Euphonik (Sandhi).

Sanskrit wird inlautendes *s* hinter *i*, *u*, *e*, *o*, *r* und *k* zu *ś*: masc. *tēśām*, fem. *tāsām* = deren, *nadiśu*, in den Flüssen, *dvēkśi*, du hassest. Solche Nach||199||wirkungen können sich weithin erstrecken. Im Sanskrit wird oft *n* nach vorausgehendem *r* oder *ś* lingual (*ṇ*), wenn nicht Dentale, Linguale oder Palatale dazwischen treten und die Nachwirkung aufheben: *brāhmaṇya*, den Brahmanen zugethan. Besonders wichtig ist das Gesetz der Vocalharmonie in den uralaltaischen Sprachen, vermöge dessen der Stammvocal die Vocale der Suffixe bestimmt: mandschu *ala-ha* = habe erzählt, aber *genehe* = bin gegangen, *toktoho* = habe geordnet. Verwandt, doch meines Wissens vereinzelt, ist im Arabischen die Regel, wonach die Objects- und Possessivsuffixe *-hu* = ihn, sein, *-humā* = sie zwei, ihrer beider, *-hum* = sie, ihr (plur. masc.) und *-hunna* = sie, ihr (plur. fem.) nach auslautendem *i*, *ī* und *ai* ihr *u* in *i* verwandeln: Nom. *nafsu-hu*, Acc. *nafsa-hu* = seine Seele, aber Genit. *nafsi-hi* = seiner Seele u. s. w.

nadiśū,
1891 und 1901

brahmaṇya,
1891

b) Das Spätere wirkt auf das Frühere, der Process ist vorgreifend. Dies bildet in den indogermanischen Sprachen die Regel: λείπω : ἐλείφθη. Wir sprechen: an- sehen, An-denken, aber am-binden, Ang-kunft. Die Sandhigesetze des Sanskrit beruhen zumeist auf der Anähnlichung des Vorhergehenden an das Folgende; die Epenthese des Zend, der Umlaut im Deutschen gehören gleichfalls hierher.

c) Früheres und Folgendes beeinflussen einander gegenseitig. Im Sanskrit wird *labh* + *ta* zu *labdha* = genommen, *mahat ṣakaṭam*, grosser Wagen, wird *mahaṣ ṣhakaṭam*. Anlaut und Auslaut dürfen nicht gleichzeitig aspirirt sein: *duh*, mel- kend, statt *dhuh*, lautet im nom. sing. *dhuk*, im gen. sing. *duhas*, aber im loc. plur. *dhukṣu*. Natürlich gehören auch die Vocalverschmelzungen hierher. Im Sanskrit wird *a* + *i* zu *ē*, *a* + *u* zu *ō*, im Griechischen *ε* + *ο* zu *ου*: γένεος : γένους. Im Japanischen und Kaffrischen wird umgekehrt *i* + *a* zu *e*.

2. Was übt den Einfluss, und was wird beeinflusst: Vocale, Consonanten oder Betonungen, der Anlaut auf den Auslaut oder umgekehrt? In gewissen chinesischen Dialekten, z. B. dem von Canton, wird bei labialem Anlaute der Auslauts-Labial in den entsprechenden Dental verwandelt: *fap* in *fat*, *fam* in *fan*, *pim* in *pin* u. s. w. Ich will die sich hier ergebenden Möglichkeiten nicht weiter durch Beispiele verfolgen und nur an die Fortschritte |206| erinnern, die die Indogermanistik gemacht hat, seit sie den Accenterscheinungen schärfere Aufmerksamkeit zuwendet. Das Gesetz, dass anlautende Media den Tiefton bewirkt oder nach ihrer Umwandlung in die Tenuis zurücklässt, herrscht im Chinesischen, im östlichen Dialekte des Tibetischen und im Thai (Siamesischen).

Betonungen?
1891

3. Geschieht die Beeinflussung innerhalb des einzelnen Wortes (innerer Sandhi), oder zwischen benachbarten Wörtern (äusserer Sandhi)? Es kann ge-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

schehen, dass der eine Allerhand zulässt, was der andere verbietet, oder dass der eine andere Lautwechsel fordert, als der andere. Im Sanskrit ist sogar der äussere Sandhi unduldsamer als der innere. Dieser duldet ein *s* zwischen zwei Vocalen: *asi*, du bist, *āsam*, ich war, oder er verwandelt es nach *i*, *e*, *u*, *o* in ||200||š: *viduṣī*, *viduṣas*, statt *vidusī*, *vidusas*. Im äusseren Sandhi dagegen wird *açvas asti* (= *equus est*) zu *açvo* *'sti*, *ravis iva* (wie die Sonne) zu *ravir iva*. Die Verbindung Tenuis + Nasal ist im Inneren des Wortstammes zulässig: *ratna* Edelstein, *ātman*, Seele, *āpnōmi*, ich erlange. Im äusseren Sandhi dagegen müssten die Tenuis durch die entsprechenden Mediae oder Nasale ersetzt werden: *t* durch *d* oder *n*, – *p* durch *b* oder *m*.

4. Was ist das Ergebniss: Anähnlichung, Entähnlichung, Verschmelzung, Platzwechsel (Metathesis) oder theilweise Tilgung, diese mit oder ohne Hinterlassung von Nachwirkungen (Ersatzdehnung, geschliffener Accent, Ab- oder Umlaut u. dgl.). Die Anähnlichung kann sowohl den Ort wie die Art der Lauterzeugung betreffen. Den Ort z. B. bei der Behandlung der auslautenden Nasale im Griechischen: ἐμ-πίπτειν, συγ-κοπή, statt ἐν-, συν-. Die Art, das heisst Angleichung zwischen Tenuis, Media, Nasal u. s. w. Lateinisch *scriptum* st. *scrib-*, griech. ἐλείφ-θην, st. λειπ-, sanskrit *vāg-bhiḥ* st. *vāk-*, *āsīn Madreṣu* st. *āsīt*. Beides combinirt, z. B. sanskrit *abhavaḥ jamtuḥ* statt *abhavat*. Zur Entähnlichung mag man wohl auch die Mittel zur Vermeidung des Hiatus, ephelektische Consonanten rechnen und jene Mediä, die z. B. das Griechische zwischen den Nasal und *r* oder *l* schiebt: ἀνδρός, ἄμβροτος.

5. Wie verhalten sich die Laute gegeneinander in Rücksicht auf ihre Wirkungskraft? Wenn das Sanskrit *çvaçura* statt *svaçura*, Schwäher, und *çaça* statt *çasa*, Hase aufweist, so hat dort der spätere Laut den früheren, hier der frühere den späteren, in beiden Fällen das *ç* das *s* nach sich umgestaltet. Also war nicht die Stellung, sondern die Qualität der Laute entscheidend, der palatale Zischlaut war kräftiger als der dentale.

Um nun wieder einmal den Unterschied zwischen einzelsprachlicher und sprachgeschichtlicher Auffassung zu zeigen, wähle ich ein Beispiel aus der Sanskrit-Grammatik. Diese lehrt, dass, wenn eine aspirirt auslautende Wurzel durch Sandhi die Aspiration im Auslaute verliert, letztere auf den Anlautskonsonanten, wenn dieser dessen fähig ist, zurückspringt: *budh*: *bodhāmi* ich bemerke, aber *bhotsye*, ich werde mir merken. Diese Regel ist so im Sinne der Einzelsprache ganz richtig; denn dem Sprachgeföhle des Inders wird die gewöhnliche Lautform *budh*, *bodh* als die normale, der aspirirte Anlaut als etwas Secundäres, Ausnahmsweises erscheinen, und zwar als ein Ersatz für die verlorene Aspiration im Auslaute. Spricht der Grammatiker dies aus, so erklärt er den Vorgang

'sti
1901

āsīt-
1901
abhavṇi
jamtuḥ
1901

Auslauts-
konsonanten,
1901

im Sinne des redenden Inders, das heisst im Sinne der Einzelsprache, und thut somit bloss seine Schuldigkeit. Nun kann aber die griechische Wurzel $\pi\upsilon\theta$ nur aus $\phi\upsilon\theta$, nicht aus $\beta\upsilon\theta$ entstanden sein. Die gemeinsame Wurzel ist mithin als *bhudh* anzusetzen; und in sprachgeschichtlicher Forschung wird die Regel lauten: Aspiration im An- und Auslaute zugleich duldet das Sanskrit nicht. Der Anlaut behält seine Aspiration nur dann, wenn der Auslaut dieselbe durch Sandhi ver||201||liert; sonst wird er in den entsprechenden nicht aspirirten Laut verwandelt. Dann muss aber der Historiker auch erklären, wie sich in dieser Hinsicht das Sprachgefühl geändert hat.

Eigentlich ist jederlei Sandhi ein Opfer, das die Deutlichkeit der Bequemlichkeit bringt. Nur freilich können die Bequemlichkeitsbedürfnisse sehr verschiedener Art sein. Der Eine will schnell zu Ende kommen, spart Sylben und Athem durch zungenbrecherische Consonantenhäufungen; der Andere lässt lieber die Lungen arbeiten, als die Lippen und die Zunge, und fühlt sich in einer vocalreichen Sprache behaglich. Das ist nun vorwiegend mechanisch, abhängig von physiologischer Gewöhnung, wenngleich Gemüthsanlagen dabei einigen Antheil haben mochten. Dem Seelenleben allein aber ist es zuzuschreiben, ob vorgreifend der frühere Laut dem späteren, – oder, einer Nachwirkung folgend, der spätere Laut dem früheren angeglichen wird. Nur in manchen Fällen dürften die Zu- und Abneigungen, oder richtiger die Bedingungen der leichten oder schwierigen Lautfolge, allgemeinherrschend sein. Tenuis und Media oder Media und Tenuis unmittelbar hintereinander befinden sich merkwürdigerweise zuweilen im Anlaute; so tibetisch *dpe-cha*, Buch, *dpyid*, Frühling, *bkur-ba*, ehren, *bkren-pa*, arm, *dkyil*, Mitte, *dkrigs-pa*, dunkel, *gtos*, Grösse, *dpral-ba*, Stirne; Karen: *Pgo*, Name eines Volksstammes. Da in dieser Sprache neben *pg* auch *bg* vorkommt, z. B. ein anderer Stammesname *Bgai* geschrieben wird, so ist anzunehmen, dass zwischen *pg* und *bg* ein genauer Unterschied besteht. Tenuis und Media oder Media und Tenuis derselben Organe hintereinander auszusprechen, z. B. *dt*, *td*, *kg* u. s. w., widerstrebt wohl den Sprachorganen aller Völker. Wo die Schriftsprache dergleichen aufweist, wie in den Wörtern Bettdecke, Strickgarn, Lobpreisung, da wird die flüchtige Aussprache die Sache vereinfachen: „Beddecke, Striggarn, Löpreisung“ oder umgekehrt: Bettecke, Strickarn, Lobreisung. Höchstens wird der eine der beiden unverträglichen Laute nur halb angedeutet, etwa wie in dem englischen Satz „He ha(d)to do ou(t)doors.“ – Dass der Nasal sich dem folgenden Consonanten organisch anähneln, ist wohl weit verbreitet, aber keineswegs allgemeingültig. So gut wir [207] sagen „nimmt, Amt“, so gut sagt ein Castilianer *blanco* mit deutlichem dentalen *n*.

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Es lohnte sich wohl, die Sandhigesetze der verschiedenen Sprachen systematisch zusammenzustellen, wie es SCHLEICHER in seiner Abhandlung über den Zetacismus in Betreff der Palatalisirungserscheinungen unternommen hat. Auffallende Übereinstimmungen in den entlegensten Gegenden würden sich dabei ergeben. Unorganischer Dental im Anlaute findet sich in deutschen Dialekten: derschlagen, derzählen, – **vereinzelt im Holländischen: *tachtig* = achtzig**; aber auch im Malaischen bei den persönlichen Fürwörtern: *dāku*, statt *āku*, ich, *dīya*, statt *īya*, er. Im Mafoor von Neuguinea ist dieses *d* so zu sagen Vertreter des **Spiritus lenis** im Falle und zur Vermeidung eines Hiatus: *ya-d-ān*, ich esse, statt *ya-ān*. **Anderwärts, z. B. im Fran||202||zösischen, hat die Abneigung gegen den Hiatus manchen, sonst verstummten Laut gerettet: *ils ont eu, aime-t-il* u. s. w.**

Euphonische Einschiesel sind, wo uns die Sprachgeschichte im Stiche lässt, immer besonders schwer zu beurtheilen: Sind es wirklich unorganische Zuthaten, oder hat sich in ihnen nicht etwa die ältere Lautform erhalten? Und wenn dies: wo und wie ist etymologisch abzuthun. Die baskische Sprache ist hierin, wie überhaupt in den Fragen der Lautgesetzlichkeit, besonders interessant. Vieles ist hier, zumal durch VAN EYS' Scharfsinn, aufgeheilt. Aber selbst dieser Forscher muthet manchmal der Euphonik Bedenkliches zu. Die Form *daukanerik* = das was er besitzt, enthält zunächst *dauka* = er besitzt, dann folgende erkennbare Elemente: das Relativsuffix, *-n* und das indefinite *-ik*. Dies würde die Form *daukanik* ergeben, an der das baskische Lautgesetz schwerlich Anstand nehmen dürfte. Der Verfasser der trefflichen *Grammaire comparée des dialectes basques* nimmt nun an, es sei das *-er-* aus euphonischen Gründen eingeschaltet (S. 40 das.). Ein euphonischer Grund lag aber kaum vor. Andere Male (z. B. S. 36) erklärt er die An- oder Abwesenheit solcher Einschiesel aus dem Bedürfnisse **verschiedene** Formen lautlich zu differenziren: das Pronomen demonstrativum *ar* bildet mit dem Activsuffixe *-k*: *ark*, dagegen mit dem Pluralsuffixe *-k*: *arek*; das *e* sei zum Zwecke der Unterscheidung eingefügt. Hier würde ich den Nachweis verlangen, dass nicht etwa *-ek* die ursprüngliche Form des Mehrheitssuffixes gewesen wäre.

Ein entschiedener Fortschritt der jüngeren Indogermanistik besteht darin, dass sie mit Sandhi-Erscheinungen der Ursprache rechnet. Allerdings sind die Rechnungen dadurch verwickelter geworden, und manche unbekannte Grösse findet darin Platz. Dafür dürfte aber auch jetzt manche anscheinende Unregelmässigkeit in der Lautentwicklung die einzig mögliche Erklärung gefunden haben. Französisch *hors* neben und statt *fors* soll aus *dehors* neben und statt *de-fors* ausgeschält sein; aber auch so steht es **vereinzelt da**. (MEYER-LÜBKE, *Gramm. der roman. Sprachen*, I, 511–512). Jene schwierige Doppelform *ŭς, σŭς* **rechnet man gleichfalls** dahin. Der Spiritus asper entspricht bekanntlich dem allgemei-

dāku
1891
dīya
1891
spiritus
1891

verschie-
dener
1901

rechne ich
1891

nen Lautgesetze. Woher nun das Sigma? An eine Entlehnung ist hier kaum zu denken, eher an die Nachwirkung eines Sandhi, wornach in vorgeschichtlicher Zeit das anlautende *s* unter gewissen Umständen rein ausgesprochen, nicht zu *h* verflüchtigt wurde. **Schwerer wird man sagen können, warum gerade dies eine Wort dem sauberen Lautgesetze entgegen die Doppelform bewahrt hat, warum nicht auch die vielen anderen, die wir nur mit dem Anlaute *h* kennen. Ein solches Asyl für bedrängte Lautgesetze ist fast zu bequem und geräumig. Ein anderes, beseres** Beispiel liefert das Pronomen der ersten Person Pluralis in vielen deutschen Mundarten: *mir, m'r*, statt *wir*. Das *w* wurde durch Anähnlichung an das *n*, älter *m*, der Conjugationsform in Verbindungen wie „wollen ||203|| *wir, woll' m'r*“ zu *m*, und schliesslich gewöhnte man sich so an diese Form, dass man sie zur allein herrschenden machte, die ursprüngliche darüber vergass; nach der Analogie von „wollen *mir*“ sagte und sagt man nun auch: „*mir* wollen“. **So können Sandhigesetze, jetzt erhaltend, jetzt entstehend, auch über ihr ursprüngliches Geltungsbereich hinaus- und nachwirken, – eine unheimlich störende Macht, mit der die Lautgeschichte wohl rechnen, die sie in ihren Nöthen wohl anrufen, deren Walten sie aber nur in vereinzelt Fällen mit Sicherheit kontrolliren kann.**

gutes
1891

Wie sehr Sandhi-Erscheinungen die Lautbilder der Wörter verändern, ja verfälschen können, das ist leicht zu erproben, wenn man eine fremde Sprache durch blossen mündlichen Verkehr erlernt. Im Französischen hört man den Plural von *oeil*: *yeux* fast nie ohne vorausgehendes weiches *s*: *les yeux, ses yeux, beaux yeux* u. s. w. An der Singularform hat *yeux* so gut wie keinen Rückhalt, und so mag man sich lange Zeit mit dem Wahne begnügen, der Plural von *oeil* laute *zieux*. Ich müsste sehr [208] irren, wenn ich dieser Form nicht auch in Schreiben ungebildeter Franzosen und in dialektischen Aufzeichnungen begegnet bin. Dass Ortsnamen in ihren Anlauten durch Rester von Präpositionen Zuwachs erfahren haben, ist zumal im Neugriechischen oft nachzuweisen. Der germanische Auslaut der zweiten Person Singularis *st* (dem Gotischen noch fremd) verdankt seinen Ursprung dem oft nachfolgenden persönlichen Fürworte: mittelhochdeutsch: *bistu*, altschwedisch *ästu*.

Zum Glück ist dafür gesorgt, dass der Sandhi nur ausnahmsweise zu solchen dauernden Entstellungen der Wörter führt. Es wird immer zu den Ausnahmen gehören, dass ein Wort vorzugsweise oft im gleichen Sandhi erscheint, ohne dass fort und fort die Etymologie an seine richtige Form erinnerte. Denn gerade von diesem Punkte aus übt das Deutlichkeitsbedürfniss über das allzu schlaffe Gebahren des Bequemlichkeitstriebes eine Art zügelnder Oberaufsicht. Spreche ich „ambinden, eingekehren“, so sage ich wieder andere Male: „ich binde an, kehre ein“, und werde so an die ursprüngliche Lautform erinnert. Und dann treibt mich wohl

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

andere Male mein etymologisches Gewissen, auch in der Zusammensetzung den reinen Dentalnasal zu sprechen. Wo das etymologische Bewusstsein mangelt, da hat das Sandhiwesen freien Lauf, und dann kann es umgekehrt die Etymologie auf Abwege leiten, z. B. Erreichniss, von erreichen, statt Ereignis, von ereignen, das seinerseits das ältere eräugnen ersetzt hat. Dagegen kann man auch bei Ungebildeten beobachten, dass sie z. B. die letzten vier Buchstaben des Wortes „Abart“ anders aussprechen, als „Bart“, indem sie hinter dem *b* eine deutliche Sylbentrennung eintreten lassen.

Noch ein Anderes mag den Verwüstungen der Euphonik entgegenwirken: das gelegentliche Stocken in der Rede, das den „äusseren Sandhi“ und manchmal auch den inneren unterbricht. Ich möchte wissen, wie sich ein sanskrit ||204|| redender Inder benommen hat, wenn er sich z. B. besann, ob sein nächstes Wort nach einem auslautenden nicht nasalen Consonanten *bālah*, Knabe, oder *putrah*, Sohn, sein sollte; denn in beiden Fällen verlangte der Sandhi ganz verschiedene Vorkehrungen. In solchen Augenblicken und bei gelegentlichen einwortigen Antworten und Ausrufen wird man doch daran erinnert, dass das einzelne Wort eine gewisse Selbständigkeit hat.

Offenbar ist die lautgeschichtliche Forschung den Sandhi-Erscheinungen und ihren Nachwirkungen gegenüber besonders übel dran. Die Gesetze, oder richtiger Tendenzen, mit denen sie es hier zu thun hat, können gebietend, schlechthin bindend, – sie werden aber auch oft nur erlaubend sein, das heisst, erklären, dass neben der sorgfältigeren Aussprache die nachlässigere als gleich richtig gilt. Wo sie sich aber dazu verstehen muss, da erkennt sie schon eine unsichere Articulation an, und da wird sie von unverbrüchlichen Lautgesetzen nur noch in sehr uneigentlichem Sinne reden können. Denn ein Gesetz, das gestattet, es so oder auch anders zu machen, pflegt wenigstens von den Juristen nicht ein unverbrüchliches genannt zu werden.

Man sieht leicht ein, dass das Sprachgefühl über den unverfälschten Lautbestand der einzelnen Satz- und Worttheile um so eifersüchtiger wacht, je lebhafter ihm deren Sonderbedeutung gegenwärtig ist. Isolirende Sprachen und solche, deren lose Agglutination der Isolirung noch nahe steht, werden also dem Sandhi wenig Spielraum gestatten. Allein der Bequemlichkeitstrieb, mag er auch sonst meist verhalten bleiben, ist immer vorhanden und wird bei besonders flüchtiger Rede, z. B. in allgeläufigen Formeln, zum Durchbruch kommen. Hier äussert sich das, was wir später, im IV. Buche, als innere Articulation verstehen werden. Wo sich Gehör und Verständniss mit einem verflüchtigten Lautbilde, mit der Skizze, statt des Gemäldes begnügen, da thut auch der Redner genug, wenn er nur annähernd den lautlichen Gesamteindruck hervorruft, und da hat der Sandhi freies Spiel.

II. §. 3 a. Die Euphonik (Sandhi).

Denn das ist allerdings anzunehmen, dass er ursprünglich, wo er überhaupt gestattet war, auch eben nur facultativen, nicht präceptiven Werth hatte, dass also der Sprechende beliebig die reine oder die getrübe Lautform anwenden durfte: adferre neben afferre, ein-geben neben eing-geben. Und hatten die Hörer anfangs, halb widerstrebend, zu Gunsten der flüchtigeren Form eine Art Rabatt bewilligt, so mochte ihnen später bei dem unverkümmerten Laute zu Muthe sein, als empfinden sie ausnahmsweise ein Aufmass: es trat im Sprachgeföhle eine Verschiebung ein, Regel und Ausnahme vertauschten die Rollen.

Aber zunächst war die Regel doch immer nur das Gewöhnlichere, die Ausnahmen waren daneben noch möglich. Auch das konnte sich ändern. Ein durch Übung versteinertes ästhetisches Gefühl konnte die flüssigere, flüchtigere Form geradezu verlangen, die reinere, härtere, wie einen Missklang verabscheuen. ||205|| Beim inneren Sandhi geschah das öfter, als beim äusseren; denn die mechanische Einheit des Wortes ist dichter, als die des Satzes, dessen Glieder mit Synonymen vertauscht, wohl auch, wo die Wortstellung Freiheiten gestattet, beliebig umgeordnet werden können. So ist es, um nur das nächstliegende Beispiel anzuführen, im Griechischen; und doch findet man auch hier dialektische Schreibungen wie τὸμ πρῶτον, τῶγ χρημάτων. Der Inder dagegen behandelte seinen ganzen Satz wie ein untrennbares Ganze, wie ein Conglutinat, wenn man den Ausdruck einmal gelten lassen will: er verlangte geradezu den äusseren Sandhi so gut wie den inneren und, seltsam genug, er war in jenem noch anspruchsvoller, als in diesem. Dass freilich der Volksmund nicht allemal leistete, was die Grammatik verlangte, lag in der Natur der Sache.

Anders sind natürlich die Fälle zu beurtheilen, wo der Sandhi ausnahmsweise eine geschwundene Lautform wieder an den Tag hebt, wie das *t* der 3. Person Singularis und Pluralis und das pluralische *s* im Französischen, das *d* von *ed*, im Italienischen, und das *s* im Acc. Plur. der Masculinstämme auf *a*, das *t* der dritten Person Plur. im Imperf. und Aorist Act. des Sanskrit: *açvāms tu = equos autem; āsant atra = erant ibi*. Hier hat der Sandhi nicht als Verderber, sondern als Retter gewaltet.

und, im
Italie-
nischen,
1901
autem:
1901

Wir haben somit das rein lautmechanische Gebiet früher verlassen, das psychologische früher betreten müssen, als zu erwarten stand. Alle nun weiterhin zu betrachtenden Mächte der Sprachgeschichte gehören dem Seelenleben an. Ihr Dasein, das heisst, die Möglichkeit ihres Eingreifens, können wir erweisen. Dass aber in einem gegebenen Falle die eine oder die andere von ihnen wirklich eingegriffen habe, ist nur hie und da, – dass sie habe eingreifen m ü s s e n, ist wahrscheinlich nie bis zur Unumstösslichkeit darzuthun. Nur das blinde Wirken physischer Kräfte gestattet sichere apriorische Berechnungen. Wo der Menschen-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

geist mit seinen Launen, wo die Gewalt der Individualität eingreift, da ist eben die Sprachgeschichte, so sie nicht auf jeden Erklärungsversuch verzichten will, auf's Umhertasten angewiesen, ob sie unter den vielen Möglichkeiten eine Wahrscheinlichkeit entdecke; da muss sich zum Scharfsinn jener Tact gesellen, der nur im Verkehre mit dem Leben, – mit den lebenden Sprachen, – zu erwerben ist.

§ 3 b.

Bevorzugung und Verwahrlosung in der Articulation.

Wir wollen uns an den Heischesatz halten, dass in einer Mundart Gleiches unter gleichen Umständen immer gleich ausgesprochen werde. Natürlich gehört zu jenen gleichen oder ungleichen Umständen auch das Mass des Nachdruckes, den die Seele und demzufolge das Sprachorgan des Redenden auf den Ausspruch oder auf einen Theil desselben legt: die Arbeit des Redenden und der Eindruck, ||206|| den der Hörende empfängt, sind verschieden, jenachdem etwas sorgsam und deutlich oder flüchtig ausgesprochen, jenachdem es schärfer oder gelinder betont wird. Wir haben auch gesehen, dass schwache, flüchtige Betonung den Lautverschleiß befördert. Inwieweit hierbei der Satzaccent eine Rolle spielt, pflegt aus schriftlichen Quellen nicht erkennbar zu sein. In dieser Hinsicht, wie in so vielen anderen, kann also die sprachgeschichtliche Forschung bei den lebenden Sprachen, die uns aus dem Munde der Eingeborenen ins Ohr klingen, mehr lernen, als bei den todtten.

Der flüchtige Vocal wird zu einer Art ϵ verdumpft. Es ist aber auch möglich, dass dies ϵ gewissen Wörtern von Rechtswegen zukommt, und dass es dann, wenn einmal das Wort stärker betont werden soll, willkürlich und missverständlich durch den einen oder den anderen –reineren Vocal ersetzt wird. Bei der Vergleichung der malaischen Sprachen spielt dieser Laut, das sogenannte Pepet, eine wichtige Rolle, erklärt offenbare Unregelmässigkeiten, soweit sie eben zu erklären sind.

Offenbar kann an und für sich jedes Wort und jeder Satz so scharf oder so flüchtig betont und articulirt werden, wie es die jeweilige Stimmung des Sprechenden mit sich bringt: man kann das sonst Gleichgültigste einmal sehr nachdrücklich, und das Wichtigste ganz leichthin sagen. Und eben, weil dies möglich ist, wird man in der Regel das scharfe, reine Lautbild auch dann nicht ganz vergessen, wenn man stattdessen im alltäglichen Gebrauche nur ein verwischtes erzeugt: der Berliner, der mit einem „Moajn“, der Thüringer, der mit „Schamster“ grüsst, weiss wohl, dass eigentlich „Guten Morgen“ und „Gehorsamster Diener“ gemeint ist. Es scheint aber auch möglich, wenschon schwer erklärbar, dass Wörter, die

II. §. 3 b. Bevorzugung und Verwahrlosung in der Articulation.

meist scharf betont werden, durch häufigen Gebrauch ungewöhnliche Verunstaltungen erfahren. Weit verbreitet ist die dialektische Form *n i s c h t* für „nichts“; der Lautwandel aber, der sich hier vollzogen hat, dürfte sonst beispiellos, also auf kein mechanisches Gesetz zurückzuführen sein.

Es kann aber auch anders kommen. Der Verkehr, zumal der eigentlich geschäftliche, kann in vereinzelt Fällen die verflüchtigte Lautform schlechthin zur richtigen stempeln, oder er kann, differenzierend, der flüchtigen andere Dienste zuweisen, als der deutlichen. So sind z. B. in hoch- und niederdeutschen und in manchen romanischen Dialekten flüchtige, pro- und enklitische Nebenformen der Personalpronomina weit verbreitet. Im Englischen und in deutschen Mundarten hat sich das Zahlwort „ein“, *one* lautlich vom unbestimmten Artikel „*n, ä, ä*“, englisch *a* geschieden. Gewaltiges hat in solchen Vermischungen der kirchliche Sprachgebrauch geleistet. So wurde im Englischen aus *presbyter*: *priest*, aus *ἐλεημοσύνη*: *alms*, sprich *āms*, aus *ἐπίσκοπος* im **Französischen**: *évêque*, im Dänischen und Schwedischen: *bisp*. Der Handelsverkehr hat den Joachimsthaler Silberling zum „Thaler“, zwei Krüge bairisch Bier zu „zwei Bairisch“, ||207|| im Englischen *genever* zu *gin*, Hochheimer zu *hock*, *cabriolet* zu *cab* verkürzt u. s. w. Das mochten anfangs launische, scherzhafte Verstümmelungen sein, aber warum wurden sie in den Sprachschatz aufgenommen? Mit jenen anderen, ersten Trümmern ist es aber doch ähnlich geschehen, wie mit den Kieseln im Strombette; je mehr sie dahingerollt wurden, desto mehr wurden sie abgeschliffen.

Das Ergebniss ist überall ein unregelmässiger Lautwandel, meist Lautschwund: und darauf kommt es hier an. Gewiss haben wir es auch hier mit Gesetzen zu thun; soweit diese aber lautmechanisch sind, müssen wir sie uns nicht als vorschreibend, sondern wieder als erlaubend denken. Und erlaubend im weiteren Sinne sind auch die einschlägigen psychologischen Gesetze: was Thatsache geworden ist, war nothwendig: aber die Nothwendigkeit beruhte auf uncontrollirbaren, nach Zeit und Umständen wechselnden seelischen Zuständen. Wenn die **Römer** *semisqui* zu *sesqui* und dann weiter *sesquiertius* zu *sestertius* verkürzten, so war ihnen dies durch die Lautgesetze ihrer Sprache nicht geboten, sondern nur gestattet, und wir begreifen, warum der eilige Sprachgebrauch des Marktes unter dem Erlaubten das Bequemste wählte. Wir begreifen überhaupt, wie gerade Verbindungen von und mit Zahlwörtern abnormen Verkürzungen ausgesetzt sein können, – aber eben, wir begreifen es nur insoweit, wie wir seelische Vorgänge begreifen können: als bedingte Nothwendigkeiten, und zwar als solche, deren Bedingungen sich unserer Beobachtung entziehen.

Fran-
zösischen:
1901

Männer
1901

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Ähnlich wird es mit Rufnamen sein, die sich im Hausgebrauche abnutzen. Manchmal mag das Gelall der Kinder sein Theil mitthun: die Eltern ahmen es, erst scherzend, bald gewohnheitsmässig im Ernste nach: Bob statt Robert; Pepe, Peppo statt Giuseppe. Aber sie selbst können sich auch aus eigenem Antriebe den stündlich gebrauchten Namen bequemer machen: Joseph zu (englisch) Joe, oberdeutsch Sepp, Ludwig zu Lude, Friederike oder Ulrike zu Rike. Verwandt sind Erscheinungen in Titel und Anreden. Dominus konnte zu Don, Monseigneur zu Monsieur werden und in letzterem, den sonstigen Lautgesetzen entgegen, das auslautende r spurlos verschwinden: M'ssieu Armand. Das spanische Pronomen Usted ist bekanntlich aus Vuestra merced = Euer Gnaden entstanden.

Man wird aber noch weiter gehen müssen. Bei Sprachen, deren Lautwesen einem raschen, zersetzenden Wandel unterlegen ist, wie z. B. beim Englischen und Französischen, darf man eine allgemeine Neigung zur Lautverflüchtigung erwarten, daher nicht erwarten, dass alle Lautverschiebungen und Lautverschleifungen nach eisernen Gesetzen in gleichem Schritt und Tritt vor sich gegangen seien. Da kennen wir wohl die herrschenden Mächte, können aber nicht allemal ergründen, warum sie hier gewirkt, dort versagt haben.

||208||

Die Sache ist jedoch noch unter einem anderen Gesichtspunkte wichtig. Und unter diesem, daher unter einem anderen Namen, werden wir ihr an einer späteren Stelle nochmals begegnen: als innerer Articulation.

|209|

§. 4.

Naturlaute, als Ausnahmen von den Lautgesetzen.

Die Sprachen haben Bestandtheile, die zäher als andere den Lautgesetzen widerstehen, und die, soweit ich sie übersehen kann, unter den gemeinsamen Begriff der Naturlaute fallen.

a) Wo die Natur uns selbst die Laute vorbildet, da ist es begreiflich, dass wir einfach nachahmen, so gut es unser Sprachorgan erlaubt, und so lange wir bloss nachahmen wollen. Das geht so lange, als die Laute noch dem Munde geläufig sind; erst wenn das Sprachorgan sich weigert Folge zu leisten, oder die Onomatopöie aus ihrer Ausnahmestellung in den Kreis der gemeinen Wörter getreten ist, unterliegen sie dem Wandel. Dies ist mit allen jenen Thiernamen geschehen, die noch jetzt die Spur vormaliger Lautnachahmung tragen, mit *gaus*, βοῦς, *bos*, Kuh, mit Gauch statt Kukuk und mit einer Menge ursprünglich onomatopoetischer Verba. Anders da, wo man sich der Lautnachahmung noch bewusst und

II. §. 5. Die Analogie.

ihrer fähig ist. Kikeriki, Kukur, piepen haben der deutschen Lautverschiebung widerstanden, weil die Natur selbst uns die Laute in's Ohr rief, so deutlich und mundgerecht, dass wir es ihr immer wieder nachmachen mussten. Wenn dies den Lautwandel nicht gänzlich verhindert, so kann es ihn doch verlangsamen oder gar fehlleiten; Gauch, Gickel und pfeifen sind Beispiele hierfür.

b) Auch jene ersten articulirten Äusserungen des Kindermundes sind Naturlaute, denen die Gesetze des Lautwandels nichts anhaben können. Die Zitze, englisch *teat*, heisst, den hochdeutschen Lautgesetzen entgegen, im Schwäbisch-Allemannischen Tüteli. Auch dieses *t* aber ist dem germanischen Lautgesetze zuwider: denn nach griechisch τίθη, italienisch *tetta*, spanisch *teto*, *teta* wäre urgermanisch und englisch *th*, hochdeutsch *d* zu erwarten; unser *z* in Zitze ist aber bekanntlich eine Weiterentwicklung von *t*. **Es ist aber ein Naturlaut, der z. B. auch in afrikanischen Sprachen öfter vorkommt: Bagirmi *dede*, Suaheli *titi*, Sena *didi*, Ngola *teta*; ebenso im Hebräischen *dad*, chaldäisch *tad*.** Man sieht, es kommt hier wie bei den Onomatopöien darauf an, ob und wann solche Wörter in den gemeinen Sprachschatz aufgenommen und so zu sagen in die Uniform gesteckt worden sind. Es ist damit ganz wie mit den Lehnwörtern, **und** gewissermassen sind sie ja auch solche.

nnd
1901

c) Auch bei eigentlichen Empfindungslauten kommt Ähnliches vor. Unser nachdenkliches Hm! gleicht dem lateinischen *hem* mehr, als es [210] nach den Gesetzen der Lautverschiebung sein dürfte. Der Franzose, dem ein reines *m* im [209] Auslaute zuwider ist, hat daraus *hein*, *heim* gemacht. In der Regel freilich dürfte bei Naturlauten dieser Art die Vergleichung ziemlich schwierig sein, weil die Laute meist sehr einfach, und ihre Bedeutungen oft sehr unbestimmt sind. Was kann nicht alles ein Oh! Ach! Ei! ausdrücken.

§. 5.

Die Analogie.

Darf ich nochmals auf das einzelsprachliche Problem zurückkommen, so formulire ich es jetzt so: Wie setzt das Sprachgefühl die Mittel zu den Zwecken in Beziehung? Concreter gesprochen: Warum wendet die Sprache gerade diesen Ausdruck für diesen Zweck an? Mit anderen Worten: Warum ist dieser Ausdruck zugleich sprach- und sachgemäss?

Nunmehr ist die Antwort fast schon mit der Frage gegeben: Weil die Sprache Ähnliches auf ähnliche Weise ausdrückt. Soweit sie das thut, – denn sie thut es bekanntlich nicht immer, – ist ihr Verfahren analog, herrscht in ihr das Gesetz der Analogie. Diese ist im Sprachleben der wichtigste Factor, für die Sprach-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

verzagend,
1901

wissenschaft einer der bedeutsamsten Begriffe, aber so beweglich, so vielseitig in ihren Anlässen wie in ihren Wirkungen, anscheinend so launenhaft hier eingreifend, dort **versagend**, dass die Wissenschaft mit ihr sehr vorsichtig umgehen muss. Als Werkzeug in der Hand des Forschers ist sie so gefährlich, dass sie gefährlich werden kann. Sie leitet uns, wenn wir unsere Muttersprache reden, meist richtig, zuweilen auch fehl. Und diese Fehler können Anklang finden, die falschen Analogien können rechtskräftig werden. Der Erste aber, der sie gemacht hat, richtiger: Der ihnen gefolgt ist, der soll uns Rede und Antwort stehen: Wie bist du darauf verfallen? Wir wissen nur nicht, wer und wie er war. Und jene, die es ihm zuerst nachgemacht haben, sollen uns sagen, warum ihnen das Neue lieber war, als das Überkommene. Könnten sie es sagen, handelte es sich nicht um ganz unbewusste Vorgänge, so wäre es noch immer zweifelhaft, ob die Antworten übereinstimmen würden, und ob nicht die scheinbar albernsten ebenso wahr wären, wie die einleuchtendsten. Nur würden vermuthlich diese letzteren die Stimmenmehrheit für sich haben. Allen aber wäre das gemeinsam, dass die Neuerung dem Sprachgeföhle jedes Einzelnen sympathisch, oder das Sprachgeföhle insoweit bereits im Einschlafen gewesen ist. Denn eigentlich hat es sich doch überrumpeln lassen, dass es das Gewohnte so leichten Kaufes preisgab. Man sollte nun meinen, dies wäre nur möglich, wenn erstens die Gewohnheit schwach, das heisst wenig geübt, und zweitens die Analogie ganz besonders verlockend ist. Letzteres darf man wohl überall als gewiss annehmen. Ersteres aber ist nicht immer der Fall. Wir werden im späteren Verlaufe dieser Untersuchungen sehen, wie auch das scheinbar Alltäglichsie ||210|| unversehens in einen fremden Analogiekreis hinüberschlüpfen kann. Vorsichtig muss man aber immer sein, ehe man eine Analogie, deren innere Wahrscheinlichkeit nicht einleuchtet, zur Erklärung herbeizieht. Um eine scheinbare Ausnahme von einem Lautgesetze zu bestätigen, genügt ein solcher Erklärungsversuch jedenfalls nicht.

obschon
1891

Wir haben gesehen: **obwohl** sich die Sprache regelmässig in Sätzen bewegt, und der Satz ihre erste wahrhaft organische Einheit darstellt, so haben wir doch oft genug Anlass, des Einzelwerthes der Wörter inne zu werden. In der That reicht unser Sprachgeföhle noch weiter: auch den Theilen der Wörter, ihren Stämmen und Formativen misst es besondere Bedeutungswerthe bei.

Sprach-
äusserungen.
1891

Alles Sprechen ist ein Aufbauen aus Stoffen und in Formen, die in unserem Geiste vorrätig sind. Dieser Vorrath enthält und bedingt alle Möglichkeiten unserer **Sprachäusserung**. Wir wissen, wie er zu Stande gekommen ist, wir brauchen nur daran zu denken, wie wir unsere Muttersprache erlernt haben. Von dem, was wir reden gehört, hat unser Gedächtniss immer mehr und mehr in sich aufgenommen; Wörter, Wort|211|verbindungen, wohl auch Sätze lernten wir nachsprechen.

II. §. 5. Die Analogie.

Bald aber vollzogen sich, uns unbewusst, in unserm Innern Vergleichen und Abstractionen: **das**, was im Verschiedenen das Gemeinsame war, schied sich aus, lagerte sich in unserm Geiste ab, theils als Stofftheile, die sich zum Aufbau der Rede zusammensetzen liessen, theils als Regeln, nach denen dieser Aufbau geschehen sollte. Damit wurde allmählich die Rede des Kindes ein freies Erzeugniss, an Stelle des Nachahmens trat ein Nachschaffen. Das Ergebniss mochte nicht immer richtig sein; in seiner Art regelmässig war es aber wohl immer, die Regeln wurden nur noch manchmal falsch angewandt. Das Kind sagte „gedenkt“, wie es gelernt hatte: „geschenkt, gelenkt“. Damit hatte es eine Regel am unrichtigen Orte angewandt, war durch die Analogie fehlgeleitet worden. Alle natürliche, das heisst ungekünstelte Handhabung der Sprache beruht theils auf unmittelbarer Erinnerung, theils auf jenen Analogien.

das
1891

Es schien rätlich, hieran nochmals zu erinnern. Als **der historische Indogermanist** anfang, den Analogien und ihrer Einwirkung auf die Umgestaltung der Sprachen eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, gab es viel Lärm und Streit. Die Einen klagten über eine verderbliche Neuerung, die Anderen jubelten wie über eine grossartige Entdeckung, und Beide hatten Unrecht. Es war keine Neuerung, auch keine Entdeckung; eher möchte ich sagen, man sei zur Besinnung gekommen, habe den einseitig mechanischen Anschauungen entsagt und endlich den seelischen Mächten ihr Recht gegeben.* Anders hatten es **||211||** wohl auch die nicht aufgefasst, die man Junggrammatiker nannte. Thatsächlich übten sie nur dasselbe, was uns Anderen, die wir wildfremde Sprachen vom rein einzelsprachlichen Gesichtspunkte aus durchforschen, längst geläufig war.

die
historische
Indogermanistik
1891

Es war eine Rückkehr, und doch ein Fortschritt, mochte auch manche Überstürzung dabei vorkommen, die scharfen Widerspruch erfuhr. Darüber masse

*W. v. HUMBOLDT hat es schon im Jahre 1812 (Deutsches Museum II, S. 496) ausgesprochen: „Man kann es als einen festen Grundsatz annehmen, dass Alles in einer Sprache auf Analogie beruht, und ihr Bau, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau ist. Nur wo die Sprachbildung bei einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprach**||211||**elemente von einem andern entlehnt, oder gezwungen wird, sich einer fremden Sprache ganz oder zum Theil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieser Regel statt. [? Mischsprachen sind meist sehr regelmässig!] Dieser Fall tritt nun zwar wohl bei allen uns jetzt bekannten Sprachen ein – da wir von den Ursprachen und Urstämmen durch Klüfte getrennt sind, über die keine Überlieferung hinüberhilft – ... Allein, wo eine Sprache ein fremdes Element in sich aufnimmt, oder sich mit einer anderen vermischt, da beginnt auch sogleich ihre assimilirende Thätigkeit, und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermischung den kürzern zieht, so viel als möglich in die dem andern eigenthümliche analogische Bildung zu verwandeln, sodass durch diese Mischungen zwar kürzere und längere analogische Reihen entstehen, nicht leicht aber ganz unorganische Masse zurückbleibt.“ – Dass man von der Formenlehre unter dem Titel De analogia handelte, ist bekanntlich noch viel älteren Datums.

ich mir kein Urtheil an, das sind innere Streitigkeiten der Indogermanisten. Offenbar aber droht überall die Gefahr, dass man zu früh vom Versuche einer lautgesetzlichen Erklärung abstehe und beim Suchen nach Analogien auch einmal zu weit und fehl gehe. Man sollte meinen, eine Analogie müsse nahe liegen, damit sie unsere Rede beeinflussen könne; erst recht nahe aber müsse sie liegen, wenn sie trotz ihrer Neuheit auch bei den Hörenden Anklang finden und hinfür deren Sprache beeinflussen solle. Darin liegt nun aber wohl auch die Macht der Analogie, die Ansteckungskraft der falschen Analogie auf die Sprache der Sprachgenossen, dass sie in der Regel eine Vereinfachung der Sprache darstellt, mithin zugleich der Deutlichkeit Genüge leistet und der Bequemlichkeit fröhnt.

Dies leuchtet so sehr ein, dass man sich wundern möchte, woher denn überhaupt die Unregelmässigkeiten in unsere Sprachen gekommen seien. Sie scheinen gar zu lästig, und jene neuerfundenen Weltsprachen, deren man in drei Wochen vier lernen kann, beruhen immer auf dem verständigen Grundsatz ausnahmsloser Analogie. Volkssprachen aber sind nicht willkürliche Erfindungen einzelner Köpfe, sondern naturwüchsige Gebilde, und ihre Bewahrung und Gestaltung ist nicht den Kindern, auch nicht den Touristen und Handlungsreisenden anvertraut, die sie erlernen müssen, sondern den Erwachsenen und Eingeborenen, denen sie in ihrem überlieferten Zustande geläufig sind. Und doch: woher jene scheinbaren Launen, die von Hause aus weder der Bequemlichkeit noch der Deutlichkeit dienen konnten? Wir stellen uns auf den Standpunkt der Agglutinationstheorie. Es gab eine Zeit der freiesten und zugleich regelmässigsten Formenbildung; jede Form hatte ihre besondere Bedeutung, die sie, wenn auch vielleicht nur in schwachen Abschattungen, von allen anderen unter||212||schied; jede konnte aber nach Bedürfniss überall und in allen möglichen Verbindungen mit völlig deutlicher Wirkung angewandt werden; die Möglichkeit der Formenbildung war nicht durch Gesetze der Sprache, sondern nur durch die Natur der Sache begrenzt, und waren die Formative zahlreich, so mochte der zulässigen und thatsächlich vorkommenden Formungen eine unübersehbare Menge sein. Nun konnte der Gebrauch die Freiheit einschränken, gewisse Verbindungen erschienen besonders häufig, andere seltener; und was in der Sprache selten vorkommt, ist eben dadurch in seinem Bestand gefährdet, weil es weder dem Gebrauche des Redenden, noch dem Verständnisse des Hörenden geläufig ist. Am Ende verbietet es der Sprachgebrauch schlechtweg und engt so die Anwendung der Formen auf bestimmte Fälle ein.

Die Neigung zur Analogie aber bleibt, und sie ist uneingeschränkt sowohl in ihren Anlässen, als auch in ihren Wirkungen. Die Analogie kann nämlich auf Ähnlichkeit sowohl der lautlichen Form, als auch des gedanklichen Inhaltes be-

könne,
1891

ist.
1891 und 1901

werden,
1891
Formen-
bildungen
1891

II. §. 5. Die Analogie.

ruhen, und in beiden Fällen kann sie auf Beides verändernd wirken. Dazu kommt als fernerer Faktor der phraseologische Gebrauch. Wir müssen die Fälle einzeln betrachten.

1. Änderung an der **äusseren** Form auf Grund von Lautähnlichkeit: gewunken, dialektisch statt gewinkt, nach dem Beispiele von **getrunken**, gesunken. Auch Erscheinungen des Accentwandels werden hierher zu rechnen sein: gewisse, wohl nicht mehr zu ermittelnde Vorbilder haben den Hauptton im Tschechischen ein für allemal auf die erste, im Polnischen und einem Theile der malaischen Sprachen auf die vorletzte Sylbe geschoben. Es ist eine **rein** mechanische Gewohnheit. Von den uraltaischen Sprachen haben die finnisch-ugrischen den Accent auf der ersten, die türkischen und mongolischen sowie das Mandschu auf der letzten Sylbe. Nun betonen aber die Mandschu mit besonderer Emphase die einsylbigen Hilfsörter und Suffixe; das Stoffwort brauchte nur den selbständigen Accent zu verlieren, um mit diesen Formenelementen zu einem Oxytonon zusammenzuwachsen, und so ist vielleicht in jenen anderen Sprachen diese Accenttheorie zur Alleinherrschaft gelangt. Denn dass ursprünglich überall die erste Sylbe den Ton trug, dafür spricht die uraltaische Vocalharmonie, bei der der erste Vocal die weiter folgenden beeinflusst.

[213]

2. Änderung an der äusseren Form auf Grund der ähnlichen oder parallelen Bedeutung: Gutigkeit, statt Güte, nach dem Vorbilde von Schlechtigkeit; ferner Übertragungen grammatischer Constructionen in Fällen wie „sich erinnern, sich entsinnen“: mir eine Sache, – mich einer Sache. Hier und in anderen Fällen, wo der Sprachgebrauch zwischen accusativischen und genitivischen Regimen schwankt, mag die Analogie zweispännig gefahren sein: erstens ist der Accusativ der gewöhnliche Objectscasus; und zweitens klingt im Neuhochdeutschen der Genitiv von „es“ genau wie der Nominativ und Accusativ: „Ich bin es über-||213||drüssig, **eingedenk**“ u. s. w. Die Genitive der Personalpronomina werden aber weit seltener gebraucht, als die Accusative. Sagt man nun: „Ich habe es vergessen, genossen“, so lag es nahe, als Parallelförmigkeiten im Masculinum und Femininum „ihn, sie“ statt der ungewohnten „sein, seiner, ihrer“ zu gebrauchen: „Ich habe ihn genossen, sie **vergessen**“. – Besonders stark wirkt die Gleichheit der grammatischen Function auf die Formenlehre. Im Lateinischen lauten die Accusative Pluralis der Masculina und Feminina auf –s (–os, –as, –es, –us) aus; im Neuföranzösischen ist dieses s allgemeines Pluralzeichen geworden. Die zweite Person Pluralis im Lateinischen ist bekanntlich von Hause aus ein Participium Medii: *sequimini* = ἐπόμενοι. Darnach wurden nun *sequebimini*, *sequeremini* gebildet, obschon es natürlich nie entsprechende Participia gegeben hatte. Man sagt: „Der

äusseren
1901
getrunken
[am Zeilen-
ende]
1891

reine
1901

eingedenk
1901

vergessen.
1901

Wagen, die Thüre ist offen oder ist zu.“ Nun wird in attributiver Redeweise das Adverb „zu“ dem Adjectiv „offen“ gleich behandelt: „ein zuer Wagen, eine zue Thüre“. In der chinesischen Grammatik ist geradezu Grundsatz, dass Ausdrücke, die regelmässig als entgegengesetzt gebraucht werden, in allen Fällen gleiche syntaktische Behandlung erfahren.

3. Änderung an der Bedeutung auf Grund der Lautähnlichkeit. Davon im Abschnitte vom lautsymbolischen Gefühle (S. 218 ff.).

4. Engere Anähnlichung der Bedeutung da, wo schon eine Bedeutungsverwandtschaft vorliegt: spanisch: *querer*, wollen – lateinisch *quaerere*, suchen. Hier von ein Mehreres in dem Abschnitte vom Bedeutungswandel (S. 222).

5. Auch die Phraseologie im weitesten Sinne des Wortes, das heisst die Gesamtheit derjenigen Verbindungen, in denen die Wörter gebraucht zu werden pflegen, kann sowohl auf ihren Laut, als auch auf ihre Bedeutung Einfluss üben.

a) auf die Lautform. Dahin gehört das bekannte Beispiel, dass Slaven und Litauer in der Übereilung des Zählens den Anlaut der Neun dem der Zehn angeglichen haben. Im Englischen beruht wohl die Endung der 3. Person Singularis in *s* statt des alten *th* auf der Analogie von *is*; „what a man is and does“ ist bequemer und klingt bedeutsamer zusammen, als „what he is and doeth“. Zu den wenigen ursprünglichen Verben in μ gehören ein paar der allergebräuchlichsten, vorab das Verbum substantivum. Von diesen ausgehend ist im Indisch-Iranischen und im Tschechischen die Conjugation in *mi* zur alleinherrschenden geworden. Alle derartigen Vereinfachungen beruhen vermuthlich auf dem Bedürfnisse, dasjenige, was man in der Regel zu coordiniren pflegt, auch klangähnlich zu machen. Von besonderen Fällen dieser Art werde ich unter der Überschrift „Gebundene Rede“ (S. 225 ff.) handeln.

b) Einfluss auf die Bedeutung und Anwendung. Es ist natürlich, dass wir Ausdrücken, die uns in gewissen Verbindungen besonders geläufig sind, auch sonst zunächst die in diesen Verbindungen eigenen Bedeutungen beilegen und ||214|| sie demgemäss weiter verwenden. Davon ein Mehreres in dem Abschnitte vom Bedeutungswandel (S. 227 ff.).

Ich muss hier einer Erscheinung gedenken, die einigermaßen verwandt ist, nämlich

|214|

§. 6.

der falschen Congruenz.

Das Congruenzbedürfniss kann, wo es vorhanden ist, auch wohl auf Irrwege gelangen und am unrechten Platze Befriedigung suchen. Dahin gehört es, wenn in deutschen Mundarten die Conjunction die Personalendungen der Conjugation annimmt: „obst Du hergehst! dassen wir kommen“ u. s. w. Beiläufig bemerkt, bietet das Nama-Hottentottische eine ganz ähnliche Erscheinung, Congruenz der Conjunction mit dem folgenden Subjecte. (J. C. WALLMANN, Die Formenlehre der Namaquasprache. Berlin 1857, S. 29.) Und das Gleiche findet im Koptischen und im Somali statt. Dahin gehört ferner die Übertragung der Conjunctionsendung der 3. Person Pluralis auf die entsprechenden Pronomina im Italienischen: *eglino, elleno* = *illi, illae*, entsprechend *hanno*, sie haben, *vogliono*, sie wollen, u. s. w.

Denkbar ist es, obschon ich die Thatsache nicht nachzuweisen wüsste, dass auf diese Weise schliesslich die Formenelemente von dem Redetheile, dem sie ursprünglich zukommen, – in unseren Beispielen dem Verbum, – gänzlich auf einen anderen überspringen, dass etwa, wie im Annatom, das Verbum aller Temporal- und Modalformen entkleidet, und das Pronomen damit belastet würde. Man könnte dann von einer Umladung der Formativa reden. Die Tragweite einer solchen würde einleuchten: die Redetheile, damit der ganze Satzbau, damit der ganze Sprachbau, die äussere wie die innere Form, wären verschoben, verrenkt, entstellt, vielleicht auch metamorphisch verjüngt.

Anmerkung 1. Sollte sich etwa auf diese Weise der sonderbare Activ-Instrumentalcasus des Tibetischen erklären? Der ihn kennzeichnende Laut –s erinnert an das sinnverwandte Verbalaffix. Ferner: Wären etwa die Formendoubletten, die wir im lateinisch-griechischen *ego* und im indischen *aham* erhalten sehen, (und vielleicht noch eine dritte Form auf –mi und weitere mit den entsprechenden Medialformen), ursprünglich nebeneinander, je nach der entsprechenden Verbalendung angewandt worden?

Anmerkung 2. Wäre das Congruenzgesetz unserer Sprache ähnlich zu erklären, so möchte man fragen, ob es wirklich regen Formensinn, oder nicht tragen Schlendrian bekundet? Nur der Charakter unserer Rasse spricht für die günstigere Auffassung. Wie aber mit den Bantu?

Anmerkung 3. Eine verwandte Erscheinung mag es sein, wenn die Berbersprachen das feminine *t* pleonastisch zugleich prä- und suffigiren, z. B. kabylich: *agmar*, Pferd: *θagmarθ*, Stute.

||215||

§. 7.

Das etymologische Bedürfniss.

Alles Sprechen ist ein Aufbauen. Die Bausteine liegen in unserm Innern vorrätig, und es besteht zwischen ihnen ein gewisses Gleichmass. In den einsylbigen Sprachen sind sie allzumal von gleichem Gewichte; in anderen Sprachen mögen sich die formativen Laute von den stofflichen Bestandtheilen mehr oder minder scharf unterscheiden, – überall legt die Seele jedem Theile, den sie der Rede einfügt, seinen [215] besonderen Werth bei. Das ist ihr gewohnt, darum bequem; und dem Triebe nach Deutlichkeit entspricht es überdies.

Aber jene Bausteine werden im Laufe der Zeit abgenutzt, wohl gar zerstört. Die Laute verwandeln sich; vielleicht erfährt derselbe Laut je nach seinen Nachbarn oder nach den verschiedenen Betonungsverhältnissen sehr ungleiche Schicksale, und was sich früher gleich, scheint jetzt weit auseinanderzuliegen: französisch *serment* = *sacramentum* erinnert nicht mehr an *sacré*, in *je bénis* ist vom zweiten Theile des lateinischen *benedico* nur noch ein Vocal erhalten. Oder es fristen einst selbständige Wörter nur noch in Zusammensetzungen ein dunkles, unverständenes Dasein: deutsch *ali-* = anderer in *ali-land*, Elend, eigentlich Ausland, Verbannung. Oder das gleiche Element hat in verschiedenen Verbindungen so verschiedene Bedeutungen angenommen, dass die ursprüngliche Gleichheit nicht mehr empfunden wird: bei „Leichdorn“ mag man nicht mehr an „Leiche“ denken, seit man darunter nur den todten Körper versteht; und im Worte „gleich“ (gothisch *ga-leika* = *σύνσῳμος*, leibesgemein) ahnt man schon gar nicht mehr die Zusammensetzung und den Zusammenhang; noch weniger in der Bildungssylbe -lich, ähnlich, begreiflich u. s. w. Was nun das Sprachgefühl nicht mehr zerlegt, das gilt ihr als Element. Der Bestand dieser Elemente, ihre Zahl, ihr Werth, ihre äussere Gestalt ist stetem Wechsel unterworfen: wir können schon jetzt die Möglichkeit ahnen, dass die Sprache dereinst dem veränderten Stoffvorrathe zuliebe auch den Bauplan der Rede umgestaltete.

Wie sie aber aufbaut, so zerlegt sie auch wiederum. Und so kann es geschehen, dass sie ausschaltet, was eigentlich nur in der Verbindung lebensberechtigt ist. In buchhändlerischen Katalogen finden wir die Überschriften: Schilleriana, Lessingiana, Shakespeareana u. s. w. Darnach wird nun wohl die ganze Literatur über einzelne Schriftsteller mit dem Gesamtnamen „Ana“ bezeichnet. So abstrahirt man gar nicht übel von Latinismen, Gallicismen, Anglicismen, Germanismen u. s. w. eine Kategorie „Ismen“; – auch dieses Wort glaube ich gehört oder gelesen zu haben. Es ist denkbar, – zu belegen wüsste ich es im Augenblicke nicht, – dass hierbei ganz tolle Verirrungen geschehen, und dem Affixe zuliebe

das ihm zu Grunde liegende selbständige Wort nun in ||216|| neuer, umgearbeiteter Auflage wieder erscheint. Unser Suffix -keit ist bekanntlich durch Sandhi aus ursprünglichem -heit entstanden, von dem es sich sonst nicht unterscheidet. Lüde diese Sylbe zur Loslösung ein, wäre es reiner Zufall, ob man sich für Heit oder Keit entschiede.

Was ich hier als vereinzelte Fälle angeführt habe, ist bekanntlich seiner Zeit von WESTPHAL zu einer förmlichen Ausschälungstheorie, der s. g. Evolutionstheorie, ausgebeutet und der hergebrachten Agglutinationstheorie entgegengesetzt worden: der Satz sei das Ganze, seine Theile seien secundäre Abstractionen.* Das war mehr geistreich als **zutreffend**. Allerdings lebt die spezifisch menschliche Rede erst im Satze; dieser ist ihre erste organisch eigenlebige Einheit, und seine Theile empfangen ihren besonderen Werth aus jenem Ganzen. Sie würden aber auch diesen Werth nicht empfangen, ja das Ganze würde gar nicht zu Stande kommen können, wenn dem aufbauenden Geiste nicht die allgemeine Bedeutung der Theile, wenn auch nur dunkel und unbewusst, vorgeschwebt hätte.

zutreffend
[am Zeilen-
ende]
1891

Dieses Gefühl vom Werthe der Einzeltheile wird nun so oft befriedigt, dass es nachgerade fordernd auftreten kann, sich nicht **beruhigt**, wo die Etymologie verhüllt ist, und dann wohl umgestaltend den Thatbestand ändert, um Klarheit zu schaffen. Das ist der Fall der sogenannten Volksetymologie. Wir Deutschen haben meist leichtwiegende Formative mit stummem e: ge-, be-, ver-, zer-, -en, -er, -es, -end, oder ganz **vocallose**: -st, -t, -n u. s. w. Wuchtiger sind nur gewisse Suffixe für Abstracta: -heit, -keit, -niss, -thum u. a. Sonst ||216|| sind wir gewöhnt, schweren Sylben stofflichen Inhalt beizumessen, Spondaeen und Antibacchien in zwei Stämme zu zerlegen. Wo das nicht angeht, befremdet es uns; Wörter wie Ahorn, Hollunder, Wachholder, Eidechse, Ameise, Hornisse sind in ihrer Art Unregelmässigkeiten; indem sie etymologisch unverständlich bleiben, verletzen sie die Analogie. Dagegen wehrt sich die Sprache des Volkes so gut sie kann. Entweder zwingt sie die befremdlichen Wörter in eine Lautform, die den Gedanken an Zusammensetzung nicht mehr aufkommen lässt, nennt die Eidechse Echsel, die Ameise (Seich-)amsel, die Hornisse Hörnse, – oder sie schafft durch Umgestaltung der Laute neue Etymologien, nennt z. B. das Ahorn Anhorn, die Ameise Armeise, – kehrt wohl auch dabei unvermerkt zum Richtigen zurück, z. B. wenn sie Hohl-lunder sagt. Wunderliche Verwechselungen kommen aber auch dabei vor. Die Bachstelze stelzt wohl manchmal an den Bächen; ursprünglich aber hatte sie nicht davon ihren Namen, sondern von ihrem wackelnden Sterze: Wachsterze, vergl. plattdeutsch Wippsteert. Die Grasmücke baut wohl ihr Nest im Grase und frisst Mücken, hat aber sonst mit der Mücke nicht mehr gemein, als mit jedem an-

beruhigt
[am Zeilen-
ende]
1891

vocallos:
1891

*Vergl. übrigens schon W. v. Humboldt, Über die Verschied. u. s. w. S. 74–75.

deren fliegenden Thiere. Besser passt ihr dänischer Name: Graa-smyge, die [217] graue Schlüpferin, der wohl auch der ursprünglichere sein wird. Aus Biscuit wurde, mit Verwendung des einheimischen Präfixes be-, im Holländischen beschuit, im westphälischen Dialekte Beschütchen. So mit einheimischen Wörtern. Wie es Fremdwörtern im Volksmunde ergehen kann, dafür habe ich schon früher ein paar auffällige Beispiele gegeben. Es bedarf aber gar nicht immer der umgestaltenden Nachhülfe, – manchmal hat schon der Zufall das Nöthige gethan. Den Engländer, – ich meine den ungebildeten, der in solchen Dingen der allein massgebende ist, – muss *notion* geradezu an das Verbum *to know* erinnern, desgleichen den Holländer das Wort Scandal an *schande*; er hat auch *schandaal* daraus gemacht. Der Name der Nachtigall, *luscinia*, *lusciniola*, *luscinius*, muss schon in der *Lingua rustica* sein anlautendes *l* mit *r* vertauscht, stellenweise wohl ganz eingebüsst haben: französisch *rossignol*, portugiesisch *rouxinol*, italienisch *rusignuolo*, *rosignuolo*, *usignuolo*: der Anklang an *ruscum*, Mäusedorn, schien besser zu gefallen, als jener an *luscus*, schielend. Die Spanier aber haben *ruiseñor* daraus gemacht, den Titel *señor* mit dem Rufnamen *Ruy*, allerdings in umgekehrter Ordnung, verbindend. Da war das etymologische Bedürfniss mit sehr Wenigem zufriedengestellt; aber das Sinn- und Sprachwidrige muss ihm doch besser behagt haben, als das ganz Unerklärliche. Statt *Allotria* habe ich ganz ernsthaft „Hallohdria“ sagen hören; das sollte offenbar auf lärmende Lustigkeit deuten.

Wo nun Sprachen eines Stammes Wörter aufweisen, die Gleiches bedeuten und ähnlich lauten, deren Lautverschiedenheiten aber sich auf kein Gesetz zurückführen lassen: da sollte man auch an die Möglichkeit solcher etymologischer Verschiebungen denken. Das wären dann Adoptionen, – nur mussten die zu Adoptirenden dem Sprachbewusstsein als Waisen gelten, deren Verwandtschaft unbekannt ist. So könnte ich mir denken, dass sanskrit: *jihvā*, Zunge, *hṛd*; Herz, deutsch: Leber, griechisch *θεός*, ähnlich wie lateinisch *lingua*, doch nur entfremdete Geschwister [217] der ihnen entsprechenden Wörter der anderen Sprachen wären. Ob und wie, darüber mögen die Indogermanisten entscheiden. Schon in der Urzeit scheint es für „Wurm“ zwei lautähnliche Wörter gegeben zu haben, deren eins durch lateinisch *vermis*, gothisch *vaurms*, griechisch, freilich mit *l*: *ἔλμινς*, *ἔλμις*, deren anderes durch sanskrit *kṛmis*, litauisch *kirminis* vertreten ist.

Die Erfahrung lehrt, dass das etymologische Bedürfniss je nach den Sprachen und Sprachstämmen von sehr verschiedener Stärke sein kann. Am Mächtigsten ist es offenbar da, wo die Rede sich am leichtesten in ihre letzten Bestandtheile zu zerlegen scheint: bei den isolirenden Sprachen und bei jenen, die man vorzugsweise agglutinirende zu nennen pflegt. Man begreift, wie es hier erneuernd

nation
1901

entfrem-
deten
1901

II. §. 8. Das lautsymbolische Gefühl.

wirken musste, sobald und so oft die alten Elemente sich verwischten, wie es aber wohl auch erhaltend wirken und darüber wachen mochte, dass jene Verwischung nicht zu schnell einträte. Immerhin reden jene Sprachen, deren durchsichtiger Bau uns entzückt, von ihrer Vorgeschichte vielleicht weniger ||218|| deutlich, als es scheint. Wie jungen Ursprunges mögen die Anklänge sein? wie mögen sich die Etymologien verschoben haben?

Das etymologische Gefühl haftet viel mehr an der Bedeutung, als am Laute. Der leiseste Anklang befriedigt es und kann es wach erhalten. Deutsch „gehen, gegangen, ging“, spanisch *tengo*, ich habe, und *tuvieron*, sie hatten, gehören auch für das naive Bewusstsein noch zusammen; die gemeinsamen Anlaute sind dünne Fäden, aber die verschiedenen Tempora derselben Verben sind starke Ketten. Erst wenn sich die Bedeutungen entähnlichen, schwindet das Gefühl für die Verwandtschaft der Wörter. Bei „Ankunft“ denkt Jedermann an „ankommen“, bei „Vernunft“ werden die Wenigsten an „vernehmen“ denken. An gleichlautenden Wörtern verschiedenen Ursprungs und Sinnes sind viele Sprachen sehr reich; aber meist bleiben die Zweideutigkeiten dem Redner wie dem Hörer unbemerkt. Das Wortspiel, das sie ausnutzt, ist ein Kunststück und wird als solches empfunden. Die Synonymik dagegen ist Jedem in Fleisch und Blut übergegangen, wird überall da geübt, wo man wissentlich das Gleiche mit verschiedenen Worten sagt, bietet der Streitsucht ein beliebtes Spielzeug, der übervollen Seele ein willkommenes Mittel, sich in immer neue Formen zu ergiessen. Jener Ordnungssinn aber, zu dem uns die Sprache erzieht, sähe am liebsten jeden Einzellaut bedeutsam und erklärlich, wie ein Dienstabzeichen. Das eine Mal schafft er, was geschichtlich keine Existenzberechtigung hat; das andere Mal meint er Zusammenhänge da zu sehen, wo geschichtlich keine vorhanden sind, – und beide Male kann er als der Lebende Recht behalten.

§. 8.

|26|

Das lautsymbolische Gefühl.

Jeder Mensch verhält sich zunächst zu seiner Muttersprache naiv: sie ist ihm natürlich, und solange er es nicht erlebt hat, dass anderen Leuten eine andere Sprache ebenso natürlich ist, dünkt es ihm, als könnten die Dinge gar nicht anders heissen, als sie bei ihm daheim benannt werden. Man hat glaubhafte Anekdoten, die darauf hinauslaufen. So die von einem Bauern, der sagte: „**Aber** die Franzosen sind närrische Leute, – die nennen ein Pferd **Schewall!**“ Oder die von

Aber
1888 und 1891
Schewall!
1888 und 1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

dem Manne, der sich wunderte, dass drüben in Frankreich schon die kleinen Kinder französisch sprechen. Für solche naive Gemüter besteht in der That der Zusammenhang zwischen Ding und Wort φύσει, nicht θέσει; dieselben Laute erwecken immer dieselbe Vorstellung, und nun erweckt auch umgekehrt derselbe Gegenstand immer wieder die nämliche Lautvorstellung. Das Ding und sein Name machen auf uns denselben Eindruck, und wo es halbwegs angeht, knüpft unser Gefühl ein Band zwischen dem Klange des Wortes und dem Inhalte der Vorstellung, die das Wort erweckt. Der Laut gilt für symbolisch; ||219|| das Wort „gelind“ scheint einen gelinden Klang zu haben, „hart“ einen harten, „süss“ einen süssen, „sauer“ und „herb“ einen saueren und herben. Ob in „hüpfen, springen, schleichen, hinken, humpeln, schreien, wehen, graupeln, tönen, läuten, schnappen, zerren“ u. s. w. geschichtlich Schallnachahmungen zu Grunde liegen oder nicht, ist diesem Gefühle ganz gleichgiltig, – ihm dünken die Laute symbolisch. Und ähnlich wird wohl den meisten Deutschen zu **Muthe** sein bei einer Menge Substantiva, z. B. Busch, Strauch, Nuss, Splitter, Faser, Tropfen, Schnecke, Eidechse, Rabe, Eule, Fuchs, Luchs, Säge, Feile, Lappen, Runzel, Sense, Sichel, Zange. Mag unser etymologisches Wissen dazu sagen was es will, für unser Empfinden sind Wörter wie „Blitz“ und „Donner“, „rund“ und „spitz“ so innig und **naturnotwendig** mit ihren Bedeutungen verwachsen, dass wir uns den Fall kaum denken können, es hätten diese beiden Wortpaare ihre Bedeutung ausgetauscht. Statt Hund: Katze, statt Katze: Spatz zu sagen, würde uns nicht so arg zuwider sein, weil hier die Laute dem **symbolisierenden** Gefühle weniger Anhalt bieten.

[218]

Ähnlich geht es uns nun auch mit fremden Sprachen, in die wir uns gründlich eingelebt haben: *piquer* und *pique**, *bâiller*, *arracher*, *déchirer*, *pincer*, *frapper*, *battre*, *crier*, *trembler*, *terreur*, *cohue*, *goutte*, *gouffre*, *gueule* und viele andere französische Wörter **muthen** mich wider besseres Wissen lautsymbolisch an. Erinert mich „Blitz“ an das plötzliche Aufleuchten, so denke ich bei *foudre* an den zerstörenden Schlag, ob ich gleich weiss, dass *fulgur* auch nur das Aufleuchten bedeutet. Und doch dürfte mir das Sprachgefühl der Franzosen hierin **recht geben**; denn *foudroyer* bedeutet längst schon niederschmettern. Dem Neulinge in einer fremden Sprache mischt sich wohl auch beim Erwachen dieses Gefühles

* Eine ähnliche Vorstellung weckt im Ketschua der Name des Flohes: *p'iki*. Diese Sprache mag noch durch einige weitere Beispiele beweisen, wie ähnlich bei ganz verschiedenen Völkern das lautsymbolische Gefühl angeregt wird und wohl auch wieder schöpferisch angeregt hat. *Curur* bedeutet Knäuel (Krull); *čuku*, zittern (zucken); *mamulla*, ohne Zähne kauen (mampfen); *lluč'a*, schlüpfrig (rutschen); *lluncu*, lecken; *maci*, spülen, begiessen (matschen); *pirutu*, Flöte; *puyllu*, Quaste (span. *borla*); *siuki*, sickern. Viele andere Wörter dieser Sprache, wie *siksi*, kitschlich, **muthen** uns wenigstens ohne Weiteres lautsymbolisch an.

II. §. 8. Das lautsymbolische Gefühl.

Muttersprachliches mit ein: ἵππος gemahnt ihn an hüpfen, *gladius* an die glatte Klinge, und dass italienisch *caldo* warm heisst und nicht kalt, will ihm gar nicht in den [27] Sinn. Alles dies verliert sich mit der Zeit, bei näherer Vertrautheit mit der fremden Sprache; allein jedenfalls zeigt es, wie gern der *Instinct* da Verbindungen knüpft, wo ähnliche Klänge ähnliche Vorstellungen wecken; das Vereinzelte ist ihm unheimlich, jedem Junggesellen möchte er eine Braut zuführen.

Instinkt
1888

Die Sache wird aber ernsthaft, wenn sie wirksam wird, und das ist sie meiner Meinung nach allerdings.

||220||

Je mehr wir in einer Sprache eingelebt sind, desto inniger verknüpfen sich Laut und Sinn ihrer Wörter in unserer Seele, desto mehr sind wir *geneigt* zwischen lautähnlichen Wörtern Begriffsverwandtschaften zu ahnen. Der Hergang ist ein rein natürlicher, psychologischer: wir finden, empfinden ohne zu suchen, unser Gefühl *etymologisirt* so zu sagen ohne sprachgeschichtliches Gewissen, wohl auch geradezu gegen *unsere* bessere Einsicht, und pfpfropft *aufeinander*, was aus verschiedenen Wurzeln erwachsen ist. Zu den Relativwörtern „wie, wo, wann, welcher“ u. s. w. gesellt sich in dieser naiven Etymologie die Conjunction „weil“, die doch substantivischen Ursprunges ist, – vielleicht sogar „während“ und [219] „wegen“. An „stehen“ reiht sich „steif, starr, Stock, Stamm, steil, stopfen, stauen, Stab, stützen, stemmen“, einerlei ob und wieviel sie mit der Wurzel *sthā* zu *thun* thun haben. Ähnlich ist es mit anderen Gruppen wie

geneigt,
1888

etymo-
logisiert
1888
unsre
1891
auf
einander
1888
aufeinander
1891

sthā
1888
thun
1888
thuen
1891

- zucken, zupfen, zausen, zerren, Zaum;
- glatt, gleissen, glänzen, glimmen, glühen;
- klappen, klatschen, – und klaffen, Klammer;
- Schuft, Schelm, Schurke, Schubiak;
- straff, streng, stramm, *strotzen*;
- *stossen, stampfen, stupfen*;
- *schweben, schwanken, schwinden (schwindeln)*;
- *knüpfen, knoten, Knollen, knorrig, Knospe.*

strotzen.
1888 und 1891

So bei gleichem Anlaute, *alliterierend*. Aber auch Assonanz und Reim, In- und Auslaut können *in's* Spiel kommen. Da mag sich dann wohl zucken zu rucken, ducken, mucken gesellen, weinen zu greinen, – flimmern zu schimmern, glimmen, – *stupsen zu schuppen (schupsen)*, – schütteln zu rütteln, – Ranke zu schlank, schwanken, wanken, – lügen zu trügen, das wohl jenem zuliebe seinen Vocal verändert hat: früher hiess es triegen. Hier wird buchstäblich Lug und Trug im Spiele gewesen sein. Stemmen verknüpft sich durch *Alliteration* mit stehen, steif u. s. w., durch den Reim aber mit hemmen, klemmen; sinnverwandt ist es nach beiden Richtungen. Unser Gefühl wird nicht entscheiden, ob stemmen = ste-

allite-
rierend.
1888
ins
1888

Alliteration
1888

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

hemmen,
1888

hend **hemmen** oder = hemmend stehen, oder **etwa** = durch Hemmen im Stehen erhalten ist, – genug, es empfindet bei „stemmen“ den lautlichen und inhaltlichen Anklang an stehen und hemmen. In Schuft, Schurke, Hund, Lump und einigen anderen Schimpfwörtern, in dumm, stumm, stumpf, dumpf, Dunst, **Wust** hat der tiefe Vocal etwas Stimmungsvolles; dagegen lässt man sich in der Bezeichnung für den geriebenen, gewiegten, pfiffigen Spitzbuben, für den *filou* und *fripon*, das spitzige *i* recht gern gefallen.

Wust,
1888

verlangt.
1888 und 1891

Es ist nun sehr leicht, aber auch sehr müssig, für jedes der obigen Beispiele deren ein Dutzend andere beizubringen, wo klangähnliche Wörter auch nicht die Spur von Bedeutungsähnlichkeit haben. Sehr müssig ist es, denn solche Wortpaare bieten eben dem Sprachgeföhle nicht den Anhalt, den es **verlangt**, ||221|| **und den es eben nur da findet, wo Beides, Laut- und Sinnähnlichkeit, zusammen-trifft**. Wichtiger könnte es scheinen, dass dieses Gefühl nicht bei **Allen** gleich reizbar ist, und dass es nicht bei **Jedem** in gleicher Weise berührt wird. **WILH. VON HUMBOLDT** sagt (Abh. über die Versch. d. m. Sprachbaues S. 79): „Sie (die symbolische Bezeichnung) wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche **theils an sich, theils** |28| in Vergleichung mit anderen für das Ohr einen dem des Gegen|220|standes ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie **stehen**, **stätig**, **starr** den Eindruck des **Festen**, das Sanskritische *lī*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfliessenden, **nicht**, **nagen**, **Neid** den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie **wehen**, **Wind**, **Wolke**, **wirren**, **Wunsch**, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das, aus dem an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird.“ – Ich muss bekennen, auf die **letzteren beiden** Gruppen wäre ich nicht verfallen. **Wehen** und **Wind** gehören an sich zusammen, nach der **echten** Etymologie, von der **HUMBOLDT** überhaupt nur sprechen will; **wünschen** hätte ich aber eher mit **wollen** verknüpft, und **wirren**, **wirr** etwa mit **wild** und **wüst** und dann wieder mit **irren**, **irr**. Die Sinnverwandtschaft liegt hier besser zu Tage und dürfte darum auch der Menge eher einleuchten. Auf das Sprachgeföhle der Menge aber kommt es hier wie überall zuerst **an**. **Und** wo die Anklänge so mächtig sind, dass sich die Wenigsten ihrem Eindrücke verschliessen werden, da erlangt die falsche Etymologie Rechtskraft, es geschieht eine Art Annahme an Kindesstatt, die natürlich, gerade wie im bürgerlichen Rechte, von den Vorfahren und Seitenverwandten nicht anerkannt zu werden braucht.

allen
1888
jedem
1888
Wilh.
von
Hum-
boldt
1888
p. 79
1888
teils an
sich, teils
1888
starr
1901
festen,
1891 und 1901

beiden
letzten
1888
beiden
letzteren
1891

echten
1888
ächten
1891
Humboldt
1888
wüst,
1888
an, und
1888

vornherein
1888

Dass gerade der naive Mensch zu solchen Verknüpfungen sinn- und lautähnlicher Wörter neige, ist von **vorn herein** einleuchtend. Man denke nur an den

II. §. 8. Das lautsymbolische Gefühl.

Hergang bei der Spracherlernung der Kinder. Diesen sind ja auch die verschiedenen Formen derselben Wörter ihrer Muttersprache zunächst nur als sinn- und lautähnliche Wörter erschienen, und so musste zugleich mit der Aneignung der Muttersprache ein lebhaftes etymologisches Gefühl erwachen. Dieses Gefühl ist **notwendiger Bestandtheil** des **subjectiven** Sprachgeistes, der die Rede beherrscht, ihre Richtigkeit bedingt und ihr gelegentlich neue Wege weist. Übersetzen wir dies Gefühl in ein **Urtheil**, so besagt es: Wörter von ähnlichem Klange und ähnlicher Bedeutung sind in der Regel verwandt, also werden sie es wohl immer sein.

notwendiger
Bestandteil
1888
subjectiven
1888
Urteil,
1888

Die heutige Linguistik folgt mit Vorliebe der Sprache auf ihren leichtsinnigen Pfaden, dorthin wo der Sprachgeist den Damm des geschichtlich Überlieferten durchbricht, wo die Alten die Köpfe **schütteln**, und die Jungen sich tummeln. Die falschen Analogien werden aber fast [221] nur in ihren Wirkungen [222] auf grammatische Formen und auf lautliche Unregelmässigkeiten erkannt. Es dürfte an der Zeit sein, diesen fruchtbaren Begriff weiter auszudehnen, nämlich auf die falschen Etymologien, deren Einflüsse man vielleicht noch nicht genug in Rechnung gebracht hat. * Es handelt sich um eine Neigung des **Sprachgeföhles**, die nicht ganz ohne Wirkung bleiben kann.

schütteln
1888

Sprach-
geföhls,
1888

Bedeutungs-
wandel
[nicht
gesperrt]
1888

Eine dieser Wirkungen suche ich im **Bedeutungswandel** der Wörter. Dem Sprachgeföhle ist es angenehm, weil durch Gewohnheit geläufig, mit ähnlichen Klängen auch ähnliche Vorstellungen zu verbinden, ihm ist der Laut bedeutsam, die Etymologie scheint mit der Lautsymbolik vermählt. So beeinflusst in manchen Sprachen das Zusammentreffen von Ähnlichkeit des Lautes und der Bedeutung die [29] Bildung von Zusammensetzungen und stehenden Redensarten: blitzblau, fuchs-, feuerroth, fix und fertig, weit und breit. Im Lateinischen: *be-ne beateque, felix faustum fortunatumque, opera et oleum* u. s. w. Manchmal gefällt sich auch das Sprachgeföhle am Gleichklange Entgegengesetzter. Da werden dann Redensarten gebildet wie: Lust und Leid, Leid und **Freud**, Wälder und Fel-der, durch dick und dünn. Aber, und das ist wichtig, sie werden nur gebraucht, um die **Gleichgültigkeit** des Gegensatzes anzudeuten. Wäre da nicht auch der Gleichklang symbolisch?

fuchsfeuer-
rot,
1891 und 1901

Freud',
1888

Gleich-
gültigkeit
1888 und 1891

Dass solche Gegensätze auch das Lautwesen der Wörter beeinflussen können, dafür bietet italienisch *greve* (neben *grave*) = schwer, gegenüber *leve, lieve* = leicht, ein Beispiel.

Von **hieraus** komme ich auf den Bedeutungswandel. Was sich in der Vorstellung gern zusammengesellt, verknüpft sich auch gern in der Rede; es entstehen

hier aus
1888

*1888 [als Fußnote 1]: In einzelnen Fällen ist dies wohl mit Glück geschehen; so hat man z. B. den Anlaut von *lingua* aus der Analogie mit *lingere* erklärt.

Wahlverwandtschaften, die auch den Sinn der Wörter beeinflussen können. Dafür ein Beispiel: Was ich bedarf, das begehre ich. Nun hat im Englischen *to want*, bedürfen, die Bedeutung von *to wish* und *to will* angenommen, und ebenso im Chinesischen allmählich *yaó*, bedürfen, die Bedeutung von *yuén*, wünschen und *yuk*, wollen. Es ist wohl erlaubt anzunehmen, dass hierbei die Gleichheit der Anlaute eine Art Anziehungskraft geübt habe. Dagegen mag der Reim gewirkt haben, bei schwanken und wanken, die sich begrifflich viel näher stehen, als ihre beiderseitigen Verwandten: schwingen, schwenken und winken. – Wo Stoffwörter den Dienst von Formwörtern übernommen haben, da dürfte zu fragen sein, ob nicht der Laut bei der Wahl mit entscheidend gewesen sei? So etwa bei den oben angeführten [222] „weil, wegen, während“, so auch bei den chinesischen Conjunctionen des bedingten Nachsatzes: *tsek*, *tsik*, *tsieú*.

Vielleicht eröffnet sich uns an dieser Stelle noch ein weiterer Ausblick. Die Laute sollen möglichst symbolisch sein; so will es das Sprachgefühl. Onomatopöie ist Nachahmung natürlicher Töne und Geräusche durch Sprachlaute. Wo nun eine Onomatopöie von Hause aus nicht vorliegt, da kann jenes Gefühl [223] sie entweder suchen und finden, oder im Wege des Bedeutungswandels schaffen. Nun geschieht es oft, dass zwei sinngleiche Wörter verschiedener Sprachen einander auffallend gleichen, während doch entweder die beiden Sprachen überhaupt nicht nachweislich verwandt sind, oder doch die Klangähnlichkeit vor den Lautgesetzen nicht Stich hält. Wäre da nicht doch zuweilen mehr als ein blosser Zufall im Spiele? Wir hätten da ein erstes Mal eine Probe von dem, was wir später, § 14, von einer anderen Seite als Spirallauf der Sprachgeschichte kennen lernen werden: eine rückläufige Tendenz der Sprachen in der Richtung nach den symbolischen Lautwurzeln der ältesten menschlichen Rede, – freilich wieder einen unkontrollirbaren Factor. Nur ganz versuchsweise will ich einige Beispiele anführen. Wir lernten früher, § 4, in deutsch „Zitze“, englisch *teat* eine Rückkehr zu griechisch τίθη u. s. w. kennen. Wie, wenn es sich ähnlich verhielte mit: Kopf – *caput*, tupfen – τύπτειν, Pfote – ποὺς, ποδός, holländisch *trecken* – *trahere*, englisch *to call* – καλεῖν? Wäre davon auch nur ein Theil richtig, so stünden wir mitten drin in der Zauberwelt der Wahlverwandtschaften.

Auch Neubildungen von Wortstämmen mit symbolischer Abänderung einzelner Laute mögen vorkommen. So klatschen, klitschen; pfeifen, piepen, fiepen; knacken, knicken; kappen, kippen, abkuppen; bimmeln, bammeln, bummeln, bummeln; zwicken, zwacken; quieken, quäken, quaken; knirschen, knarren, knurren; scharren, schurren; schnaufen, schniefen, schnüffeln und eine Menge volkstümlicher Onomatopöien. Im Malaischen heisst *bonkoq*: Buckel; *benkoq*: krumm; *benkaq*, *buñkuq*: Geschwulst; *benkoñ*: verboten; *bonkan*: lahm; *benkil*:

haben
1901

chinesischen
1901

9,
1901

volks-
tümlicher
1888

II. §. 8. Das lautsymbolische Gefühl.

geschwollen; *boŋkol*: Buckel, Höcker; *bun̄kul*: knorriger Auswuchs am Baume; ferner *bon̄jol*: schwellen; *ben̄jol*: Beule; *bantal*: Kissen; *bentol*: Beule; *bintul*: Pustel; *bintil*: Warze. Im Batta giebt es drei, sichtlich verwandte Wörter für „kriechen“: *džarar* im Allgemeinen, *džirir* von kleinen Wesen, *džurur* von grossen oder gefürchteten Thieren gebraucht. Auch hier scheint Höhe und Tiefe des Vocales bedeutsam für die Grösse des vorgestellten Gegenstandes, während sonst das Malaische einen organischen Vocalwechsel nicht kennt. Im Arabischen werden vollständige Doppelungen gebildet, indem man das Wort mit verändertem Anlaute wiederholt: *šaitānun laitānun*, ein Erzteufel; *insānun ḫabīṭun nabīṭun*, ein ganz ruchloser Mensch. (VERNIER, Gramm. Arabe II, pg. 510). Im Annamitischen werden Composita gebildet, deren zweite Hälfte den Anlaut des ersten, eigentlich bedeutsamen Wortes wiederholt, aber ein- für allemal den Auslaut *iek*, *iet* hat. (TRÜÖNG-VINH-KY, Abrégé de gramm. Annamite p. 18. Ders., Grammaire de la langue annamite p. 91–92). Schaffen wir lautspielerische Gebilde wie „Bim-baum, Piff-paff-puff“, so thuen bei den Schan in Berma, Sprachverwandten der Siamesen, die alten Weiber und Kinder nach Gutdünken und doch nach gewissen phonetischen Gesetzen ganz Ähnliches: *ka* oder *ka-ki* = Schleim, *kak* oder *kak-kik*, stottern, *tuñ*, *tuñ-tañ*, Ring; *muñ*, *muñ-mañ*, ||224|| überdecken; *lit*, *lit-lat*, träge sein; *lum*, *lum-lam* Luft; *lai*, *lai-lí*, bekommen u. s. w. (J. N. CUSHING, A Shan and English Dictionary, Rangoon 1881, p. 12 flg.). Auch im Thai selbst findet sich Ähnliches, doch mannichfacher: *caa*¹ und *caa*¹-*čat*, anfügen; *čaay*² und *čaay*²-*čit*, winzig; *čen* und *čen-čen*, gewohnt; *klíya*² und *klíya*²-*klaam*¹ locken; *kliñ*², rollen; *kliñ*²-*klaat* entrollen; *kliñ*²-*klaak*, sich rollen; *kríyeb* und *kríyeb-kríyem*, trocken; *hlañ* und *hlañ-hlaa* vergessen; *ṭrk* und *ṭrk-traañ*, nachdenken u. s. w.* (Vgl. PAL-LEGOIX, Gramm., p. 67.).

Auf das Recht, an den Lauten seiner Sprache augenblickliche Stimmungen symbolisirend zu ändern, hat der Mensch nicht überall, hat er vielleicht nirgends gänzlich verzichtet. Viele jener klang- und sinnähnlicher Wurzeldoubletten, die man so gern für dialektische Varietäten erklärt, können ebensogut neben- oder nacheinander in einer und derselben Mundart entstanden sein; und wo ihr Unterschied in einem Laute mehr oder weniger besteht, da ist neben der beliebten Agglutinations- und Compositionstheorie auch die andere Möglichkeit gegeben, dass die Wurzel nach irgendeinem lautsymbolischen Vorbilde abgeändert, erweitert oder verkürzt worden sei. Ja, man muss auch auf den Fall gefasst sein, dass unorganische Doppelungsformen, wie jene des Annamitischen, des Schan und Thai, schliesslich selbständig, ohne Prototypen und statt derer auftreten.

*Ich habe die Consonanten des Siamesischen nicht nach ihrer jetzigen Aussprache, sondern nach dem Lautwerthe, der sich aus den indischen Lehnwörtern ergibt, umschrieben.

Baum,
1888
bonjol:
1888
benjol:
1888
bentol,
1891 und 1901

ieč
1888

augenblick-
lichen
1901

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

verschiedene
1888 und 1891

So scheint es mir auch sehr wohl denkbar, dass zwei **verschiedene**, sinnverwandte Gruppen sich zur Schöpfung einer bastardischen Neubildung vermählen. Nehmen wir die Gruppen

ziehen, zerren, zausen, zucken
und

rucken,
1888

reissen, raufen, rupfen, rafften, **rucken**:

so wäre es psychologisch erklärlich, wenn das Wort rupfen der zweiten Gruppe in die erste einen Sprössling „zupfen“ verpflanzt hätte. **Das Wort Zaser erscheint erst im Neuhochdeutschen und scheint in den übrigen germanischen und indogermanischen Sprachen keine Verwandten zu haben. Es wird wohl nach dem gleichbedeutenden Faser gebildet sein, das sich, wenn nicht etymologisch so doch lautsymbolisch an Faden anschliesst. Wäre etwa der Anlaut z der Gruppe ziehen u. s. w. entnommen: herausgezupfte Faser? Wie steht es mit: Kopf, Kuppe – Knopf, Knappe? Wie kommt griechisch κάπρος zu der Bedeutung Eber, gegenüber lateinischem caper, altnordischem hafr = Ziegenbock? Dem Eber, aper würde ἄπρος entsprechen, und die Klangähnlichkeit und vielleicht der weitere Anklang an κόπρος, Koth, mag den κάπρος zum Eintritte in das Schweinegeschlecht veranlasst haben. Allerdings findet sich noch bei Homer ὕς κάπρος, was darauf hindeuten könnte, dass κάπρος = Bock eine Zeit lang ||225|| das männliche Thier im Allgemeinen bezeichnet habe. Selbst dann aber war es schwerlich ein Zufall, das es schliesslich vom Eber allein gebraucht wurde.**

aper,
1888

[223]

Unorganischer Lautwandel mag wohl auch dieser Quelle entfliessen. Französisch *gras* = lateinisch *crassus* dürfte den sinnverwandten *gros, grand, grave* seinen Anlaut verdanken.

Endlich
1888 und 1891

[30]

Ferner wäre zu untersuchen, ob nicht die falsche Etymologie gelegentlich auch die grammatische Behandlung der Wörter beeinflusst habe, ihre Formbildung oder syntaktische Construction.

Endlich wird ein Fremdwort um so leichter volksthümlich werden, je mehr es das lautsymbolische Gefühl zu befriedigen scheint. Das slavische „pomäle“ bekanntlich weiter zu „pomadig“ verunstaltet, hat einen trüg sanften Klang. Ähnlich ist es mit „dusemang“ (*doucement*), das nebenbei an duselig erinnert. Auch die Namen mancher Musikinstrumente muthen uns onomatopoetisch an: Posaune, Flöte, Hoboe (*haut-bois*), Cymbel, Cither, Violine, Castagnette. In anderen Fällen mag der Klang des Fremdwortes seine Bedeutung beeinflusst haben. So bei Pöbel, renitentes Frauenzimmer, fidel = lustig (?).

II. §. 9. Gebundene Rede.

Was die Etymologie als Wurzeln bezeichnet, waren eben solche bedeutsame Laute und Lautverbindungen. Man darf annehmen, dass im Urzustande der Sprachen für das Gefühl der Redenden alle Wurzeln, aber auch nur die Wurzeln und ihre Lautbestandtheile lautsymbolischen Werth hatten. Im Laufe der Zeiten hat sich jenes Gefühl nicht verloren, sondern es hat nur andere Richtungen genommen. Das seelische Bedürfniss ist geblieben, und es sucht Befriedigung, wo immer sie von den Thatsachen geboten wird.

Lautverbindungen;
man
1888
Lautbestandtheile,
1888
Wert
1888
Lauf
1888
Bedürfnis
1888

§. 9.

Gebundene Rede.

Bei längerem Sprechen müssen wir von Zeit zu Zeit Athem holen, und dies kann auf die Rede zweierlei Wirkung üben. Entweder unterbrechen wir sie und benutzen die Pause zum Einathmen, oder wir sprechen zeitweilig nicht mit aus-, sondern mit einströmendem Athem, wie in einem Seufzer oder schluchzend. Ersteres bildet wohl überall die Regel; aber auch die einathmende Sprechweise ist gar nicht so selten, wie man meinen sollte. Beschäftigte Leute bedienen sich ihrer oft nachlässigerweise in ihren einsylbigen Antworten. Und wo die Rede selbst keine geistige Pause zulässt, wie bei fortlaufendem Zählen, da pflegt die Erscheinung periodisch wiederzukehren. Das kann man z. B. bei Strickerinnen, die die Maschen abzählen, beobachten.

Jenes Andere aber, das Innehalten in der Rede, die Pause, ist das Wichtigere. Denn hier wirken Körper und Seele recht sichtlich zusammen. Auch ||226|| das Denken verlangt Pausen, der Gedankengang vollzieht sich in Abschnitten, die des Ausdrucks bedürfen, und da ist die negative Ausdrucksweise, die Pause, die einzig sachgemässe.

Die frisch gefüllte Lunge ist natürlich zu kräftiger Tonerzeugung geeigneter und geneigter, als die sich allmählich erschöpfende. Das ist einfach mechanisch. Die Seele aber beherrscht den Mechanismus und |224| spart die Kräfte auf für die Kraftstellen. So ist denn der Anfang der Rede durchaus nicht immer am Stärksten betont. Wo hingegen das Reden selbst vorwiegend mechanisch geschieht, beherrscht von Gedächtniss und Gewohnheit, da wird der Hergang roh mechanisch, und eben in der mechanischen Gleichmässigkeit findet die Seele ihr bescheidenes Genüge. Da stellt sich ganz von selbst etwas wie gebundene Rede ein: annähernd gleiche Länge der Abschnitte, annähernd gleiche Vertheilung der Betonungen. Man beobachte nur, wie Schüler ihre Paradigmen hersagen: *ménsa mensae mensae – ménsam mensa mensa; ámo amas amat – amámus amatis amant*. Dabei fällt denn wohl noch ein zweiter (Neben-)ton auf die letzten Glieder; denn

mechanischen
1891

Glieder:
1891
den
1901

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

der Rest der Luft wird mit Kraft hinausgestossen, um der frisch einzunehmenden Platz zu machen.

Rhythmisches Thun lieben wohl die Menschen aller Länder und Völker. Gesang, Tanz, Taktschlagen mit den Händen, mit Trommeln oder Klappern sind meines Wissens allverbreitet. Und kaum weniger verbreitet ist die Gewohnheit stehender, solenner Sprüche, es seien Sätze der Erfahrung, der Moral oder des Rechtes, Begrüßungsformeln, Gebete oder Beschwörungen. Beachtet man, wie Kinder und Ungebildete dergleichen sprechen, so wird jenes geistleibliche Bedürfniss des Menschen nach Rhythmus recht sinnfällig. Da wird die Rede singend oder plärend, begleitet von taktmässigen Körperbewegungen, und eine geistlose Betonung schafft etwas wie ein Versmass auch da, wo von Hause aus gar keine Verse waren. Willkommen ist es, wenn in annähernd gleichen Abständen Laut- oder Sinnähnliches wiederkehrt, und so zu sagen der Text selbst die Weise zum Tanze aufspielt. Und wo er das nicht von selbst thut, da ist es menschlich, dass man ihm nachhilft, Gleichklang oder Gleichmass schafft, sei es auch auf Kosten des Sinnes oder der Sprache. So naturwüchsig scheint mir, ihren ersten Anfängen nach, die gebundene Rede mit ihren Lizenzen.

Nun ist es zwar nicht Vieles, was solchergestalt zur gebundenen Form drängt, aber das Wenige kehrt häufig wieder, übt also doch in der Sprachgewohnheit eine gewisse Macht. Das Veraltete scheint noch nicht ganz todt zu sein, das Ungewöhnliche nicht schlechthin verpönt. Und wo Wörter in gewisser Reihenfolge hinter einander hergesagt zu werden pflegen, wie die Zahlwörter von den Kindern, die sie lernen müssen, da kann wohl jene urwüchsige gebundene Rede geradezu das Laut- und Formenwesen zerstören. Gewisse unregelmässige Erscheinungen in dem Zahlwesen der indochinesischen Sprachen ||227|| möchte ich gerade hieraus erklären. Die Sache ist meines Wissens anderwärts noch nicht verfolgt worden, auch in der That schwer verfolgbar; aber als eine Möglichkeit, mit der man rechnen muss, wollte sie erwähnt sein.

Eine gewisse Verwandtschaft des hier Besprochenen mit dem lautsymbolischen Gefühle leuchtet ein, und sie wird doppelt einleuchtend, wenn wir an jene Kunstformen denken, in denen die gebundene Rede in Rhythmus und Ton die Stimmung symbolisirt, wie in den Metren der griechischen Dramen oder in den freien Klangmalereien japanischer Dichtungen. Aber auch schon die Reime, Aliterationen und Assonanzen in ständigen Redensarten sind im weiteren Sinne Formen gebundener Rede.

Doch noch weiter dürfen wir gehen. Unser Denken bewegt sich gern in Antithesen, und nach dem Baue unserer Sprachen sind Wörter von entgegengesetzter Bedeutung oft zum einen Theile einander gleich, zum anderen von einander ver-

II. §. 10. Bedeutungswandel, Verluste und Neuschöpfungen.

schieden. Nun hebt die Betonung den Gegensatz hervor, also in der Antithese die sich unterscheidenden Worttheile, gleichviel ob der regelmässige Accent auf sie fällt oder nicht. So sagen wir der allgemeinen Regel gemäss: „éingehen und áusgehen“, aber: „ausgéhen und ausfáhren“. Wo uns der Gegensatz besonders geläufig ist, da mag wohl die Accentverschiebung ständig werden, und so geschieht es z. B., dass Leute, die sich viel mit Grammatik beschäftigen, Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum und die Namen der Casus ein für allemal auf der ersten Sylbe betonen. So kann jenes Gleichklangsgefühl auch da noch einseitig nachwirken, wo der Gegenklang fehlt, aus der zeitweiligen Störung kann eine dauernde werden, und unter den Mächten, die an den Veränderungen der Sprachen mitwirken, gebührt auch der gebundenen Rede ein bescheidener Platz.

§. 10.

Bedeutungswandel, Verluste und Neuschöpfungen.

Einleitung.

Die Wechsel in den Bedeutungen und Anwendungen der Wörter und grammatischen Formen werden wohl in den Wörterbüchern nach Möglichkeit verzeichnet, beziehungsweise in geschichtlichen Grammatiken verfolgt; ihre Ursachen und Gesetze aber sind meines Wissens noch nie mit Erfolg systematisch festgestellt worden. Dieser Theil der allgemeinen [226] Sprachwissenschaft gehört noch zu den wenigst gepflegten. Und das mit gutem Grunde. Denn nirgends dürften zuverlässige thatsächliche Unterlagen schwerer zu gewinnen sein, als hier, und kaum irgendwo sonst mögen Zufall und Laune freier walten. Wir schlagen auf gut Glück ein deutsches Buch aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ||228|| auf, lesen ein paar Zeilen und stossen gleich auf so und so viele Dinge, die unserm Sprachgebrauche zuwider sind. Es ist nicht nur der Stil, der uns befremdet, nein, es ist auch der Gebrauch vieler Wörter, ihre phraseologische und syntaktische Verknüpfung anders als in unsern Tagen. Wenn es gut geht, mögen wir aus dem Grimm'schen Wörterbuche ersehen, wann ungefähr die Änderung eingetreten ist; über das Warum und Woher aber kann selbst ein solcher Thesaurus das zehnte Mal keine Auskunft geben. Es gilt gerade von diesen Neuerungen ganz besonders, dass sie nicht mit einem Male durchbrechen, sondern sich allmählich von einem Punkte aus verbreiten: diese Epidemien sind nicht miasmatisch, sondern contagiös.

soviele
1891

unseren
1891

Jede Sprachgeschichte muss zugleich Bedeutungsgeschichte sein; es gelte den Wörtern oder grammatischen Formen, so muss sie verfolgen, inwieweit sich deren Werth behauptet oder nach Zeiten und Orten verändert habe, sie muss

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

auf den früheren, womöglich mit Hülfe der Etymologie, auf den ursprünglichen Werth zurückgehen. Man weiss, wie wichtig hierbei die Composita werden können. Unser „Marschall, Marschalk“ ist jetzt ein hoher Titel, bedeutete aber vormals einen Pferdeknecht. Und seltsam, gerade umgekehrt in der Werthscala haben sich die beiden Bestandtheile des Compositums bewegt: „Mähre“ schimpft man ein altes hässliches Pferd, und „Schalk“, das wir aus Luthers Bibelübersetzung im übeln Sinne kennen, ist heute eins unsrer kosenden Schimpfwörter: man weiss, dass man damit etwas wie „Gauner, Schurke“, zugleich aber auch begütigend seine Mitfreude an der kleinen Schurkerei und sein Wohlgefallen an dem „schalkhaften“ Menschen ausspricht.

Doch wer sich auf dies Forschungsgebiet wagt, der darf sich Glück wünschen, wenn ihm so handgreifliche Dinge begegnen. Sieht er genauer zu, so ist um ihn her Alles schwankend. Er hat es mit Bedeutungen zu thun, will Begriffe feststellen, das heisst umgrenzen. Aber die Grenzen selbst scheinen zitternd zu flimmern, wie vor einem geblendeten Auge: handelt es sich nicht um das Allerconcreteste, so wenden kaum zwei Individuen denselben Ausdruck genau im gleichen Umfange an. Nun sucht er nach dem Kern, nach dem Mittelpunkt, von dem alle jene Bedeutungen und Anwendungen auszustrahlen scheinen. Aber ist dieser bei allen Individuen, ist er auch nur bei der Mehrzahl der Nation der gleiche? Das Körperliche der Sprache ist freilich nicht minder unstät und der Eigenart des Einzelnen unterworfen; aber es ist doch von gröberer Art und leichter zu packen. Die Bedeutungsgeschichte ist recht eigentlich eine Arbeit philologischen Feinsinns und Taktes; aber eine Aufgabe der Sprachwissenschaft ist sie so gewiss, wie die Bedeutung der Lautkörper zur Sprache gehört.

Wie dermalen die Dinge liegen, kann die Wissenschaft nichts Besseres thun, als die bisher gesammelten Erfahrungen sichten und dann versuchen, wie||229||weit sich auf apriorischem Wege das Gebiet der Möglichkeiten austasten lässt. Vielleicht gelingt es ihr hierbei, eine gewisse Vollständigkeit zu erzielen; vielleicht glückt es ihr sogar, gewisse Möglichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten zu erheben. Zunächst aber liegt es ihr ob, die Thatsachen zu überschauen und zu ordnen, mit denen sie es zu thun haben wird.

Anmerkung,. Anregendes bieten KURT BRUCHMANN, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. Leipzig 1888. CARL ABEL, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885.

§. 11.

Classification der einschlägigen Thatsachen.

Jedes Wort, jede Wortverbindung (Redensart) und jede grammatische Form, – diese sei Wortform, Formwort oder syntaktische Construction, – mit einem Worte jeder sprachliche Ausdruck ist Vertreter eines Begriffes, das heisst eines Inbegriffes von Vorstellungen, deren Umgrenzung wir die Definition nennen. Die Bedeutung verändert sich, das heisst die Grenzen verschieben sich, werden enger, weiter, rücken wohl auch einseitig von der Stelle. Stellen wir uns diese Umgrenzungen kreisförmig vor, so können wir ihre Veränderungen durch grössere oder kleinere Kreise mit gleichen oder verschiedenen Mittelpunkten darstellen. [227] Und allerdings ist das Symbol des Kreises passend; denn alle Bedeutungen des Ausdrucks bilden eine geschlossene Einheit und entfliessen strahlenförmig einem gemeinsamen Mittelpunkte. Diesen zu entdecken fällt manchmal schwer. Es giebt Fälle, wo er verwischt, die Grundbedeutung vergessen ist, und jene Strahlen nur noch an vereinzelter Punkten leuchten. Dann aber ist auch im Sprachbewusstsein die Einheit gelöst. Unser Wort „gerben“ hatte vormalig die Bedeutung: zubereiten, fertig machen; vor Alters wurde es ganz im allgemeinen Sinne gebraucht, jetzt bekanntlich nur noch vom Leder. Bei dem Worte „gar“ = fertig gekocht, und nun vollends bei jenem „gar“ in den Redensarten „gar zu viel, gar oft, lieber gar!“ aber denkt Niemand mehr an gerben. Hier ist im Sprachbewusstsein das etymologische Band zwischen zwei verwandten Wörtern gerissen. Es ist aber auch möglich, dass ein und dasselbe Wort in der gleichen Lautform an zwei ganz verschiedenen Punkten der Vorstellungswelt auftritt und dann im Sprachbewusstsein ganz jenen Homophonen verschiedenen Ursprungs wie „sein“ = *esse* und „sein“ = *ejus* gleichgesetzt wird. Man denke an „Bein“ = Knochen und „Bein“ = Gehwerkzeug. Auch das Umgekehrte ist möglich: zwei grundverschiedene Homophone können im Sprachbewusstsein zu einer Art verwandtschaftlicher Gemeinschaft zusammenrücken. Uns Mittel- und Oberdeutschen geht es wohl so mit „ringen“ (niederdeutsch: wringen) und „sich ringeln“. Dort war der Hergang wie bei gewissen ||230|| Infusorien, die sich durch Spaltung vermehren; hier erinnert er an das Zusammenfliessen zweier benachbarter Tropfen.

Wenn nun Ausdrücke ihre Bedeutungen und Anwendungen verändern können, so können sie natürlich auch verlieren, und dann verschwinden sie aus der lebenden Sprache, werden vergessen oder günstigstenfalls noch als Archaismen gekannt. Begriff und Namen mögen gleichzeitig verloren gehen, das heisst veralten; – man denke an die Lichtputze, den Falkner. Oder es tritt ein anderer Name, ein schon vorhandener oder neu geschaffener, an Stelle des alten: der Schul-

ze wird Bürgermeister oder Ortsvorsteher, der Drost Landrath, der Frohn oder Büttel Gerichtsdienner genannt, das Retourbillet als Rückfahrkarte verdeutscht u. s. w.

Zwischen dem Bedeutungswandel und der Abschaffung mitteninne, oft letztere vorbereitend, steht als eine besondere Art der Verengung die Erhöhung oder Erniedrigung im Werthe. Der Ausdruck wird nur noch im ehrenden oder im herabwürdigenden Sinne gebraucht, z. B. englisch [228] *queen*, eigentlich = Weib, nur noch von der Königin, deutsch Kerl, eigentlich = Mann, nur noch von gemeinen Leuten. Als deutscher Königsname Karl aber hat es bei den Slaven in den Formen Kral, Krol, Korolj und bei den Magyaren als Király die allgemeine Bedeutung „König“ angenommen, – ganz wie der Eigenname Caesar mit der Zeit dem **Imperator** gleichbedeutend geworden ist. In China masste sich der gewaltthätige Kaiser Schi-hoang-ti im dritten Jahrhunderte v. u. Z. ein bis dahin Jedem erlaubtes Pronomen der ersten Person zum ausschliesslichen Gebrauche an. So wurde bekanntlich das Appellativum δῶβολος, der Verleumder, zu einem neuen Eigennamen des Satans.

imperator
1891

Jeder Begriff verlangt einen Ausdruck. Woher nun die Ausdrücke für die neuen Begriffe? Stammte der neue Begriff aus dem eigenen Lande, so ist es wohl natürlich, dass er mit heimischen Sprachmitteln benannt wurde. So geschah es in der griechischen Philosophie, in der indischen Grammatik und anderwärts. Wo aber, wie im heutigen Europa, die Culturgüter internationales Gemeingut sind, da ist es gerechtfertigt, wenn auch ihre Namen auf das muttersprachliche Gepräge verzichten. In unseren Wissenschaften sind lateinische und griechische Fremdwörter oft bequemer, als ihre puristischen Nachbildungen, und wo solche gesetzlich eingeführt werden, wie in unserm Verkehrswesen, da können Jahre vergehen, ehe sie wahrhaft eingebürgert sind. Man gebraucht sie vielleicht mit Freuden, aber nicht unbefangen, schreibt: Drahtbericht und denkt im Stillen: Telegramm.

europäisch-
amerika-
nische
1891

Im Erfindungswesen wie in den Wissenschaften bildet die **europäisch-amerikanische** Welt eine Einheit, in der die staatlichen Schranken so wenig wie möglich gelten. Das Griechische, dessen Fähigkeit zur Bildung neuer Zusammensetzungen man dabei nach Gefallen ausnutzt, ist mit einem Theil seines Wort-
[231]schatzes fast in den Kreis der gemeinverständlichen Werthzeichen, der mathematischen und chemischen gerückt; und die neuen Begriffe, die die neuen Composita ausdrücken, sind uns anfangs ebenso fremd und werden uns bald ebenso geläufig, gleichviel ob sie aus Leipzig, Paris oder New York stammen.

Anders ist es mit denjenigen Begriffen, die tief im nationalen Gemüths- und Sittenleben wurzeln, zumal mit den religiösen. Mag die neue Lehre noch so begeisterte Aufnahme finden, die Sprache scheint sich ihr nur widerwillig zu fü-

II. §. 12. 1. Ähnlichkeit der Vorstellungen.

gen. Wir Europäer haben seiner Zeit die griechischen und einige hebräische Ausdrücke des Christenthums un[229]gekau wie Pillen **hinuntergeschluckt** und dann nach der Weise unserer Sprachen, oft bis zur Unkenntlichkeit, verdaut. Was ist nicht alles aus ἐπίσκοπος, aus ἐλεημοσύνη geworden! Glimpflicher sind in der Regel die Bekenner des Islâm, die Türken, Perser, Inder, Malaïen, **Berber**, mit den arabischen Fremdwörtern umgegangen. Auch in den Sprachen der indisch gebildeten Völker malaischen Stammes, der eigentlichen Malaïen, der Javanen, Sunda-nesen u. s. w. ist das fremde Gut noch leicht zu erkennen. Weit freier schalteten die monosyllabisch redenden Hinterinder, die Siamesen, Barmanen, Kambodja-ner, als sie sich die Sanskrit- und Paliwörter mundgerecht machten. Die Tibeter nahmen wohl mit dem Buddhismus Sanskritwörter und -Phrasen auf, gefielen sich aber bald in entsetzlichen Umbildungen dieser Fremdlinge, in einer Art zwischenzeitlicher Übersetzungen, und das buddhistische Chinesisch ist vollends ein Gräuel. Man muss nun bedenken, dass hierbei die Willkür, das Geschick oder Ungeschick der Sendlinge ebensoviel Antheil hatte, wie das Fassungsvermögen und die Zungenfertigkeit der Neubekehrten.

herunter-
geschluckt
1891

Berber,
1891

Mehr als andere Arten des Culturerwerbes pflegen Neuerungen in Glauben und Recht das Alte zu verdrängen; sie sind um so unduldsamer, je tiefer sie in's Leben und Denken des Volkes eingreifen. Nun wird entweder das Alte ganz **ver-gessen** oder es erscheint in neuem Lichte. Die zoroastrischen Irânier machten die alten Götter zu argen Dämonen, *daêva*; die germanische Göttin Hulda wurde zur unheimlichen Frau Holle. Oder es bemächtigt sich die Religion gewisser **Ausdrücke**, ausschliesslich für ihre Zwecke, so im Deutschen: taufen, eigentlich = tauchen, beichten = gestehen.

vergessen,
1891

Ausdrücke
1891

Es wäre ein interessantes Schauspiel, wenn man der Bedeutungsgeschichte auch nur einer Sprache, und dann auch nur innerhalb eines Jahrhunderts folgen könnte. Ein Schauspiel fortwährenden Ringens und Drängens, nur, leider, viel zu bewegt für den beobachtenden Blick, einem wimmelnden Ameisenhaufen ähnlich.

||232||

§. 12.

Die bewegenden Mächte.

1. Ähnlichkeit der Vorstellungen

Wir fragen: Wie kommt ein Ausdruck zu einer neuen Bedeutung? Diese Frage wird sich in vielen Fällen mit jener anderen decken: Wie [230] kommt eine neue Vorstellung zu einem Ausdrucke? Denn einer der gewöhnlichsten Wege ist der der Übertragung.

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Wir haben es hier zunächst nur mit Bedeutungserweiterungen zu thun. Das liegt auf der Hand; denn die Verengung erfasst nicht einen neuen Vorstellungskreis, sondern zieht sich auf einen Theil des alten zurück; und die Verschiebung wird in der Regel nach Raupenart durch abwechselnde Streckung und Zusammenziehung vor sich gehen.

Also auf welche neuen Vorstellungskreise wird sich ein Ausdruck zunächst erstrecken? Die Antwort liegt fast schon in der Frage: Auf die nächstliegenden. Welches aber sind diese? Die meisten durch sprachliche Ausdrücke vertretenen Vorstellungen enthalten eine Anzahl Theilvorstellungen, Merkmale, deren Inbegriff sie eben sind. Was an einem dieser Merkmale theilnimmt, steht ihnen nahe, ist ihnen verwandt. Und es ist ihm um so näher verwandt, je zahlreicher und hervorragender die gemeinsamen Merkmale sind. Nun kann die Begriffserweiterung je nach den verschiedenen Merkmalen verschiedene Richtungen einschlagen. Dafür ein paar Beispiele.

Der Flügel ist ein seitlicher Theil: das ist auch der Flügel eines Hauses oder eines Heeres. Er ist ein bewegender Mechanismus und bewegt sich in der Luft: das gilt auch vom Flügel der Windmühle. Er hat eine dreieckartige Gestalt: darin ähnelt ihm eine Art der Claviere.

Grün und rosenfarben gelten für angenehm; darum sagt man: Einem grün (= hold) sein, und redet von rosenfarbener Laune. Grün ist aber auch die charakteristische Farbe des Frühlings, daher der unreifen Jugend; darum redet man geringschätzend von grünen Jungen.

So möge man nun auch die Vieldeutigkeit von anstehen, Anstand erklären: anstehende Früchte, Jagd auf dem Anstande; es steht mir nicht an = es behagt mir nicht; ich nehme keinen Anstand = ich trage kein Bedenken; Anstandsregeln = Regeln der guten Sitte.

Das Wort ob ist wohl ursprünglich örtliche Präposition für das höher Befindliche; man vergleiche „oben, oberer, über“. Die Wirkung erwächst aus der Ursache, diese ist der Grund, gilt als das Untere; darum ob = wegen. Der Grund ist oft zweifelhaft, will erforscht sein, und der Zweifel ist Grund des Forschens; daher ob als fragende und zweifelnde Conjunction, holländisch of = oder.

Im Altchinesischen giebt es eine Anzahl lautähnlicher Pronomina der zweiten Person. *nî* (*rî*), *ñî* (*rî*), *ñû* (*žû*), *ñok* (*žok*) und *nài*, die auch in anderen Bedeutungen einander nahe kommen: *ñî* und *nài* etwa = und: *ñû* und *ñok* = wenn, wie; *ñî*, *ñû*, *ñû*, *ñok* eine Art Adverbialsuffixe: „-lich.“ Anscheinend sind sie alle einem Adverb *nî* (*rî*) verwandt, das „nahe“ bedeutet, und ihr ursprünglicher Werth war demonstrativ: „da.“ Diesen Sinn: „da, dabei“ hat noch *ñî*; *nài* dagegen bezeichnet das in der Zeitfolge Nahe: „darauf, dann.“ Der Art nach nahe ist das

II. §. 12. 1. Ähnlichkeit der Vorstellungen.

Ähnliche: „wie“, *ñû*, *ñok*; den Umständen nach nahe ist die Bedingung: „wenn“, *ñok*, *ñû*; und dem Redenden nahe ist der Angeredete: „Du.“ Ähnlich ist es, wenn im Lateinischen *iste* = „der da“ das Possessivpronomen *tuus* vertritt: *ista manus* = *tua manus*.

„Hier“ ist allemal wo ich bin, und was hier ist, nenne ich **dieses**, im Gegensatz zu dem und jenem, was da oder dort ist. So erklärt sich [231] der lateinische Gebrauch von *hic*, *iste*, *ille* = *meus*, *tuus*, *eius*. So auch im Chinesischen das Zusammentreffen der Pronomina der zweiten Person mit Conjunctionen für örtliche und zeitliche Nähe und für Ähnlichkeit.

dieses,
1891

Wo die übertragene Anwendung die Überhand gewinnt, liegt es nahe, dass sie vollends zur Alleinherrschaft gelangt. Für die ursprüngliche Bedeutung stellt sich dann ein neuer, natürlich auch übertragener Ausdruck ein, die Ämter werden neu besetzt, die Diener mit oder ohne Beförderung versetzt. Das lateinische *caput* und unser „Haupt“ haben früher schon bildlich zur Bezeichnung des Höchsten, Wesentlichsten gedient. Je mehr diese Vorstellung in den Vordergrund trat, desto mehr verdunkelte sich jene des Körpertheiles. So geschah es, dass italienisch *capo*, französisch *chef* und deutsch Haupt nun ausschliesslich oder doch vorzugsweise im übertragenen Sinne gebraucht wurden, und nun dort *testa*, *tête*, hier das sinnverwandte Fremdwort Kopf (= Hirnschale, Pfanne, schwedisch *panna*) als Namen des Körpertheiles üblich wurden. Ähnlich mag es sich mit Bein und Knochen verhalten.

Eine besondere Art der Ähnlichkeit ist die des Lautes, und die **Übertragungen**, die auf ihr beruhen, können wahre Verschmelzungen bewirken. Unser Wort ja vereinigt jetzt in sich die Bedeutungen der französischen *oui* und *si*, *si fait*. In den obersächsisch-thüringischen Mundarten antwortet man auf die affirmativ gefasste Frage mit „ja“ = *oui*, auf die negative mit „jo“ = *si fait* (mittelhochdeutsch *joh* = doch). „Schwierig“ hiess ursprünglich: mit Schwären behaftet; eine missverständliche Etymologie hat es aber zu „schwer“ hinübergezogen und ihm die Bedeutung „beschwerlich“ gegeben.

Übertragungen
1891

Auch die Laune mag sich dessen bemächtigen. Civilisten erinnert in der Aussprache Zifflisten an den Namen der Philister, den die Studenten den Bürgern geben, und mit dem wir nun weiter platte Alltagsmenschen bezeichnen. Diese Erklärung, meines Wissens von meinem Vater herstammend, dürfte noch immer die einleuchtendste sein.

Eine merkwürdige Wirkung der Klang- und Gestaltähnlichkeiten kann man in der Geschichte der Spielkarten beobachten. Die ältesten Farben waren die spanisch-italienischen: Schwerter, *espadas*, *spadi*, Keulen oder Stöcke, *bastos*, *bastoni*, Kelche, *copas*, *coppi*, und Goldstücke, *oros*, *denari*. Die *espadas*, *spadi* wur-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

den nun auf germanischem Boden zu Spaten, englisch *spades*, oder Schüppen und nahmen deren Form an, die dann der Lanzenspitze, *pique*, oder dem Linden-[\[234\]](#)blatte (Grün, Laub der deutschen Karte) ähnlich wurde. Die *bastos* haben noch in der Baste, Bastille, dem Trefle-As des Lhombrespiels, ihren Namen bewahrt. Dieser [\[232\]](#) wurde in's Englische übersetzt: *clubs*. Im Niederdeutschen erscheint dafür das lautähnliche Klever = Klee, und dessen kreuzartige Gestalt verwandelte sich in der deutschen Karte in die Eichel oder Ecker. Das spanische *dos* oder französische *deux* wurde zum deutschen Daus, englisch *deuce*, und dies dann wieder zu einem klangähnlichen Euphemismus für *devil*: *The deuce*!

Wie seltsam manchmal Zufälligkeiten zusammenwirken können, dafür will ich in Ermangelung eines besseren Platzes hier ein Beispiel erzählen. In Altenburg war früher das Lehrerseminar im Erdgeschosse des Gymnasialgebäudes untergebracht. Ob die Jünglinge, die dort ein- und ausgingen, Gymnasiasten oder Seminaristen, ob Beide verschieden waren, darum kümmerte sich der gemeine Mann natürlich nicht weiter, ihm galten Beide gleich, und er nannte sie Semnasiasten.

§. 12.

2. Composition und Construction

Es scheint mir einleuchtend, dass da, wo die Sprache am Beweglichsten, die Herrschaft des Einzelnen über sie am Freiesten ist, auch der Hauptgrund der Bedeutungsveränderungen zu suchen sei. Nun mag eine Sprache noch so beschränkt und arm in ihren Formenmitteln, noch so eingeeengt in Regeln sein: dem freien Schaffen lässt sie immer noch einen beträchtlichen Spielraum.

a. Grosse Freiheit herrscht natürlich im Stile der Rede, ob er ruhig oder erregt, breit oder zugespitzt, vielleicht durch treffende Vergleiche besonders anschaulich ist. Gerade Letzteres scheint wichtig; denn es spricht an und steckt an. Ein treffendes Gleichniss findet leicht Verbreitung, und wir wissen, wieviel der Mensch in Gleichnissen redet. Findet nun das Gleichniss Anklang, so gewinnt der Ausdruck eine übertragene Bedeutung, die am Ende seine Grundbedeutung ganz verdrängen kann. Die deutschen Wörter „begreifen, durchschauen, ermitteln, verstehen“ sind Beispiele hierfür. In anderen Fällen besteht die Grundbedeutung neben der übertragenen, z. B. „abtreten, vertreten, verstellen, vorstellen, erfassen, Anstand.“

b. Auch die syntaktische und phraseologische Verknüpfung der Wörter lässt der Freiheit Raum. Ich habe die Wahl, ob ich dieses oder jenes Wort mit einem anderen durch „und“ oder „oder“ verbinden, das heisst als sinnverwandt oder entgegengesetzt behandeln will. Werden solche Verbindungen einmal üblich, so wir-

ken die beiden verbundenen [233] Wörter in ihren Bedeutungen anziehend oder abstossend aufeinander, das Sinnverwandte wird noch sinnähnlicher, das Entgegengesetzte noch entgegengesetzter. Das Wort „schlecht“ bedeutet ursprünglich schlicht, einfach. Ehe es zu seinem jetzigen übelen Sinne kommen konnte, musste es in Verbindungen üblich gewesen sein, in denen das [235] Einfache als das *Mindergut* erschien, etwa: ein schlechtes Haus oder Gewand, im Gegensatze zu einem vornehmen. Heute hat das Wort seinen ursprünglichen Sinn wohl nur noch in den Compositis schlechtweg, schlechthin, schlechterdings, und dann in der Redensart „schlecht und *recht*“. Aber schon in *dieser* letzteren wird es kaum mehr als das verstanden, was es von Hause aus vorstellen sollte, den Meisten dünkt es wohl eher *wie* ein matter Gegensatz: in der Form unerfreulich, aber in der Sache richtig, – oder gar wie ein Ausdruck der Gleichgültigkeit: wie es eben kommt; kommt es gut, so ist es gut, und kommt es anders, so ist es auch gut. Der Mann, der schlecht und recht lebt, ist eben genügsam; und jener, der sein Gewerbe schlecht und recht übt, mit dem muss man es nicht zu genau nehmen.

Mindergute
1891

recht“;
aber
1891
dieser,
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
dieser]
1891
als
1901

Soviel über die coordinirenden Verbindungen, die cumulativen, wie die alternativen. Die prädicativen, adjectivischen, genitivischen, adverbialen und objectiven haben vielleicht nicht ganz soviel Tragweite. Und doch können auch sie den Bedeutungswandel beeinflussen. Zumal mit dem Anstandswerthe der Ausdrücke stehen sie in Wechselwirkung. Weil dies Prädicat oder Attribut in der und der Verbindung gebräuchlich ist, gilt es für ehrend oder herabwürdigend, – und weil es für das gilt, wird es nun weiter nur in verwandten Verbindungen gebraucht. Gewiss wirkt dabei auch die Grundbedeutung. „Schreiten“ lässt an wohlgesessene, feste Schritte denken, wie sie der Vornehmheit geziemen; „gehen“ und nun vollends „schlendern, laufen, trippeln“ haben nichts von diesem Beigeschmacke. Darum heisst es wohl: „Der König oder Minister schritt durch die Ausstellungssäle“; von untergeordneten Menschen aber sagt man, sie seien darin umhergegangen. Auch des grossen Napoleon wenig vornehmer Laufschrift, auch das zierliche Trippeln einer Fürstin wird in den Zeitungsberichten als Schreiten bezeichnet. Geschöpfe sind wir Alle, Menschen, Thiere und Pflanzen, die Weltkörper sogut, wie die Sandkörner. Es ist nun auch natürlich, dass man in erster Reihe bei den beseelten Wesen an ihren Schöpfer und an ihre Abhängigkeit von diesem, an ihre Hilfslosigkeit und ihr Elend dachte. Und auch das ist [234] natürlich, dass ein Name, der Menschen und Thieren gleichmässig zukommt, nicht für achtungsvoll gilt. Ein hochmüthig vornehmer Sprachgebrauch des vorigen Jahrhunderts hat ihn aber den untersten Volksclassen und zwar, vermuthlich dem französischen *créature* zuliebe, vorzugsweise ihren weiblichen Angehörigen zugetheilt. Ähnlich ist es bekanntlich mit dem Worte „Person“ geschehen. Das Wort „Mensch“ ist im

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Schriftdeutschen Masculinum, im Schwedischen Femininum und im Dänischen Neutrum. Wegen seiner Allgemeinheit eignet es sich mehr zur geringschätzigen, als zur ehrenden Anwendung; gegen Alter, Geschlecht und Stand verhält es sich ja gleichgültig. So erklärt es sich, dass man wohl von einem liederlichen, verkommenen, dummen Menschen, aber lieber von einem grossen, vortrefflichen Manne redet. Das grammatische Ge||236||schlecht bringt es nun weiter mit sich, dass wir Deutschen nie eine Frauensperson als einen Menschen und nicht so leicht einen Mann als eine Person bezeichnen. Das Neutrum aber, das Mensch, **Plural:** die Menscher, wird in manchen Theilen des oberdeutschen Sprachgebietes ganz unbefangen und unverfänglich für Dienstmägde und Bauerndirnen gebraucht, während es anderwärts bekanntlich geradezu als schmutzig verpönt ist. Wie willkürlich es **nun** trotz aller Etymologie in solchen Dingen zugehen kann, dafür ein Beispiel. Das Wort „hold“ vereinigt bekanntlich (wie „schnöde“ und „verächtlich“) zwei Bedeutungen in sich, eine active: liebevoll, in der Wendung: Einem hold sein, – und eine passive: lieblich. In letzterem Sinne hat es den Nebengeschmack des Einfachen und Jugendlichen; und so spricht man von einem holden Mädchen, wohl auch von einem holden Knaben oder von einem holden Frühlingstage, holdem Erröthen u. s. w. „Huldvoll“ aber sind und handeln nur sehr hohe Herrschaften, – das Wort gilt in der feierlichen Redeweise fast als ein **Superlativ** von gnädig.

c. Die Fähigkeit, eigentliche Composita zu bilden, besitzen bekanntlich manche **Sprachen**, wie Sanskrit, in fast unumschränktem Masse, andere, wie die romanischen, die uralaltaischen und semitischen Sprachen, so gut wie gar nicht. Offenbar ist die Zusammensetzung, wo sie sich bietet, das fruchtbarste Mittel der Wortschöpfung. Für den Bedeutungswandel hingegen wird sie ungefähr denselben Werth haben, wie die entsprechende syntaktische Verknüpfung. Gleich dieser ist sie löslich, solange sie noch als Zusammensetzung empfunden wird. Nun aber drängt das Bequemlichkeitsbedürfniss zu Kürzungen, andeutungsweise nennt man [235] nur den Theil des Ganzen, auf den es ankommt. Ist die Rede von Schiessgewehren, so sagt man nicht: der Gewehrlauf oder der Lauf des Gewehres, sondern kurzweg: der Lauf.

d. Solche Kürzungen sind überall möglich, wo sie mit der Deutlichkeit vereinbar sind, und sie können offenbar die ärgsten Sinnverschiebungen herbeiführen. Es braucht nur das Stichwort in übertragener Bedeutung gemeint zu sein und dann weiter nach anderen Ähnlichkeitsgründen auf Fremdes übertragen zu werden. Das lateinische Wort *axilla* ist ursprünglich ein Diminutivum von *axis*, bedeutet also eine kleine Achse. Nun wurde es auf die Achse des Armes, das ist auf die Achsel angewandt, und diese Bedeutung wurde die ausschliessliche. Der

Pural:
1901

aber
1891

Super lativ
1901

Sprachen;
1901

isf
1901

Arm dreht sich in der Achsel, – insofern trifft der Vergleich zu. Nun die weitere Übertragung. Der Zweig sitzt am Stamme der Pflanze, wie der Arm am Rumpfe des Menschen. Darauf hin wird die Stelle, wo der Zweig ansitzt, gleichfalls die Achsel genannt, also gar nicht mehr an Achse und Drehung gedacht. – Man nimmt an, „sengen“ sei von Hause aus ein Causativum von „singen“ nach Art von setzen : sitzen, sprengen : springen u. s. w. (vgl. KLUGE, Etymol. Wb. h. v.). Ist das richtig, hat man wirklich das Knistern und Prasseln brennender Körper ||237|| mit unter den Begriff des Gesanges gefasst: so hat man nun weiter anzudeuten unterlassen, dass dieser Gesang durch Brennen verursacht wird. Dann könnte man sich allerdings fragen, was seltsamer sei, die Bedeutungsübertragung oder die Ellipse? Läge etwa ein grausamer Euphemismus für den FeuerTod und das Geschrei der Gepeinigten zu Grunde? Im französischen Argot heisst *faire chanter*: Schweigegeld erpressen. Das ist wohl auch schadenfroh gemeint: Einen mit Angst peinigen, dass er schreien möchte. Die Sprachen geschlossener gesellschaftlicher Kreise pflegen in derartigen abgekürzten Übertragungen ganz Erstaunliches zu leisten und liefern gute Typen für das, was mehr oder minder in jeder Volkssprache geschehen konnte. (Vgl. § 25: Standessprachen.)

Es geht manchen Wörtern, wie es manchen Menschen geht: aus einem Nebenamte, wozu sie sich gebrauchen lassen, wird am Ende ihr ausschliesslicher Beruf. Dies zeigt sich am häufigsten in der Etymologie der Substantiva. Die starke Kalbe, Färse, wird kurzweg die Starke genannt, die alte Frau kurzweg die Alte. Jedes Substantivum ist ja ursprünglich beschreibend und greift aus den vielen Merkmalen des Dinges ein besonders hervorspringendes heraus. Dieses wird aber in der Regel auch noch anderen Dingen zukommen, und nur die Gewohnheit entscheidet, ob es etwa schliesslich einem einzigen, und welchem es zugetheilt wird. Ist es erst soweit damit gekommen, dann wird bald das Attribut die Substanz vertreten, das Eigenschaftswort oder Participium wird zum Substantivum.

Dieser Vorgang, bekanntlich einer der ältesten und allgemeinsten, ist, rein logisch betrachtet, immer elliptisch, und in unsern Geschlechtssprachen lässt oft das Genus des Substantivums ahnen, welches weitere Substantivum ergänzt werden muss: *aurum*, *argentum* u. s. w. erinnern an das gemeinsame *aes*. Ferner: die Ellipse ist auch psychologisch vorhanden, solange noch in den Seelen der Redenden das Bewusstsein von der prädicativen Grundbedeutung des Substantivums lebt: dann ergänzt man im Stillen das Gesamtbild des Dinges, fügt zum Gelehrten den Mann, zum Renner das Pferd. Und ähnlich ist es auch mit jenen [236] Verben und Adjectiven von übertragener, vergeistigter Bedeutung, solange wir noch das Gleichniss als solches empfinden. Die Seele des Hörenden ergänzt dann, was zur Übertragung nöthig ist. Die des Gebildeten thut dies wort-

los; dem Kinde aber muss man wohl durch erklärende Wörter zu Hülfe kommen, bis es die „Wie, Gleichsam“ u. s. w. selbst in das Gehörte einzuschalten lernt und schliesslich dieser Mittel nicht mehr bedarf. – Aber gerade bei den ältesten Wörtern wird die Ellipse und ihre Ergänzung auch nur in der Seele vorhanden sein. Denn für die Dinge gab es überhaupt keine anderen Namen, als diese oder jene ihrer Merkmale; die Definition, die sich bemüht, alle Merkmale der Gegenstände aufzuzählen, gehört nicht zu den Aufgaben und Bedürfnissen des naiven Geistes. Und seelische Vorgänge können ein für allemal nur im Wege des Gleichnisses, versinnlicht, zur sprachlichen Verkörperung gelangen.

||238||

3. Entähnlichung der Bedeutungen bei Doubletten.

Dem Bequemlichkeitstribe muss es zuwider sein, das Gedächtniss auf die Dauer mit Überflüssigem zu belasten. Überflüssig aber ist Alles, dessen Zweck schon durch andere vorhandene Mittel genügend erfüllt wird. Giebt es also in einer Sprache zwei sich völlig deckende Synonymen, so ist das eine von ihnen unnütz und, solange es dies ist, gefährdet. Es entsteht so eine Art Kampf um's Dasein, zumal wenn sich fremde Eindringlinge breit machen. Und dies ist natürlich auch der häufigste Fall, – man könnte meinen, der einzig mögliche; denn die Muttersprache duldet eben keine müssigen Doppelgänger. Fremd ist aber auch das, was nur einem anderen Dialekte entstammt, und das wird sich natürlich am Leichtesten einnisten. Es geht auch nicht immer an, solche Fremdlinge hinauszuerwerfen: der Verkehr hat auch ihnen ein gewisses Freizügigkeitsrecht gesichert. Was ist nun das Ergebniss? Entweder sie verkommen von selbst, oder sie verdrängen, vernichten die einheimischen Concurrenten, – oder endlich, sie vertragen sich mit ihnen nach dem Gesetze der Arbeitstheilung.

Es ist leicht, für alles dies Beispiele aus der Sprachgeschichte zu finden. Was vom Auslande eingeführt wird, das bringt in der Regel auch seinen fremden Namen mit. Der wird dann beibehalten und bürgert sich ein, wenn sich die Sache selbst einbürgert. Die eingeführten Neuerungen können aber auch sehr geringfügig sein und doch Eingang [237] finden und ihre Namen behalten. So war es mit den Babuschen und Pantoffeln, mit den Cravatten und manchen anderen Kleidungsstücken und Geräthen. Dann giebt es wohl Verwirrung: allerlei Haus- und Morgenschuhe werden Pantoffeln oder Babuschen, allerlei Halsbinden Cravatten genannt, – und nun hat man jene müssigen Synonymen. Vielleicht verhilft gezielte Ausländerei, Vornehmthuerei, dem Fremdworte zur Alleingeltung, wie es vormals in manchen Ländern Europas und in Japan geschehen ist. Vielleicht gelingt es einem erwachten Volksbewusstsein, sie wieder zu verdrängen, durch Bo-

denwüchsigen zu ersetzen. Vielleicht auch hat man ihre fremde Herkunft längst vergessen, sie werden weiter gebraucht neben **dem** alleinheimischen, aber dann mit feinen Abschattungen. Wo man im Schriftdeutschen und in Obersachsen „sehen“ sagt, da heisst es in Thüringen „gucken“, in Österreich „schauen“, bei den Allemannen „lügen“. Jetzt haben in der Schriftsprache „lügen“ und das weniger gebräuchliche „gucken“ die Nebenbedeutung des Verstohlenen, „gucken“ dabei die des kindisch Neckenden, „schauen“ die des Erstaunten, Bewundernden oder Entsetzten, „blicken“ die des Plötzlichen, während „sehen“ das Allgemeinste ist. Der vornehme Mann speist, andre Leute essen. Wer für die männliche Jugend die Ausdrücke Buben, Knaben, Jungen gebraucht, verbindet mit jedem der drei Wörter gewisse besondere ästhetische Vorstellungen. Das Gleiche gilt von den Wörtern Frauenzimmer, Weib, Weibsperson, Weibsen, von Thier und Beest und wohl von allen wahrhaft eingebürgerten Synonymen: das Überflüssige ist nutz-||239||bar geworden, darum zum Weiterleben berechtigt. Das Gleiche muss aber auch von grammatischen Formen gelten, so von dem ursprünglich wohl vulgären periphrastischen Verbum des Englischen mittels des Hilfsverbs *to do*.

den
1891

4. Verdeutlichung und Verstärkung.

Das etymologische Bedürfniss ist ein Bedürfniss nach Deutlichkeit: nicht nur das Ganze der Rede, sondern auch jeder ihrer formenden Theile soll dem Redenden wie dem Hörenden verständlich sein. Er wird dies um so mehr sein, je leichter sich die Theile unterscheiden lassen, und diese werden sich um so leichter unterscheiden lassen, je regelmässiger sie in gleicher Anwendung wiederkehren.

Allein damit ist noch nicht Alles erreicht, was der Deutlichkeitstrieb verlangen kann. Jene Theile, sie seien Wortformen oder Form||238||wörter haben mehr oder minder weite, abstracte Bedeutungen, man denke an unsere Casus, Tempora, Präpositionen und Conjunctionen. Verständlich mögen sie schon sein und sind es wohl auch regelmässig im Zusammenhange der Rede und durch diesen. Allein den höchsten Grad der Verständlichkeit erreicht nur das Anschauliche, und dies muss möglichst concret, sinnfällig sein.

Wiederholungen, mögen sie wörtlich, mögen sie mit anderen Worten, tautologisch, geschehen, gehören zu den gewöhnlichsten Mitteln der Verdeutlichung und Bekräftigung. Oft sind sie geradezu bildlich im sinnlichsten Sinne des Wortes: das Wiederholte soll als ein Mehrfaches gedacht werden, – als mehrmals vorhanden – Plural –, oder als mehrmals geschehend, – Iterativum, oder bei Mehrzahl der Täter einer Handlung. Man wiederholt auch wohl, was auf's erste Mal nicht gelingt; und so kann der Sinn in's Umgekehrte umschlagen, es kann ein nur versuchsweises, erst anfangendes oder schwächliches Thun gemeint sein.

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

So angewandt ist die volle oder theilweise Doppelung eines der verbreitetsten Werkzeuge der Sprachformung.

Anschaulich und eindringlich wirkt auch der Pleonasmus, der zweimal dasselbe mit verschiedenen Worten sagt: hell und klar, spritzen und sprudeln, blinken und funkeln, Kummer und Sorgen u. s. w. Es ist zunächst ein freies rhetorisches Mittel; die Geschichte lehrt aber, dass solche Synonymverbindungen mit der Zeit in den gewöhnlichen Hausrath der Sprachen übergehen, die einfachen Ausdrücke geradezu verdrängen können. So ist es vielfach im Neuchinesischen geschehen, das schon beinahe aus einer einsylbigen Sprache zu einer zweisylbigen geworden ist. Gelänge es, die sogenannten zweisylbigen Wurzeln mancher Sprachfamilien, z. B. der malaischen und der semitischen, in einsylbige Elemente zu zerlegen, so würde man voraussichtlich auch auf viele solche Synonymcomposita stossen. Wo die Laute sich verschleifen, die Homophonen sich mehren, da drängt eben das Sprachbedürfniss zu umständlicheren Ausdrucksformen.

Oft mag eine Wiederholung zugleich eine Art Apposition darstellen. So wenn wir sagen: „im Hause drin“, – „der Lump, der!“ Und dieser Fall scheint mir besonders wichtig. In unsern Beispielen kehrten die Formwörter wieder: beide Male standen sie erst an ihrer gewöhnlichen Stelle, vor, – dann hinter dem Worte, umschlossen es also. Dies kann zur Regel werden und ist es in einem mir bekannten Falle wirklich geworden. Die Berbersprachen lassen ihre von Substantiven abgeleiteten Feminina im Singular mit dem Geschlechtszeichen *t*, *θ* an- und auslauten: *amyar*, Greis: kabylich *θamyarθ*, turareg *tamyart*, Greisin; dagegen haben andere Feminina oft nur vorgefügtes *t*: *tarula*, Flucht, von *irwal*, *rwl*, fliehen, – als wäre das Präfix das ursprünglichere. Die verwandten Sprachen verhalten sich hierin verschieden. Das altägyptische suffigirt: *suten*, König, *sutenit*, Königin, – ganz wie die semitischen Sprachen, z. B. arabisch *ibn^{un}*, Sohn: *bint^{un}*, Tochter. Ebenso das Bedscha, während z. B. das Bilin präfigirt. Ähnlich verhält es sich mit den Personalaffixen der hamitischen Conjugationen: in einigen Sprachen werden sie vor-, in anderen nachgefügt, und die Berber haben auch hier wieder ein gemischtes System, z. B. kabylich lautet das Perfectum von *urar*, spielen: Sing. 1. *urar-ey*, 2. *θ-urar-ed*, 3 masc. *i-urar*, 3 fem. *th-urar*; Pl. 1. *n-urar*, 2 masc. *θ-urar-em*, 2 fem. *θ-urar-emθ*, 3 masc. *urar-en*, 3 fem. *urar-ent*. Eine seltsame Wandlung hat sich im Ägyptischen vollzogen. Das hatte ursprünglich nur Suffixe; im Koptischen aber gewann eine neue, präfigirende Conjugation die Oberhand. Ein solcher Platzwechsel der Formativa setzt immer voraus, dass diese im Sprachbewusstsein noch sehr selbständig dastehen. Dass sie aber längere Zeit hindurch eine freie Stellung, bald vor bald hinter dem Stoffworte oder Wortstamme, gehabt hätten, ist weder nach der Natur der Sache noch nach der Analogie anderer

Sprachen anzunehmen. Sitzt nun das Afformativ sozusagen rittlings auf seinem Träger, so steht es ihm frei, mit welchem Fusse es absteigen, ob es für die Dauer auf der linken oder auf der rechten Seite Platz nehmen will. Alte Traditionen binden es nicht mehr, und der Pleonasmus ist zur Kraftvergeudung geworden mit dem Augenblicke, wo er zur Regel wurde, und somit die Kraft, die ihn auszeichnete, eingebüsst hatte. Was ich früher, S. 214 Umladung der Formativa genannt habe, kann und wird sich am Leichtesten auf dem Umwege über den Pleonasmus vollziehen. Dass dieser Umweg unvermeidlich sei, möchte man gern behaupten, wenn nicht unsere Wissenschaft jeden vorlauten Apriorismus über kurz oder lang mit bösen Gegeninstanzen abstrafte. Genug schon, dass uns die Berber zeigen, dass es auch auf dieser Route eine wohnliche Station giebt.

Es ist leicht einzusehen, dass der Drang nach Veranschaulichung je nach der Volksart verschiedene Stärke zeigt und verschiedene Richtungen einschlägt. ||241|| Hier sind es die Dinge selbst, ihre Zahl, Grösse, Güte u. s. w., dort sind es die räumlichen oder zeitlichen Verhältnisse, Umstände gewisser Art, – dort wieder die Verhältnisse der Gedanken (Sätze) untereinander oder die Stimmungen und Meinungen des Redenden, die nach Ausdruck drängen; und immer wird dieser Ausdruck zunächst sehr drastisch sein. Nun findet das als wirksam Erprobte leicht Anklang. Was erst neu und selten war, wird dann alltäglich, und damit verliert es an Kraft, verblasst, rückt schliesslich wohl gar in die Reihe jener abstracten Bestandtheile der Rede, die es hatte verbessernd und verstärkend ergänzen sollen, und die es am Ende wohl gar verdrängte und ersetzte. Es ist wie im Staatsdienste: es wird angestellt, befördert, auf Wartegeld gesetzt, schliesslich wohl ganz pensionirt; und draussen vor den Pforten harrt eine Schaar Bewerber. Uns Deutschen ist längst der Instrumentalcasus abhanden gekommen. Zwischen dem Subjecte und dem Objecte der Handlung steht das Werkzeug: der Weg vom Handelnden zum Behandelten führt durch dieses, daher das instrumentale „durch“. Das Werkzeug steht zwischen jenen Beiden in der Mitte, vermittelt zwischen ihnen: daher die Präpositionen mit, mittels, mittelst. Nun ist durch ursprünglich örtlich; und mit hat auch comitative Bedeutung angenommen, weil das Werkzeug sich dem Thäter helfend zugesellt. Darum sind beide Wörter nicht mehr anschaulich genug, und neue Ausdrücke werden eingeführt, um die Art der Instrumentalität näher zu bezeichnen: kraft, schuld, dank, laut, besage, ausweislich, vermöge, anlässlich, gemäss, zufolge u. s. w. Die sind anschaulich, weil ihre Etymologie sofort einleuchtet und noch nicht durch einen erweiternden Sprachgebrauch im Bewusstsein getrübt ist. Wo die Grundbedeutung sich verdunkelt, da liegt es nahe, dass völlige Verschiebungen eintreten, und diese werden wohl meist in vergeistigender Richtung

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

geschehen, z. B. von der Zeit auf die Ursache, nach dem Satze: [239] *Post hoc, ergo propter hoc*: französisch *puisque* – lateinisch *postquam*; – oder nach den gleichzeitigen Nebenumständen: deutsch *weil*, das nur noch in Mundarten die Bedeutung „während“ behalten hat.

Was von den Formwörtern gilt, das gilt, soweit wir die Geschichte verfolgen können, auch von den Wortformen. Wo deren neue geschaffen wurden, da waren sie periphrastisch (umschreibend), frischere neue Farben deckten die verblichenen alten. Die Geschichte unseres Sprachstammes bietet dafür Beispiele in reicher Auswahl: die periphrastischen Futura des Sanskrit, des Lateinischen (*ama-bo* = lieben werde-ich, *-fuō*), der neuromanischen Sprachen, das germanische Imperfectum der schwachen Verba (gotisch *habai-da* = haben that-ich), das nordische Medio-Passivum auf *-st*, älter *sk* = *sik*, sich, endlich die armenischen und neuindischen Casusformen (vergl. über Letztere HOERNLE, *A Comparative Grammar of the Gaudian Languages*, pg. 224 flg.).

Nun ist bei alledem zweierlei möglich: entweder das Alte wird durch das [242] Neue bis zur Spurlosigkeit verdrängt, oder es führt daneben noch ein mehr oder minder verkümmertes Dasein, – rückt auf den Altentheil. Im ersteren Falle tritt ein Zustand relativer Formlosigkeit ein. Sage ich z. B.: „laut Bericht vom ...“, so tragen die beiden ersten Wörter keinerlei Beziehungszeichen. So werden in den neuromanischen Sprachen (mit Ausnahme des Rumänischen) die Casuspräpositionen *de* und *ad*, im Italienischen zudem *da* = *de-ab*, gleich allen übrigen dem nach Casus unveränderlichen Substantivum vorgefügt. Ähnliches gilt von *ama-bo*, *habe-bo*, *ama-bam*, *habe-bam*, von *habaida* und vermuthlich auch von jenen noch älteren Formen der Conjugation und Declination, deren Etymologien wir nicht mehr kennen. Dagegen steht *je dirai* vermöge seines Infinitivzeichens (*dire-ai*) auf der Stufe der sogenannten uneigentlichen Composita nach Art von *pater-familias*, *patrisfamilias*. Ähnlich das altnordische Passivum: (*ek*, *thú*, *hann*) *kal-last*, (*ver*) *kollumst*, von *kalla*, rufen. Dabei mag es denn geschehen, dass gerade in der Umkapselung die alten Formen sich lautlich am besten erhalten, wenn auch wie Mumien, ohne eigenes Leben, der Gegenwart entfremdet.

Wir sprachen bisher nur von grammatischen Formen im weitesten Sinne des Wortes, weil hier die Wandelungen am Auffälligsten sind. Aber auch der Sprachstoff kann durch verdeutlichende und verstärkende Beigaben verändert werden. Sprach der Lateiner nicht mehr von Augen, sondern von Äuglein, *oculis*, so reden Italiener, Spanier und Franzosen [240] nicht mehr von Ohren, sondern von Öhrchen, *orecchie*, *orejas*, *oreilles*. Im Neuchinesischen wird der Tiger (*hù*) und die Ratte (*šù*), der alte Tiger, die alte Ratte, *laò-hù*, *laò-šù*, genannt. Hier ist, dank jenem Deutlichkeitstribe und schuld des Lautverschliffes, die Zweisylbigkeit der

II. §. 12. 4. Verdeutlichung und Verstärkung.

Ausdrücke fast grundsätzlich an Stelle der früheren Einsylbigkeit getreten. Bald werden Sylben verdoppelt, bald zwei Sinnverwandte, einander verstärkend und erläuternd, vereinigt: *mîng-pek*, licht und weiss = klar, – bald treten an die Substantiva oder Verba, scheinbar diese classificirend, gewisse Appositionen, wie *t'eû*, Kopf, an die Namen runder Gegenstände: *žit-t'eû*, Sonnenkopf = Sonne; – bald endlich: wie beim Tiger und der Ratte, werden gewisse beschreibende Attribute beigefügt. Die Verdeutlichung aber, die durch solche und andere Mittel erzielt wird, ist nicht nur materiell, sondern zugleich auch formell: konnte im Altchinesischen das einsylbige Wort jetzt substantivisch, jetzt adjectivisch, verbal oder adverbial gebraucht werden, so sind jene Zweisylbler in Rücksicht auf den Redetheil bestimmt. Es hat viel Einleuchtendes, die zweisylbigen Wurzeln oder Wortstämme der malaischen und semitischen Sprachen auf ähnliche Vorgänge zurückzuführen; POTT freilich hat mit seinen Versuchen, indogermanische Wurzeln zu zerlegen, noch wenig Anklang gefunden.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man dem Triebe nach Verdeutlichung und Verstärkung des Ausdruckes einen Hauptantheil an den Wandlungen der Sprache zumisst, und zwar in der doppelten Hinsicht auf die äussere Gestalt und auf den ||243|| Inhaltwerth. Die Neigung ist ja allverbreitet, und zumal Überschwänglichkeiten finden leicht Anklang. Wir Deutschen ersetzen oft recht zur Unzeit das Adverb „sehr“ durch „riesig, ungeheuer, schrecklich, fürchterlich“ u. s. w., freuen uns erschrecklich und finden einen Menschen riesig nett. Gerade die vornehmere Gesellschaft geberdet sich in ihrer Umgangssprache bedenklich nervös, vergeht vor Sehnsucht, stirbt vor Langerweile, amüsirt sich rasend, ist wüthend, wenn ihr etwas zuwiderläuft, und behauptet zu fliegen, wenn sie eine beschleunigte Gangart annimmt. Das sind Gallicismen, die vorläufig noch unser gesunder Stil ablehnt. Im Französischen aber sind solche Ausdrücke geradezu geboten und natürlich durch den gemeinen Gebrauch entwerthet und entkräftigt. Hier hat ein wahrer Bedeutungswandel platzgegriffen: bei *enchanté*, *charmé*, *désolé*, *adorer* u. s. w. dürfte kaum das lebhaftes Temperament des Franzosen noch den vollen ursprüngl[241]ichen Sinn empfinden; – bei *gêne* denkt jedenfalls Niemand mehr an Hölle, was es ursprünglich bedeutete.

Scheinbar einen schwierigeren Stand als jene Kraftausdrücke haben die bloss verdeutlichenden Zusätze; denn sie sind weitläufig, darum nicht bequem. Dafür kommt ihnen aber ein Anderes zu Statten: der Lautverschleiß, dem mehr oder weniger, schneller oder langsamer, jede Sprache unterliegt, und der mit der Zeit, mit Überhandnehmen der Homophonen, zu Zweideutigkeiten führen würde. Und dann: wie oft ist das scheinbar Weitläufige doch für den Erfolg das Einfachste und Kürzeste, wie kann ein kleines Einschleissel in der Rede umständliche Aus-

einandersetzungen ersparen. Hätte der Lateiner nicht neben *facere* noch *perficere*, *efficere*, *conficere*, so müsste er sich entweder mit einem sehr unbestimmten Ausdrucke begnügen, oder mit weitläufigen Umschreibungen behelfen. Was Wunder, dass er mit der Zeit die Composita dem Verbum simplex vorzog? Die classische Sprache der Homophonen ist die chinesische in ihrem jetzigen Zustande. Die Neigung aber, die Rede durch verdeutlichende Zusätze zu beleben, äussert sich schon in den ältesten, fast viertausendjährigen Schriftdenkmälern, zu einer Zeit, wo sicher die Homophonen noch selten, die einsylbigen Wörter in der Regel für sich schon genügend deutlich waren. Diese Neigung nahm je länger je mehr überhand, vom Lautverfalle begünstigt, vielleicht ihrerseits ihn begünstigend. Denn es ist, als wahrten die Sprachen in dem Zeit- und Kraftaufwande, den sie dem Ausdrucke eines Gedankens widmen, ein gewisses Mass, wobei Verweichlichung der Laute als Entschädigung für die Vermehrung der Sylben gelten dürfte, oder wohl auch umgekehrt eine Ersparniss an Sylben durch zungenbrecherische Consonantenhäufungen erkaufte wird, sodass Mund und Lungen einander in der Arbeit ablösen.

dürfte.
1891

Vielleicht auch, – denn hier sind wir nun wieder auf's Speculiren angewiesen, – eröffnet sich uns an dieser Stelle ein weiterer Ausblick, in unermessbare Fernen der Vergangenheit und Zukunft. Doch davon, von der stätigen Umlaufbewegung der Sprachen, wollen wir erst später reden.

davon
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
davon,]
1891

||244||

5. Ironie und rhetorische Frage.

Ironie und rhetorische Frage sind, streng genommen, Redeformen, die auf Verstellung beruhen. Die Ironie stellt sich, als dächte der Redner das Falsche, das Entgegengesetzte; die rhetorische Frage thut, als wüsste er nicht was er weiss, und was klar zu Tage liegt. Beide überlassen es dem Gegner, sich selbst das Richtige zu sagen, und Beide sind wohl allerwärts als rhetorische Mittel beliebt.

|242|

Es ist nicht nur denkbar, sondern sogar nachweisbar, dass diese Arten der Rede auf Sinn und Anwendung der Wörter dauernden Einfluss üben und in einzelnen ihrer gebräuchlichsten Äusserungen die Phraseologie und Grammatik der Sprachen umgestalten. Eine Schöne war noch vor hundert Jahren soviel, wie ein schönes Frauenzimmer. Sagt man heutzutage von Einer, sie sei eine Schöne, so enthält dies einen Tadel ihres Charakters. Man braucht nur: „ein guter Mensch“ mit besonderer Dehnung des *u* zu sagen, um einen dummen Menschen zu bezeichnen. In früherer Zeit, als man die Strafen hartherziger betrachtete, als jetzt, hatte die Schadenfreude ihren reichlichen Antheil am ironischen Sprachgebrauch.

II. §. 12. 6. Sitte und Satzung.

che. Zum Strange Verurtheilte nannte man in den Niederlanden „Halsleidende“, Schläge wurden als Geldstücke (Batzen, Schillinge) „aufgezählt“. Es waren grausame Euphemismen. So wurde der mörderische Trank zart als Gabe, „Gift“, oder einfach als Trank, potio, poison, die Kugel des Schützen als blaue Bohne, die Folter als scharfe Frage bezeichnet. „**Corriger la fortune**“ heisst „falsch spielen“, und **die es** thuen, nennt man in Paris Griechen, „**des Grecs**“. CARL ABEL geht gewiss zu weit, wenn er den „Gegensinn der Urwörter“ als Regel hinstellt, und dem Lautwesen gegenüber verfährt er willkürlicher, als es eine beweiskräftige Forschung verträgt. Von Hause aus können die Wörter nicht wohl These und Antithese in sich vereinigt haben. Die Sprache wäre sonst entweder fortwährender mimischer Nachhülfe bedürftig, oder ganz unverständlich, mithin untauglich gewesen. In der Regel trägt das Wort nicht den Gegensinn in sich, sondern er wird für den Augenblick hineingelegt, die eigentliche, ursprüngliche Bedeutung aber recht wohl als solche im Gedächtnisse behalten. Nur ausnahmsweise wird auf die Dauer Sinn und Gegensinn demselben Lautkörper als gleichberechtigt anhaften oder der Gegensinn schliesslich die ursprüngliche Bedeutung ganz verdrängen. So ist der Ausdruck „sauberes Bürschchen“ ungefähr gleichbedeutend geworden mit Taugenichts.

Corriger la
fortune
1891
dies
1901
des Grecs.
1891

Die rhetorische Frage hat sich in **gewissen** Sprachen besondere Formen geschaffen; so im Lateinischen *num*, *nonne*, *quidni*, im Chinesischen *k'ì* = **wäre denn...?** und *hop* (zusammengezogen aus *hō-put*, was ... nicht?) = **aufforderndem: warum willst du nicht ...?** Vielleicht ist es ihr zuzuschreiben, dass in manchen Sprachfamilien, z. B. in der semitischen, die Frag- und Verneinungswörter lautverwandt scheinen. **So auch im Koreanischen: mu-, mu'es = was? mos = nicht.**

manchen
1891
k'ì.
1891

||245|| [243]

6. Sitte und Satzung.

Sitte und die Eitelkeit, für etwas Anderes gelten zu wollen, als man ist, mögen wohl auch die Lautbildung beeinflussen. Es wird dann eine gezierte Aussprache angenommen, die bald zur zweiten Natur und dann dem folgenden Geschlechte völlig heimisch wird. Der allmähliche Verderb der Volksmundarten ist zum Theile mit hierauf zurückzuführen. Wir werden hernach sehen, wie im Verkehre ganz unwillkürlich die Sprache oder Mundart des Einen von jener des Anderen beeinflusst wird; hier galt es nur darauf hinzuweisen, dass das Gleiche auch mit Wissen und Willen geschehen und dadurch natürlich beschleunigt und verstärkt werden kann.

Die Hauptwirkung von Sitte und Satzung glaube ich wo anders zu finden. Sie äussert sich meiner Meinung nach im Gebrauche, in der Bedeutung, der Abschaffung **alter**, oder der Einführung neuer Ausdrücke.

alter
1891

Am Handgreiflichsten liegen die Dinge da, wo ausdrückliche Ge- oder Verbote den Sprachgebrauch regeln: in Recht, Religion und Cultus mit ihren vorgeschriebenen feierlichen Formeln und technischen Bezeichnungen. Da hat man Acht, dass man das richtige Wort zur rechten Zeit gebrauche, und dass man den verhängnisvollen Ausspruch nicht leichtthin thue. Bei den Römern knüpften sich an die Frage und Antwort: „Spondesne ...? Spondeo“ die strengen Rechtswirkungen der Stipulation. Andere sinnverwandte Erklärungen: Promittisne? Promitto; Dabisne? Dabo u. dgl. erlangten erst mit der Zeit annähernd gleiche Kraft. Das Wort „taufen“ wird wohl noch halb scherzhaft in seinem ursprünglichen profanen oder einem verwandten Sinne gebraucht: den Wein taufen = ihn verwässern. Weil aber mit der kirchlichen Taufe die Namengebung verbunden ist, so wird das Wort auch ganz ohne Arg in der Bedeutung „Namen geben“ angewandt, und man sagt: Der Erfinder hat sein Werk so und so getauft. – Mit mehr Scheu behandeln wir das Wort „Abendmahl“, das jetzt ausschliesslich das christliche Sacrament bezeichnet. Mittagsmahl, Früh- und Nachtmahl sind profane Wörter. Aber es ist mit dem Worte Mahl wie mit der griechischen Wurzel $\varphi\iota\delta$ ($\iota\delta\epsilon\acute{\iota}\nu$, $\omicron\acute{\iota}\delta\alpha$): sie gehen nicht in gleicher Bedeutung durch alle Tempora, – man muss Abendmahlzeit oder Abendessen sagen, wie man $\acute{\epsilon}\omega\rho\alpha\kappa\alpha$ sagen muss.

Eine religiöse Scheu verbietet es auch den Polynesiern, gewisse [244] Wörter auszusprechen, Namen hervorragender lebender oder verstorbener Personen. Es gehört dies in das vielbesprochene Tabuwesen, das unter anderen Namen auch sonst in der ostindischen Inselwelt verbreitet ist: als Pali bei den Dajaks von Borneo, als Posan in der Minahasa von Celebes, als Fady (lautgesetzlich = Pali) bei den Madegassen, als Saali bei den Galela und anderen Völkern Halmaheras u. s. w. (Vgl. H. KERN in Bijdr. v. de Taal-, Land- en Volkenk. van N. J. ||246|| V, VIII, S. 120–128). Dass man verstorbene Angehörige nicht bei ihren Namen nennt, jedes Wort vermeidet, das an diese Namen erinnert, kommt wohl auch sonst vor. Natürlich muss dann aber für den verpönten Ausdruck ein Ersatz gesucht oder geschaffen werden.

Weit verbreitet ist die Sitte, den Ausdruck je nach dem Range des Redenden und Angeredeten zu wählen. So in unserm amtlichen Geschäftsstile. Da wird nach Oben angezeigt, berichtet, gemeldet, und dies geschieht pflichtschuldigst, gehorsamst, ganz gehorsamst, ehrerbietigst, unterthänigst, allerunterthänigst. Gleichstehenden wird stattdessen ergebenst mitgetheilt, und Untergebene werden benachrichtigt, verständigt, oder es wird ihnen eröffnet, zu wissen gethan, kundgegeben u. s. w. Die Javanen unterscheiden zwischen einer vornehm-respectvollen Sprache, *krāmā*, einer mittleren, *mādyā*, und einer gemeinen, *ngo-ko*. Ähnlich die Malaier, die Tibetaner und viele Völker Hinterindiens und des

ostindischen Archipels. Oft mögen es Fremdwörter sein, die für ehrerbietiger gelten, als die einheimischen Ausdrücke, zuweilen sind es wohl auch zierliche Umschreibungen; meist aber ist das für gemein geltende Wort das ursprünglichere. So im Lepcha *lōm*, Strasse, gegenüber *ta-mo*, *a-mik*, Auge, gegenüber *čan*. Die japanische Höflichkeit verbietet, von vornehmen Leuten das einfache Activum zu gebrauchen, als müssten sie sich selber bemühen. Entweder also wählt man das Causativum, als wären sie mittelbare, befehlende Urheber, – oder das Passivum, als geschähe die Sache von selbst. Wahrscheinlich unerreicht stehen in dieser Hinsicht die Koreaner da, die durch die Verbalform ausdrücken, ob der Höhere zum Niederen, der Niedere zum Höheren, oder einer zu Seinesgleichen, ob der Höhere vom Niederen, der Niedere vom Höheren, oder Einer von Seinesgleichen rede, und ob dies verhältnissmässig ehrerbietig, geringschätzig oder gleichgültig geschehe. Es wären dies eigentlich $3 \times 3 \times 3 =$ siebenundzwanzig Modi. Diese Rechnung wird indessen kaum zutreffen; denn einerseits scheint es nicht an feineren Abschattungen zu fehlen, und andererseits dürften manche Posten zusammenfallen, z. B. wenn im ehrenden Sinne der Höhere den Niederen, oder in geringschätziger Absicht der Niedere den Höheren wie Seinesgleichen behandelt. Auch in der baskischen Conjugation wuchern die Höflichkeitsformen.

Die Sitte, der angeredeten Person den Vortritt zu lassen, hat in den Algonkinsprachen den Bau des incorporirenden Verbums ganz seltsam beeinflusst. Als Beispiel diene das Kri. Da bezeichnet *ni* die 1. Pers. Sing. und, in Verbindung mit dem Suffixe *-ān* (*-nān*), die 1. Pers. Plur. exclusiv (also 1. + 3. Person); *ki* bedeutet die 2. Pers. Sing., ferner in Verbindung mit dem Suffixe *-now* (*-nānow*) die 1. Pers. Plur. inclusive (also die 1. + 2. Person), in Verbindung mit *-waw* endlich die 2. Pers. Plur. Das entsprechende Pron. 3. Pers. *o* (*ot*, *wi*) erscheint nur in bestimmten Fällen. Jene *ni* und *ki* können nun so^[247] wohl subjective als auch objective Bedeutung haben, und hierbei findet eine Rangfolge statt: die zweite Person hat den Vorzug vor der ersten, beide haben ihn vor der dritten. Man sagt also:

- ni tapwehtowaw*, ich glaube ihm;
- ni tapwehtak*, mir glaubt er;
- ki tapwehtowaw*, du glaubst ihm;
- ki tapwehtak*, dir glaubt er;
- ni tapwehtowanān*, wir glauben ihm;
- ni tapwehtakunan*, uns glaubt er;
- ki tapwehtowanānow*, wir (1 + 2) glauben ihm;
- ki tapwehtakunānow*, uns glaubt er;
- ki tapwehtowaw*, ihr glaubt ihm;
- ki tapwehtakuwaw*, euch glaubt er;

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

ni tapwehtowawok, ich glaube ihnen;
ni tapwehtakwok, mir glauben sie;
ni tapwehtowanānāk, wir (1 + 3) glauben ihnen;
ni tapwehtakunanāk, uns glauben sie u. s. w.

Ferner:

ki tapwehtowin, du glaubst mir;
ki tapwehtowitin, dir glaube ich;
ki tapwehtowinān, du glaubst uns;
ki tapwehtowitinān, dir glauben wir u. s. w.

Endlich:

tapwehtew, er glaubt ihm oder ihnen;
tapwehtak, er oder sie glauben ihm;
tapwehtewok, sie glauben ihm oder ihnen;
tapwehtakwok, er oder sie glauben ihnen.

Natürlich haben zumal die Pronomina der ersten und zweiten Person unter der Standessitte zu leiden. Das Du wird durch andere Fürwörter ersetzt: Ihr, Er, Sie, italienisch *ella*, *lei*; ehrende Titel: *Monsieur*, *Madame*, *Euer Gnaden* u. dgl. treten an seine Stelle. Statt des Ich gebraucht man bescheidene Ausdrücke: *Ihr Diener*, *meine Wenigkeit*. Ehrende oder herabwürdigende Adjectiva vertreten die Possessivpronomen. So im Neuchinesischen: *tsiēn mīng*, der geringe Name = mein Name, *kuēi tí*, das geschätzte Land = Ihre Heimath. Oder es kann auch das gewählte Stoffwort ohne Weiteres anzeigen, welche Person gemeint ist. Man denke, um ein paar drastische Beispiele zu haben, statt: ich esse, du issest, er isst würde gesagt: „fressen, speisen, essen“, – statt: mein, dein, sein Haus: „Hütte, Palast, Haus“. Nicht viel anders geht es in solchen Sprachen zu, die der persönlichen Ausdrucksweise abhold sind. Und nun mag es wohl geschehen, dass die höflichen Wendungen gedankenlos überall ange||248||wendet werden, und darüber die ursprünglichen Pronomina ganz verschwinden, dass dann jene höflichen Ersatzmittel, ihrerseits auf die Stufe gemeiner Fürwörter herabgesunken, neuen Surrogaten weichen müssen. Es zeigt sich schon hier etwas von dem, was wir bald unter dem Namen des Spirallaufes als allgemeines Princip der Sprachgeschichte betrachten werden.

Wo es das Keuschheitsgefühl verbietet, mit Personen des anderen Geschlechts leichthin über gewisse Dinge zu reden, da kann es wohl zu einer Dreiheit der gleichbedeutenden Ausdrücke kommen: Männer und Weiber haben je unter sich besondere Wörter im Gebrauche, die sie dem anderen Geschlechte verheimlichen und im Nothfalle durch gewähltere Ausdrücke ersetzen. Das Beispiel der Insel-Caraiben zeigt aber [245] auch, dass eine Doppelwirthschaft der Männer- und

Weibersprache auf ganz anderer Grundlage entstehen kann. Vor Jahrhunderten haben Galibi-Krieger die von arawakischen Völkern bewohnten Inseln erobert, die männlichen Einwohner niedergemacht, die Weiber zu Gattinnen genommen. Was nun ursprünglich Nothstand war, das erhielt sich in der Folge als Sitte; was der Weibersprache eigenthümlich ist, das ist fast durchweg arawakisch; was der Männersprache **angehört**, dagegen galibi-caraibisch; nur in vereinzelt Fällen scheinen die Rollen **vertauscht** zu sein. (Vergl. LUCIEN ADAM, *Du parler des hommes et du parler des femmes dans la langue caraïbe*. Paris 1879.)

angehört
1891
vertaucht
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
vertauscht]
1901

Beispiele von Weibersprachen finden sich auch sonst, und überall wird etwas von geschlechtlicher Scheu bei ihrer Entstehung oder Erhaltung im Spiele sein. So verändern die Grönländerinnen auslautende *k* und *t* in die entsprechenden Nasale *ng* und *n* (P. EGEDE, *Gramm.* p. 4. O. FABRICIUS, *Gramm.* p. 10. S. KLEIN-SCHMIDT, *Gramm.* S. 5). Bei den Chiquitos in der Provinz Santa Cruz besteht gleichfalls ein scharfer Unterschied zwischen der Sprache der Männer und der Weiber. Letztere haben sich für gewisse Begriffe besonderer Wörter zu bedienen; in anderen Fällen kürzen sie die Wörter um den Anlaut, die Suffixe um die letzte Sylbe oder gebrauchen auch grundverschiedene Formen (L. ADAM et V. HENRY *Arte y Vocab.* p. 4–8).

Wo die Keuschheit die Sprache von der Stelle befördert, da leistet ihr Gegen-
theil **Relaisdienst**. Die gute Sitte will, dass gewisse Dinge nicht bei den ihnen eigenen, sondern umschreibend, andeutend, bei entlehnten Namen genannt werden. Diese Euphemismen klingen harmlos und wollen es sein. Jetzt bemächtigt sich ihrer die Zote, treibt Muthwillen mit dem Doppelsinn, deflorirt sie am Ende und macht sie ebenso anrühlich, wie jene Wörter, die sie mit Ehren ersetzen sollten. Nun ist wieder die Prüderie an der Reihe, Neues muss erfunden, wieder ein jungfräuliches Wort auf den bedenklichen Posten geschoben werden, – ein neues Opfer den losen Mäulern. Die Sache ist einleuchtend, und Beispiele sind Jedem zur Hand. Je zimpferlicher ein Volk in solchen Dingen ist, desto mehr Wörter setzt es auf den Index prohibitorum. In manchen ||249|| Ländern, zumal in England, dem classischen Lande der Anständigkeit, kann sich der Fremde mit der Wahl seiner Ausdrücke gar nicht genug in Acht nehmen. Denn die Gegensätze wecken einander, hinter der Prüderie lauert die **Lüsternheit**, und das arglos hingeworfene Wort erregt in den empfindsamen Hörern unsaubere Gedanken.

Relaidienst.
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502: Re-
laisdienst.]
1891

Zote,
1891

Es ist gewiss ein altes, vielleicht ein ewiges Schauspiel in der Geschichte der Sprachen, dass Sittlichkeit und Frivolität im Ringkampfe sich und mit sich die Wörter und ihre Bedeutungen weiter wälzen. Kaum irgendwo dürften unsere indogermanischen Sprachen reicher an grundverschiedenen Ausdrücken sein, als in den hier einschlagenden Theilen ihres Wortschatzes. Es wäre kein Wunder,

wenn an diesen Stellen das Wörterbuch unserer Ursprache für alle Zeiten unausgefüllt bliebe.

Allerdings kennen wir auch entgegenwirkende Mächte. Muthwillen und Rohheit finden Gelegenheit sich auszusprechen, in Schlupfwinkeln [246] oder frech auf offener Gasse. Die halten sich dann an das Derbste, und das wird in der Regel das erreichbar Älteste sein. Und so geschieht es, dass manche verpönte Wörter sehr weit, vielleicht über ihr ursprüngliches Vaterland hinaus verbreitet sind. Häfen, Märkte, Herbergen u. s. w. befördern ja auch diese Art der Ansteckung.

Seltsam äussert sich die geschlechtliche Ehrbarkeit in der Syntax kolarischer Sprachen. Im Munda-Kolh muss man von einer verheirateten Frau im Dual reden, als könnte man sie sich nicht allein denken; im Santal bestehen ähnliche, nur noch verzwicktere Vorschriften.

Wo das Bedürfniss zu fluchen durch die Scheu vor den heiligen oder gefürchteten Namen gehemmt wird, da nimmt es zu allerhand Wortverdrehungen und anderen harmlosen Ersatzmitteln seine Zuflucht: Potzblitz! Allmächtiger Stroh-sack! Schwerebrett! Parbleu! u. s. w. Hier wird nun die Partie in zwei Zügen zu Ende gespielt; denn diese Euphemismen sind auf alle Zeiten vor religiöser Weihe sicher. Höchstens vermeidet der Vornehme die Flüche des gemeinen Mannes und erfindet statt ihrer für seinen Bedarf neue.

Hier zeigt sich also eine neue Triebfeder: das Bedürfniss der höheren Classen, vor den unteren etwas voraus zu haben. Und dies Bedürfniss wird überall da wirken, wo etwas wie ein aristokratisches Gefühl vorhanden ist. Schon im engen Zusammenschlusse der Kaste muss ja die Sprache ein eigenes Gepräge annehmen. Aber auch ohnedem ist es natürlich, dass man sich denen auch in der Rede überlegen zeigen will, denen man sich sonst überlegen dünkt. So verwelschten unsere Vorfahren ihr Deutsch. So vermeiden wir noch heute gewisse Redensarten, die wir gewöhnt sind von den Leuten im Kittel zu hören, – zum Theile höfliche Redensarten von bester Herkunft; unsere Grossväter haben sie gebraucht, aber ihre Diener haben sie ihnen abgelernt, und nun sind sie uns verleidet. Man sagt dann: „Das Wort hat einen Stich in's Kleinbürgerliche, ça sent le petit bourgeois“, und die Unwissendsten sind hier wie immer [250] am Absprechendsten. Seit die Zeiten der Kleiderordnungen vorüber sind, verbietet nichts mehr den geringen Leuten, es den Vornehmen nachzumachen. Nur nachkommen können sie ihnen nicht; denn wessen sie sich einmal bemächtigt haben, das gilt in den oberen Kreisen für entwerthet. Seit die Bauern ihre Kinder auf die Namen Arno, Alma, Ida taufen, sind die Hänse, Greten und Ilsen hoffähig geworden. Seit der Kleinstädter sagt: „Mit Vergunst, mit Verlaub,“ hat die vornehmere [247] Gesellschaft gelernt, weniger umständlich zu sein. So sind mit der Zeit die Anreden

Er und Ihr, die Titel Madame, Mademoiselle, Fräulein im Werthe gesunken, die französischen Anreden theils schon verpönt, theils auf dem besten Wege, es zu werden. Dafür haben die Gebildeten gelernt, viel gutes Deutsch wieder aufzunehmen, was der Dünkel ihrer Vorfahren in's alte Gerümpel geworfen hatte. Es ist wie mit den alten Schränken und Truhen, die wir aus dem Staube der Bodenkammern hervorholen und in unsern Prunkzimmern aufstellen. Die Zeit wird kommen, wo auch sie wieder in's Dunkel wandern; denn in der Mode hat sich der Europäer ein Perpetuum mobile geschaffen. Wir stehen hier wieder vor dem Schauspiele eines ewig wirbelnden Umlaufes.

verpönt
[am Zeilen-
ende]
1901
Deutsches
1891

§. 13 a.

Nach- und Neuschöpfung von Wurzeln und Wortstämmen.

Bei der Durchsicht sprachvergleichender Wörterbücher stösst man immer auf Wortstämme und Wurzeln, die nur ein begrenztes Verbreitungsgebiet haben, nur einem Zweige des Sprachstammes, vielleicht gar innerhalb dieses Zweiges nur einer einzelnen Sprache angehören. Woher diese? Es sind verschiedene Fälle denkbar.

1. Die Wurzeln oder Stämme waren schon in der gemeinsamen Ursprache vorhanden, sind aber bei deren Verzweigung überall, den einen Zweig abgerechnet, verloren gegangen. Dies ist möglich, es kann das eine oder andere Mal der Fall sein. Dass es aber allgemein gälte, ist nicht anzunehmen. Denn dann würde man den Ursprachen einen Reichthum, den Töchter Sprachen eine Verarmung zutrauen, gegen die in der Regel die Vermuthung stritte. Allerdings ist auf niederen Culturstufen, in engbegrenzten Sprachgemeinden, eine ganz andere Freiheit der Neuschöpfung zu erwarten, als da, wo der gefestigte Brauch einer zahlreichen Gesammtheit der Willkür des Einzelnen Schranken setzt und die neuen Gebilde durch das Sieb des Herkömmlichen sichtet. Und zweitens liebt es gerade der Ungebildete, jeder ihm naheliegenden Vorstellung einen besonderen, eigenen Namen zu geben, statt sie umschreibend und beschreibend einer Classe einzureihen. Es mögen Augenblicksgeschöpfe sein, im Nu erfunden, ausgesprochen, vom Hörer verstanden und wieder vergessen. Aber woher dann Stoff und Kraft zur Schöpfung?

||251||

2. Denkbar ist es auch, dass das Gesuchte sich bei weiterem Nachforschen doch auch noch anderwärts finden würde, sei es dass es selbst oder die Lautgesetze, die die Vergleichung ermöglichen müssten, noch nicht entdeckt sind. Dann liegt der Fehler am Stande unseres Wissens.

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

3. Öfter mögen alte Entlehnungen, vielleicht von ganz unbekannten Sprachen, oder Dialektmischungen vorliegen. Etruskisches mag sich in's Latein, Baskisches in's Französische oder Spanische, Finnisches in's Germanische oder Slavische eingeschlichen haben. Manche Wurzeldoubletten des Sanskrit entstammen den Prâkrit-Dialekten, z. B. *majj*, *muj* neben *mṛj* = wischen, *mulgere*.

4. Auch von ganz willkürlichen Worterfindungen weiss die Geschichte zu erzählen. Das bekannteste Beispiel ist „Gas“, dessen Namen die Sprachen Europas einem holländischen Chemiker, VAN HELMONT und seinem berühmten *Ortus medicinae* (1658) verdanken.

5. Doch Ähnliches kann wohl auch ganz naiv geschehen. Wir sind daran gewöhnt, die Töne und Geräusche, die wir vernehmen, onomatopoetisch in die Laute unserer Sprache zu übertragen, und binden uns darin keineswegs immer an das Überkommen. Fast immer jedoch wird dabei das Vorbild stilisierend umgewandelt; denn die Gehörseindrücke, die wir von der Aussenwelt empfangen, sind unendlich mannigfaltig, jene dagegen, die die menschliche Sprache hervorbringt, sind verhältnissmässig sehr beschränkt. In dem, was ich Stilisirung nannte, scheint nun wirklich ein gewisser Stil zu herrschen, der sich nicht an die Grenzen der Sprachfamilien bindet. So kann es kommen, dass derselbe Naturlaut in zwei nahe verwandten Sprachen zwei ganz verschiedene Abbildungen erfährt und wiederum in zwei ganz entlegenen Sprachen mit den gleichen Mitteln dargestellt wird. Dem deutschen kling-klang gleicht das mandschuische *kiling-kalang*; lateinisch *tinnire*, *tintinnabulum* sind ebenso onomatopoetisch, aber doch ganz verschiedenen.

6. Wichtiger als alle solche Neuschöpfungen scheinen mir die Nachschöpfungen zu sein. Ich muss hier an das erinnern, was ich über die Analogie im Allgemeinen, über das lautsymbolische Gefühl und über das etymologische Bedürfniss gesagt habe. Der Mensch will das, was er ausspricht, auch bis in die Theile hinein verstehen, er glaubt es so zu verstehen, und er wird nicht leicht darauf verzichten, diese Theile, seien sie nun geschichtlich begründet oder nur eingebildet, zu neuen Gebilden zusammenzufügen oder bedeutsam abzuändern. Muster schweben ihm vor, denen er unbewusst nachschafft; und wenn er damit der Sympathie seiner Sprachgenossen begegnet, so kann sein Erzeugniss Gemeingut werden. Wir haben in den indogermanischen Sprachen manche Gruppen sinn- und lautähnlicher Wurzeln, und noch viel mehr solcher Gruppen finden sich in dem ungleich grösseren semitischen Wurzelschatze. Man hat dabei an vorgeschichtliche Zusammensetzungen gedacht, und die mögen ja ||252|| wohl stellenweise vorliegen. Aber dass sie dies waren, konnte längst vergessen sein, und dann blieb nur noch das Gefühl, dass gewisse lautähnliche Zuthaten oder

Veränderungen in der Articulation den Sinn in gewisser Weise beeinflussten: die Muster waren da und luden von selbst zur Nachbildung ein. Ich brauche kaum zu wiederholen, dass solchen Einladungen der naive Geist viel leichter folgt, als der gebildete, und dass in kleineren Gemeinwesen Neuerungen leichter An- und Aufnahme finden, als in grösseren. Was ich von Veränderungen in der Articulation, das heisst vom Ersatze eines Lautes durch einen verwandten, gesagt habe, dürfte zumal von den semitischen Sprachen gelten, von ihren vorderen und hinteren, härteren und weicheren Gutturalen und Dentalen und anderen Lauten, die scheinbar regellos wechseln, z. B. hebräisch *qāzaz*, *qāzāh* = schneiden; *qāzar* = abschneiden; *qāzab*, *χāzab* = beschneiden; arabisch *faṣṣa*, *faṣala* = trennen; *daṣasa*, *daṣaqa*, *daṣasaqa* = treten, stampfen. Eine neue Theorie hiermit aufzustellen bin ich weder gewillt noch berufen; es genügt mir, wenn ich eine jener vielen Möglichkeiten nachgewiesen habe, mit denen der geschichtliche Sprachvergleich rechnen muss. Die Indogermanisten, die ihre Lautgesetze immer schärfer ausfeilen und mit gerechter Befriedigung die Nachwirkungen der ältesten lautlichen Erscheinungen in den jüngsten und kleinsten Dialekten nachweisen, – die mögen dagegen einwenden: „Non liquet, soweit sind wir noch nicht, und folglich sind die Anderen erst recht noch nicht so weit.“ Die Frage aber, inwieweit jene Wurzelgruppen aus Agglutination und Composition, inwieweit sie aus anderen Vorgängen zu erklären seien, müssen sie eben um ihrer strengen Methode willen unbeantwortet lassen; widerlegen können sie die Möglichkeit lautsymbolischer Nachschöpfungen nicht. Auch ist ihnen die Sache keineswegs neu. POTT, CURTIUS, BENFEY u. A. haben längst ihren Scharfsinn an jenen Wurzelgruppen geübt, und CURTIUS' Ansicht von dem, was er Wurzeldeterminativa nennt, dürfte sich insoweit mit der meinigen berühren. Auch hat schon BOPP Zusammenstellungen von Sanskritwurzeln gewagt, wie: *jarc*, *carc*, *j'arc*, *jarc'*, *jarj*, *jarts*, *b'arts*, *garj*, *tarj* = drohen. In solchen Fällen wird man weder an Dialektmischung noch an eigentliche Onomatopöien, sondern nur an eine zugleich freie und in ihrer Freiheit bedeutsame Articulation denken können. Und schliesslich ist die Lautsymbolik doch nur eine Unterart jener Analogie, zu der auch die gewissenhaftesten Lautvergleiche, und gerade sie erst recht, zuweilen ihre Zuflucht nehmen müssen, „in der höchsten, schrecklichsten Noth“.

Anmerkung. Im folgenden Buche („Die Ausspracheweise oder Stimmungsmimik“) werde ich nochmals auf den Gegenstand zurückkommen, und einige weitere Beispiele beibringen.

||253||

§. 13b.

Schwund alter und Entstehen neuer grammatischer Kategorien.

Die sprachgeschichtlichen Erfahrungen, von denen ich im Folgenden einige Beispiele geben will, sind besonders schwer zu erklären. Grammatische Kategorien sind Denkgewohnheiten. Diese müssen, so sollte man meinen, durch die Rede immer von Neuem geweckt, sich von Geschlecht zu Geschlechte forterben, eine Art eisernes Inventar, das nicht leicht zu mehren, noch weniger leicht zu mindern wäre. Man sollte meinen, der Denkkapazität der Väter müsse in der Regel auch den Kindern genügen, die ja von Jenen gelernt und geerbt haben; was aber den Ahnen unentbehrlich war, dessen könnten sich die Enkel, so sie nicht geistig herabgekommen sind, erst recht nicht entziehen. Die Erfahrung belehrt uns eines Anderen.

Die Romanen haben feinsinnig dem Plusquamperfectum das Passé antérieur (*j'avais donné* – *j'eus donné*) entgegengesetzt, und von Norddeutschen kann man ein Imperfectum futuri hören: „er wurde gehen“. In beiden Fällen hatte das Anschaulichkeitsbedürfnis leichtes Spiel: es brauchte nur zur nächstliegenden Analogie zu greifen, um die periphrastischen Formen um eine zu vermehren.

Umgekehrt ist uns Germanen der Unterschied zwischen Imperfectum und Aorist abhanden gekommen. Der Verlust mag sehr harmlos sein: schwer erklärlich ist er doch. Imperfectum und Aorist (aor. II) waren ja vormalig formverwandt, bis auf die Behandlung des Verbalstammes identisch: *a-bhava-t*, *a-bhū-t*. Die Möglichkeit war also gegeben, dass [248] damals schon beide Formen zusammenflossen. Die Germanen aber haben beide schon in vorgotischer Zeit verloren, die Kategorien vermischt und dann bei einem Theile der Verba durch das alte Perfectum, bei einem anderen durch die Neubildung *mittelst* –*da* ersetzt. In beiden Fällen scheint bei ihnen die Vorstellung des perfectisch Abgeschlossenen vorgewogen zu haben, – ganz wie bei unseren oberdeutschen Landsleuten, die das neue periphrastische Perfectum mit „haben“ und „sein“ als erzählendes Tempus gebrauchen. Aber es hilft nichts, von einer gewissen Abstumpfung des Tempussinnes können wir unsre Vorfahren nicht freisprechen.

Ähnliches muss schon in indogermanischer Vorzeit mit den Casus geschehen sein. Schon zur Zeit der Sprachentrennung wimmelte es von Synonymformen, die sich declinationsweise *vertheilen*. Das waren natürlich noch früher ebenso viele sinnverschiedene Casuszeichen gewesen, deren Bedeutungsunterschiede man vergessen hatte. Dies wiederholte sich dann nach der Sprachentrennung noch öfter: sinn- oder lautähnliche Casus flossen ineinander, der Ablativ nach der einen Richtung mit dem Dative, nach der anderen mit dem Genitive, der In-

13.
1891

Beide
1891

mittels
1891

vertheilten.
1891

II. §. 13b. Schwund alter u. Entstehen neuer grammat. Kategorien.

strumentalis und Locativus mit dem Ablative oder Dative u. s. w. So hat ||254|| das Sanskrit noch acht, das Lateinische noch sechs oder sieben, das Griechische nur fünf, das Gotische und Altnordische gar nur vier Casus.

nur
1891

Wie die Sprachen zur Kategorie des Dualis kommen, ist wohl einzusehen. Schon die Natur mit ihren paarweisen Dingen, zumal den betreffenden Körperteilen, ist hierin Lehrmeisterin. Man begreift nun auch weiter, dass dieser Numerus sich gern auf jene natürlichen Zweiheiten zurückzieht, wie dies in den slavischen Sprachen zu beobachten ist. Und endlich begreift man, dass das Seltenere mit der Zeit ganz schwindet, durch das Gewöhnlichere ersetzt wird: der Dualis mit durch den Pluralis, – eine Neigung, die wohl im ganzen indogermanischen Sprachstamme und auch im semitischen zu Tage tritt.

Neigung
1891

Dass Formdoubletten zu Bedeutungsunterscheidungen führen können, beweist das Deutsche mit dem durativen „wurde“ neben dem momentanen „ward“, mit den Collectivpluralen „Orte, Worte, Mannen, Lande, Bande“ neben den individualisierenden Pluralen „Örter, Wörter, Männer, Länder, Bänder“. Augenscheinlich liegen hier vertrocknete Keime zu einer weitergehenden Bereicherung der Grammatik vor. Ob sie weiter wuchern oder verkümmern sollten, hing von zwei Dingen ab: von ihrer eigenen [249] Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit als Typen zu weiteren Analogien, und von der Macht des Analogietriebes in uns, – von der Güte der Keime und der Empfänglichkeit des Bodens. In anderen Sprachen mögen solche zufällige Doubletten sehr fruchtbar geworden sein.

Augenblicklich
1901

Das grammatische Geschlecht ist, wo es nicht auf dem natürlichen beruht, ein Luxus. Kein Wunder also, wenn es einschrumpft und wohl gar schwindet. Die romanischen Völker haben das Neutrum fast gänzlich mit dem formähnlichen Masculinum zusammengeworfen, die Engländer nur noch in den Fürwörtern Erinnerungen an das Geschlecht, aber nicht an das grammatische, sondern an das logische, gewahrt. Die zweigeschlechtigen hamito-semitischen Sprachen haben hiermit mehr Beharrungsvermögen bewiesen.

hierin
1891

Um so interessanter ist es, dass wir in der Geschichte der slavischen Sprachen das Erwachen einer vierten Geschlechtskategorie beobachten können: LESKIEN (Handbuch der altbulgarischen [altkirchenslavischen] Sprache, 2. Aufl. § 36) sagt: „Nach einer syntaktischen Eigenthümlichkeit des Slavischen, die im Altbulgarischen nicht völlig ausgebildet ist, kann beim Masculinum, wenn es ein belebtes Wesen bezeichnet, der Accusativus Singularis durch den Genitivus Singularis vertreten werden.“ Also nur in der Einzahl, da wo das Individuum am stärksten zur Geltung kommt. Nun ist in den slavischen Sprachen der Genitiv als partitivus auch Objectscasus; im Accusativus gilt das ganze Object als erfasst, im Genitivus nur der Theil. Vielleicht liegt hierin die psychologische Erklärung: das belebte

§.
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Individuum soll niemals gänzlich und schlechthin passiv erscheinen. Vielleicht erklärt sich hieraus jene syntaktische Eigenthümlichkeit des Spanischen, dass in gewissen Fällen das directe Object, wenn es ein belebtes ist, im Dativ zu stehen hat, gleichsam als verhalte es sich nicht ganz leidend, sondern irgendwie zurückwirkend.

Anmerkung. BRUGMANN, Das grammatische Geschlecht in den indogermanischen Sprachen (TECHMERS Ztschr. IV, S. 100 flg.), nimmt an, dass die indogermanischen Femininformen erst durch eine Analogiewirkung gewisser so auslautender Substantiva für weibliche Wesen zur eigentlichen Geschlechtsbedeutung gelangt, und dass dann durch Analogie der Bedeutung weitere Classen von Substantiven als Feminina behandelt worden seien, – nach den Abstractis auf –ā auch die übrigen Abstracta u. s. w.

[250]

§. 14.

Rückblick. Der Spirallauf der Sprachgeschichte, die Agglutinationstheorie.

Die Sprache ist nicht fix und fertig, nicht mit Schild und Speer, wie eine Athene, nicht ausgerüstet mit einem Vorrathe von Wortformen und Formenwörtern dem Haupte des Menschen entsprungen, sondern allmählich geworden und weiter werdend. Was heute Affixe sind, das waren einst selbständige Wörter, die nachmals durch mechanische und seelische Vorgänge in dienende Stellung hinabgedrückt wurden. Dies anzunehmen nöthigt uns die Analogie alles Geschehens, nöthigt uns zumal auch die Analogie alles dessen, was wir in der Sprachgeschichte mit einiger Sicherheit verfolgen können.

Von der Beschaffenheit der ältesten Lautkörper (Wörter) der menschlichen Sprache können wir uns nur eine unvollkommene Vorstellung machen. Früher nahm man wohl an, sie müssten allesammt einsylbig und unveränderlich gewesen sein, man führte die monosyllabisch isolirenden Sprachen des östlichen Asiens, die chinesische, siamesische, annamitische an, behauptete wohl gar, die wären auf jener Urstufe sitzen geblieben. Das Letztere darf heute als widerlegt gelten; eher mag man annehmen, es seien jene Sprachen besonders weit fortgeschrittene. Aber auch den Glauben an die durchgängige Einsylbigkeit und Unabänderlichkeit jener Urwörter kann ich nicht theilen. Der Urmensch wird wohl der Wachtel ihr dreisylbiges Pikderik, dem Hahne sein viersylbiges Kikeriki nachgemacht haben, und reduplicirt hat er ganz gewiss: das hat ihm gleichfalls die Aussenwelt beigebracht. Sie hat ihn auch gelehrt, dass entferntere Geräusche dumpfer klingen, als nahe, Geräusche von grösseren Körpern dumpfer, als solche von kleinen; und so sind piff – paff – puff, bim – baum, ritsch – ratsch, tik

II. §. 14. Rückblick. Der Spirallauf der Sprachgeschichte etc.

– tak, tippen – tappen, scharren – schurren u. s. w. Gruppen, die ihresgleichen schon in der Ursprache haben mussten. Endlich mussten auch die Erregungen des eigenen Gemüths den Urmenschen veranlassen, Dasselbe bald in diesem, bald in jenem Tone, jetzt lauter, jetzt leiser, jetzt schärfer, jetzt weicher auszusprechen, und der Hörer musste alle diese Abschattungen mit empfinden. Alles dies leuchtet ein, – man kann es an jedem Kinde und an jedem ||256|| in geistiger Kindheit verbliebenen Erwachsenen beobachten. Und nun wird man auch nicht mehr glauben, dass die indo|251|germanischen Wurzeln auch nur als Typen jenen Urwörtern vergleichbar wären. Doch das ist auch nebensächlich: im Wesentlichen dürfte die sogenannte Agglutinationstheorie, wie sie heute wohl von allen Indogermanisten angenommen ist, unumstösslich und gemeingültig sein; alle Afformativen waren ursprünglich selbständige Wörter.

Nun bewegt sich die Geschichte der Sprachen in der Diagonale zweier Kräfte: des Bequemlichkeitstriebes, der zur Abnutzung der Laute führt, und des Deutlichkeitstriebes, der jene Abnutzung nicht zur Zerstörung der Sprache ausarten lässt. Die Affixe verschleifen sich, verschwinden am Ende spurlos; ihre Functionen aber oder ähnliche bleiben und drängen wieder nach Ausdruck. Diesen Ausdruck erhalten sie, nach der Methode der isolirenden Sprachen, durch Wortstellung oder durch verdeutlichende Wörter. Letztere unterliegen wiederum mit der Zeit dem Agglutinationsprozesse, dem Verschleife und Schwunde, und derweile bereitet sich für das Verderbende neuer Einsatz vor: periphrastische Ausdrücke werden bevorzugt; mögen sie syntaktische Gefüge oder wahre Composita sein (englisch: *I shall see*, – lateinisch *videbo* = *vide-fuo*): immer gilt das Gleiche: die Entwicklungslinie krümmt sich zurück nach der Seite der Isolation, nicht in die alte Bahn, sondern in eine annähernd parallele. Darum vergleiche ich sie der Spirale.

Agglutinations-
processe,
1891

Zu dieser Theorie sind gewiss schon viele Andere vor mir gelangt, – ich weiss nicht, wer zuerst. Einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit dürfte sie für sich haben, und auch die unserer Beobachtung zugänglichen Thatfachen scheinen sie zu stützen, zumal, – immer so weit wir sie verfolgen können, – die Geschichte des indogermanischen und des indochinesischen Sprachstammes.

soweit
1891

Alle Hauptvertreter der indogermanischen Sprachenfamilie, etwa das Keltische, Armenische und Albanesische ausgenommen, erscheinen bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten in einem Zustande der Agglutination, den man als Flexion bezeichnet hat, zum Unterschiede von jenen reineren Typen des anfügenden (agglutinirenden) Baues, die noch einer zugleich freieren und regelmässigeren Formenbildung geniessen. Erblicken wir in dieser den Höhepunkt der Agglutination, so gewinnt freilich die sogenannte Flexion unseres Sprachstammes eine

andere, noch wörtlichere Bedeutung: die Agglutination selbst beugt und neigt sich abwärts, strebt der Isolation zu, periphrastische Formen nehmen überhand und erleiden ihrerseits langsamer oder schneller, mitunter wohl [252] überaus schnell, das Schicksal der Agglutination. Es ist, als ob manche Sprachen, wie die neuindischen, rasch an der kritischen Periode der Isolation vorbeischlüpften, um in die Bahn einer regelrechten Agglutination einzulenken, während andere sich in dem neuen Zustande immer heimischer machen, – ich denke an die neuromanischen Sprachen und das Englische, das in der That dem rein iso||257||lierenden Systeme zuzueilen scheint. Und wagen wir es einen Augenblick, uns in ihre vermeintliche Wurzelperiode hineinzuträumen: wer steht uns dafür, dass dies die erste, dass es nicht etwa die vierte, oder siebente oder zwanzigste ihres Vorlebens war? Dass sie, um zum Bilde von der Spirale zurückzukehren, nicht damals schon so und so viele Umläufe hinter sich hatte. Was wissen wir von dem Alter des Menschengeschlechtes, was von der Langsamkeit oder Geschwindigkeit jener vorgeschichtlichen Wandelungen im Leben der Sprache?

Könnten wir die indochinesischen Sprachen an der Hand schriftlicher Denkmäler so weit zurückverfolgen, wie die arischen, griechischen, italischen und germanischen, so wäre das Bild, das wir gewinnen, wohl noch bunter und lehrreicher. Bunt genug ist es zwar schon jetzt, denn es zeigt uns Sprachen auf dem Höhepunkte der Agglutination, – so die der Kirânti, der Kuki (Luschai), Naga, Katschari, Manipuri u. A., – dann das Tibetische mit seinen wunderbar wandelbaren Verbalstämmen, ihm nahe verwandt, doch schon der isolirenden Art näher stehend, das Barmanische und Arakanische, – dann fast ganz rein isolirend das Altchinesische und die Sprachen der Thai-Gruppe: Siamesisch, Lao, Schan, Khamti, Ahom, Aitom und Miaotse, – dazwischen unzählige Mittelformen, – endlich das Neuchinesische, das eben von der Isolation zur Agglutination hinüberschreitet. Allerdings kann das Chinesische sich der ältesten Urkunden rühmen, und diese bezeugen meiner Meinung nach unbestreitbar, dass die Sprache vor vier-tausend Jahren einsylbig und isolirend, wensschon mit Spuren eines älteren agglutinativen, vielleicht flexivischen Zustandes behaftet war.* Darum nannte ich die damalige Stufe der Isolation eine tertiäre. Wiederum giebt es unter jenen agglutinirenden Typen noch solche, die kaum erst der Isolirung und Composition entwachsen scheinen, während andere bei reinerer Agglutination den Eindruck höherer Alterthümlichkeit machen, als das Tibetische und Altchinesische. Es ist, als hätte man hier reichliche drei Viertel der Spirale vor Augen.

*Den Monosyllabismus des ältesten Chinesisch haben allerdings in neuerer Zeit einige Forscher angezweifelt. Ihre Gründe jedoch, auf die ich hier nicht näher eingehen darf, können mich nicht überzeugen.

II. §. 15. Hemmende und beschleunigende Kräfte.

Bei den malaisch-polynesischen Sprachen ist es mir noch zweifelhaft, welche Stufe die alterthümlichere sei, ob jene fast isolirende der eigentlich polynesischen oder die einer hoch entwickelten Agglutination, auf der das Tagalische mit seinen Schwestern steht.

[253]

Wie sich scheinbar die Extreme, Isolation und einverleibender Polysynthetismus, berühren können, zeigen die Sprachen der Ureinwohner Amerikas. Da haben wir Sprachen von fast isolirendem Baue, wie das Othomi, und dann wieder die verschiedensten Stufen der Agglutination. Wo aber, wie in STOLL's und SELER's Untersuchungen über die Mayasprachen, die Wissenschaft ihr Secirmesser mit Erfolg eingesetzt hat, da erscheinen die polysynthetischen Gebilde ||258|| als Sätze oder zusammengesetzte Satztheile einer isolirenden Sprache, die durch Worteinheit für das Gehör verbunden, allenfalls auch durch Lautverschleiß und Sandhi getrübt sind. Auf amerikanischem Boden wird die sprachgeschichtliche Forschung einige ihrer ergiebigsten Minen finden, und die meisten sind eben erst angebohrt.

§. 15.

Hemmende und beschleunigende Kräfte.

Wir sahen, die Sprachen machen es auf ihrem Entwicklungswege ungefähr wie die Reisenden, die jetzt weite Strecken im Eilzuge durchfliegen, jetzt ein kleines Ländchen gemächlich zu Fusse durchschlendern. Nur fehlen bekanntlich auf dieser Wanderung die Rasttage, denn auch das langsamste Werden ist ein ununterbrochenes Fortschreiten.

Jetzt fragt es sich: Was verlangsamt die Bewegung, was beschleunigt sie? **Wir müssen uns daran erinnern, dass jede Neuerung ursprünglich ein Fehler ist. Das Gefühl, vermöge dessen wir das Fehlerhafte empfinden und verwerfen, wollen wir das sprachliche Gewissen nennen. Wodurch wird dies geweckt oder wachsam gehalten, wodurch wird es abgestumpft?**

In der Regel leben in einem Volke drei bis vier Generationen gleichzeitig. Die ganz alten haben nicht mehr viel zu sagen, weil sie nicht mehr arbeiten, mag auch eine schöne Pietät sie wie Halbgötter verehren. Die ganz Jungen haben noch nicht viel zu sagen, weil sie noch nicht mit arbeiten, mag auch Elternliebe ihrem Gelalle mit Entzücken lauschen. Die Gegenwart gehört denen, auf denen die nationale Arbeit ruht, – die führen recht eigentlich das Wort. Jeder verdankt seine Sprache dem vorigen Geschlechte, von dem er sie gelernt hat. Und Jeder übt sie redend und hörend im Umgange mit allen Altersstufen, zumeist wahr-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

scheinlich mit seinen Alters- und Berufsgenossen. Er übt sie redend, das heisst: er theilt Anderen von seiner Individualsprache mit. Er übt sie hörend, das heisst: er empfängt von den Individualsprachen Anderer. Denken wir uns nun die Sprache im Stillleben der Vereinzelung, so stellt schon jede Altersstufe eine wenn auch noch so kleine Stufe der Sprachentwicklung dar, und der sprachliche Austausch [254] zwischen Älteren und Jüngeren ist ein Austausch zwischen verschiedenen Sprachstufen. Austausch aber heisst Ausgleichung. Der Jüngere empfängt vom Älteren: damit gehen in conservativer Richtung Theile der älteren Sprache in die seinige über. Der Ältere empfängt vom Jüngeren: damit nimmt er vorwärtsschreitend Theile der jüngeren Sprache in die seinige auf. So ist Beides, Fortschritt und Hemmung, Sache des Verkehres.

||259||

§. 16.

Einfluss des Verkehres, Sprachmischung.

Einleitung.

Die Sprache dient in erster Linie dem Zwecke des Verkehres in Rede und Gegenrede: man will verstanden werden, wenn man spricht, und was man hört, will man verstehen. Dies gegenseitige Verständniss ist von einer Menge individueller Umstände abhängig, und diese Umstände werden die Art der Rede beeinflussen. Der Anzuredende ist weit von mir entfernt oder leidet an Schwerhörigkeit: darum spreche ich mit erhobener Stimme und möglichst deutlicher Lautbildung. Er sei ein Dummkopf oder ein Ungebildeter, so werde ich mich zu ihm herabstimmen und meine Rede seinem Verständnisse anpassen. Er gehöre zu meinen nächsten Vertrauten: ein kurz andeutendes Wort, halb flüsternd gesprochen genügt: er weiss was ich sagen will. Er sei ein Ausländer, meiner Muttersprache unkundig, und ich versuche in der seinen mit ihm zu reden; nun merkt er, wie ich es mir sauer werden lasse, und kommt mir mit seiner Sprache gefällig entgegen, redet langsam und deutlich in gewählt einfachen Sätzen, mischt wohl auch soviel Deutsch in seine Rede, als er irgend zusammenbringen kann.

Das Alles sind alltägliche Vorgänge, man möchte um Entschuldigung bitten, dass man sie erwähnt; aber unter allen Mächten, die das Leben der Sprache beherrschen, sind die kleinen Alltäglichkeiten die wirksamsten. Verkehren heisst einander mittheilen: das und das habe ich; das und das empfangen ich hinzu, nehme es auf in mein Vermögen. Ein solches Vermögen ist auch die Einzelsprache, die ich besitze. Nicht immer mindert es sich, nein, meist bleibt es unverringert durch das, was ich Anderen mittheile. Allein wir sahen schon, dass ich auch ge-

hört
1891

gesprochen,
1891

in
1891

nöthigt sein kann, dem Verständigungszwecke wahre Opfer zu bringen, die vielleicht doch mit der Zeit auf Kosten meines Vermögens gehen können. Freilich die Kräfte und die erzielten Wirkungen sind von sehr verschiedener Stärke, und was derart alltäglich und überall geschieht, ist im Einzelnen so winzig, dass man es nicht wahrnimmt; der ganze Vorgang wird leicht übersehen oder doch unterschätzt. Grund genug, beim Größten, Handgreiflichsten anzufangen, beim Ringkampfe verschiedener Sprachen miteinander.

Man darf ohne Übertreibung sagen: **Ein** solcher Ringkampf findet überall statt, wo verschiedensprachige Menschen miteinander verkehren. Mag der eine oder der andere Theil so friedwillig und schmiegsam sein, wie er wolle: immer wird ihn die heimische Sprache im Gebrauche der fremden beeinflussen. Mag der eine oder der andere Theil noch so zäh an der Eigenart seiner Muttersprache festhalten wollen: immer wird die Gewohnheit, Fremdartiges zu hören, auch seine eigenen Sprachgewohnheiten ändern. Die Macht der Berührung ||260|| äussert sich aber da am **Stärksten**, wo wir uns selbst am **Unbewusstesten** äussern, also im Gebrauche der Muttersprache. Und jene Macht ist um so beträchtlicher, je häufiger und dauernder sie wirken darf, in unserem Falle also da, wo verschiedensprachige Bevölkerungen durcheinander gemischt denselben Ort bewohnen und auf regelmässigen Verkehr untereinander angewiesen sind, wo etwa der Knecht oder Hörige anderen Volksstammes ist, als der Herr. Die Geschichte Europas wimmelt von Beispielen dieser Art, und wo immer kriegerische Völker die gefangenen Feinde als Sklaven mit sich heimschleppen oder sich als Herren im Lande der Unterjochten niederlassen, führen sie ihrer Sprache neue Keime zu. Wir haben es recht eigentlich mit pathologischen Vorgängen zu thun, mit Ansteckungen.

Ganz unempfänglich für solche Ansteckungen ist wohl keine Sprache. Aber die eine leistet kräftigeren Widerstand als die andere. Was man nun Pflege oder Verwahrlosung einer Sprache nennt, beruht wesentlich auf dem Verhalten dem Fremden gegenüber. Und fremd in diesem Verbande ist auch, was einem andern Dialekte angehört. Es ist für die Geschichte einer Sprache wichtig, ob eine bestimmte Mundart in der Rede und den Schriften der höheren Classen die Alleinherrschaft führt, wie etwa die castilianische in Spanien, oder ob alle Gaue des Landes gleich frei über das nationale Gemeingut verfügen, – jetzt Flicker beitragend, jetzt Fetzen abreissend. Es ist wichtig, ob ein starkes oder erstarkendes Nationalgefühl sich des Ausländischen puristisch erwehrt, oder ob die Vornehmthueri der tonangebenden Stände sich in fremden Wort- und Phrasenflittern gefällt. Das merkwürdigste Beispiel in dieser Hinsicht bietet, soweit mir bekannt ist, Korea. Hier ist geradezu das Chinesische die Schriftsprache der oberen Classen, und ganz wie in Japan, hat auch die Umgangssprache unzähli-

ein
1891

stärksten,
1891
unbewusstesten
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

ge überflüssige Fremdwörter in sich aufgenommen. Allein die Japaner schätzen trotzdem das Altheimische, wenn auch mehr so, wie man Alterthümer eines Museums schätzt. Die Koreaner dagegen behandeln ihre Muttersprache geradezu mit Missachtung; was sie in ihr schreiben, ist für Weiber und Ungebildete bestimmt, und Jeder schreibt nach Gutdünken. Es giebt keine feste Orthographie, in manchen Stücken keine feste Grammatik; die Bücher wimmeln von Provinzialismen und Individualismen. Hilft anderwärts eine gepflegte Literatur und die Buchstabenklauberei der Philologen einem erschlaffenden Sprachgeföhle nach: so scheint hier das vaterlandslose Treiben der Schriftsteller und Gelehrten das Möglichste gethan zu haben, um bei dem Volke den Sinn für das Sprachrichtige vollends abzustumpfen.

Wir werden es im Folgenden immer wieder sehen: alle Sprachgeschichte ist zugleich Sprachmischung. Fassen wir das Wort im weitesten Sinne, so gilt es auch da, wo Heimisches zu Heimischem gemischt wird, wo ein Ortsnachbar dem Anderen von seinem Sprachgute mittheilt. Diese Art der Mischung wird in der ||261|| Regel erhaltend, oft wahrhaft bereichernd wirken; denn in der Regel spricht Jeder seine Muttersprache richtig, und was er ihr neu hinzuschafft, wird aus ihrem Stoffe und nach ihren Gesetzen geschaffen sein. Allein für die folgenden Untersuchungen ist es wichtiger zu sehen, wie auch das Fremde und Falsche nachwirken kann.

§. 17.

Aussterben der Sprachen.

Soweit uns die Geschichte Auskunft giebt, hat sich die Zahl der Sprachen nicht vermehrt, sondern beträchtlich vermindert. Freilich, wie wenig Auskunft giebt uns die Geschichte! Da gerade, wo wir ihrer diesmal am Meisten bedürften, in jenen wimmelnden Sprachennestern des Himälaya und seiner östlichen Ausläufer bis hinab in die hinterindische Halbinsel oder in den sprachen- und völkerreichen melanesischen Archipelen, lässt sie uns schnöde im Stich; nur von Europa und einem Stücke [256] des westlichen Asiens können wir mit Sicherheit reden, und hier trifft es zu: sehr viele alte Sprachen sind verklungen, nur wenige neue durch Dialektspaltung entstanden.

Wir haben an einer früheren Stelle, S. 146, flüchtig Umschau gehalten über eine Reihe Sprachen der alten Welt, die in geschichtlicher Zeit verklungen sind. Jetzt brauchen wir die Blicke nicht weiter schweifen zu lassen, nicht dorthin, wo der Europäer an den Opfern seiner Cultur und seiner Laster die Nothtaufe vollzieht, auch nicht zu den Ainos und so manchen anderen Todescandidaten. Überall das-

II. §. 17. Aussterben der Sprachen.

selbe Recht des Stärkeren: die kleinen Völker und ihre Sprachen erhalten sich nur solange, als ihnen ihr Einsiedlerthum abseits vom grossen Völkerverkehre unangefochten bleibt.

Die Lebenskraft der Sprachen hängt ab von der Lebenskraft der Völker. Beide sind zuweilen zähe, so schwächlich sie scheinen: das Gefühl des Zusammenhaltes leistet fremder Übermacht nachhaltigen Widerstand. Wo ein Nachbar dem anderen täglich die heimischen Laute **ins** Ohr und Gedächtniss ruft, da haften sie, und das Zerstörungswerk hat nur langsamen Fortgang, wie die Schwindsucht in einem wohlgenährten Körper. Unsere Zeit weiss noch von manchen kleinen Völkern, die sich plötzlich zu **mächtigem** nationalem Selbstbewusstsein aufgerafft haben, und auch sie setzen ihr Bestes an die Pflege der Muttersprache. Wenn in späteren Jahrhunderten eine Geschichte der europäischen Sprachen geschrieben wird, so scheint es, es sei darin dem Verkünder des Nationalitätsprinzips, NAPOLEON III., ein hervorragender Platz gewiss. Mit Recht gelten uns Volksthum und Sprache für unzertrennlich: die Nationen bewahren Eins mit dem Anderen, geben Eins mit dem Anderen auf.

in's
1891

mächtigem,
1891

Die Erhaltung Beider setzt aber entweder die Isolirung von fremden Einflüssen oder die örtliche Vereinigung einer genügend grossen Sprachgenossenschaft voraus. Daher entspringen die Annexionsgelüste und Vergewaltigungen solcher Völker gegen ihre Nachbarn einem sehr richtigen Gefühle, – und einem ebenso richtigen entspringt es, wenn mächtige Staaten auf die Lossonderungsgelüste ihrer Provinzen mit brutalen Sprachmandaten antworten. Nicht nur die Kleinen haben aus dem Nationalitätsprinzip ihre Lehre gezogen.

Einfacher gestalten sich die Dinge dort, wo sich der Einzelne von seiner Sprachgenossenschaft losgelöst hat, wie soviele unsrer auswandernden Landsleute im englisch redenden Amerika. Da klingt wohl die [257] Muttersprache noch eine Weile im häuslichen Kreise fort; bald aber mag es ihr ergehen, wie des verstorbenen Grossvaters Rocke: die Enkel haben ihn noch mit wehmüthiger Pietät aufgehoben, die Urenkel ergötzen sich eine Weile an dem altmodischen Schnitte und werfen ihn dann als unbrauchbar weg. Gewiss, es ist zu beklagen, dass gerade wir Deutschen unsre Muttersprache so leichten Kaufes daran geben. Ob man aber Recht hat, dies allein aus Mangel an Nationalgefühl zu erklären und zu erwarten, nun müsse es damit besser werden? Wo man unter gleich wirksamen Mitteln die Wahl hat, pflegt man das **Bequemste** zu bevorzugen, und das ist unsere reiche, tiefe Muttersprache wahrhaftig nicht. Die ist so schwierig, dass wir selber es empfinden, sobald wir uns etwa im Englischen oder Französischen leidlich heimisch gemacht haben. Und wer die gätlichere fremde Sprache hört und redet, sobald er den Fuss auf die Strasse setzt, der wird sie, wenn er nicht sehr

bequemste
1891

Acht hat, bald genug auch in's Haus tragen. Es ist eben eine der vielen Bequemlichkeitsfragen, die im Leben der Sprachen eine so wichtige Rolle spielen.

§. 18.

Entlehnungen.

Lehnwörter.

Der Kampf der Sprachen, er geschehe noch so friedlich, ist immer ein Kampf der Nationalitäten: mit seiner Sprache giebt ein Volk sich selbst auf; was ihm auch sonst an provinziellen Eigenthümlichkeiten verbleiben möge, es ist hinfort doch nur eine neue Varietät der Nation, der es sich einverleibt. Allein Sprachen und Völker kennen neben dem Kampfe auch den freundschaftlichen Tauschverkehr. Waaren, Begriffe, ganze Weltanschauungen wandern von Lande zu Lande, mit ihnen meist ihre Namen. Den Griechen und Römern verdanken wir Neu-Europäer die Mehrzahl unsrer wissenschaftlichen Ausdrücke, und wo wir diese in puristischem Streben durch heimische Wortgebilde ersetzt haben, da pflegt es zu **gehen**, wie so oft mit Büchern aus zweiter Hand: der Name des Vorbesitzers ist durchstrichen, aber noch zu lesen, oder er ist herausgeschnitten, und die verklebte Lücke verräth, dass er vormals da war. Die Holländer haben mit vielem Geschicke eine Menge Fremdwörter aus Elementen ||263|| ihrer eigenen Sprache nachgebildet: *voorvoegsel*, *achtervoegsel*, ||258|| *invoegsel* für Prä-, Sub- und Infix, *onderwerp* für Subject, *voorwerp* für Object, *bijwoord* für Adverb u. s. w. Das Gleiche haben die Russen gethan, und bei Beiden **haben sich diese Wörter** ganz anders eingelebt, als etwa die entsprechenden Verdeutschungen, die Mancher erst in's Lateinische zurückübersetzen muss, um sie zu verstehen. Doch gleichviel, Nachbildungen sind es hüben wie drüben, also doch auch Entlehnungen. *Convincere* war ursprünglich ein Ausdruck des Rechtsverfahrens: man besiegt den Angeklagten oder Processgegner, indem man ihm seine Schuld, den Ungrund seiner Ausflüchte oder Ansprüche beweist. „Taces? convincam, si negas!“ ruft Cicero dem Catilina zu. Der Beweis geschieht natürlich oft durch Zeugen; die können einander widersprechen, und dann kommt es darauf an, wer die meisten und besten Zeugen aufzuführen hat. Im alten deutschen Rechtsstreite konnte man den Gegner „überzeugen“ oder durch Eideshelfer „überschwören“. Es lag nahe, dem Worte *convincere* eine erweiterte Bedeutung beizulegen, und das ist denn auch bei den romanischen Völkern schon frühe geschehen: man gebraucht es, wo man Einen durch Gründe dahin bringt, eine Äusserung zurückzunehmen oder eine Meinung zu ändern; und wenn man sich nun selbst eines Irrthums bewusst geworden war, so durfte man das Wort auch reflexiv anwenden. Nun

gehen
1891

haben
diese
Wörter
sich
1891

II. §. 18. Entlehnungen.

verblich das etymologische Bewusstsein; an den Sieg, der einen Kampf voraussetzt, dachte man nicht mehr, sondern nur an das Endergebniss, an die erlangte Gewissheit, die ja auch nur eine längst gehegte Vermuthung bestätigen konnte. Jetzt durfte man also auch sagen: „Je l'avais toujours pensé; aujourd'hui j'en suis convaincu.“ Wir Deutschen hatten uns lange mit nüchternen Ausdrücken beholfen: „ich bin es gewiss, ich zweifle nicht mehr“ u. dgl. **REIMARUS sagt schon: „nach meiner Überführung“ = nach meiner wohlbegründeten, unerschütterlichen Meinung. Dies war aus dem Gerichtsleben übertragen, liess aber noch dahin gestellt, wodurch die Gewissheit erlangt worden war. Andere, – ich weiss nicht, ob damals schon oder später, – wendeten stattdessen den noch uneigentlicheren Ausdruck „Überzeugung“ an, der nun in diesem Sinne ganz gäng und gäbe geworden ist. Da kam das wunderliche Deutschthum des Turnvaters Jahn mit den Kraftmenschen der Hasenhaide. Denen war ein ehrliches deutsches Gewissen nicht genug, und ein gründliches Forschen, das zur Gewissheit führt, war ihnen wohl zu viel. Wie es aber in der Welt werden müsse, wussten sie alle, und das nannten sie ihre Überzeugung, nicht ahnend, dass sie bei dieser Taufe die „verfluchten Wälschen“ zu Gevatter geladen hatten. Weil das Wort im processualen Gebrauche so leidlich dasselbe besagte, wie *convictio*, so wurde beider Schicksal aneinander gekettet, und heutzutage redet alle Welt mehr von moralischer Überzeugung als von juristischer. (Vergl. v. TREITSCHKE, Deutsche Gesch. im 19. Jahrh. II, S. 390–391.)**

Heutzutage
1901

Das Erzählte ist ein einzelnes Beispiel eines sehr verbreiteten [259] Vorganges; seltsam ist dabei höchstens das, dass man für einen längst vorhandenen Begriff ein längst vorhandenes, wenig passendes Wort anwandte. Wo aber neu eingeführte Begriffe halbwegs passende heimische Ausdrücke vorfinden, da geschieht es wohl, dass Beide sich miteinander vermählen, und das alte muttersprachliche Wort eine ganz bestimmte technische Bedeutung annimmt. Ich erinnere nur an Ausdrücke der Psychologie und Logik, wie Vorstellung, Begriff, Urtheil, Schluss, Gegenstand, Eigenschaft, Umstand, Merkmal. Die Gattung A begreift in sich die Arten a, b, c, d ... Die stimmen in den und den Merkmalen über[|264|]ein, und diese Merkmale bilden ihren Begriff, – ich begreife unter dem Namen A **Alles**, was diese Merkmale hat; noch einen Schritt weiter in meiner Erkenntniss, und ich begreife das Ding selbst. Es ist damit fast ganz wie mit dem *comprehendere* der Romanen, und dieses wird die Führerrolle gespielt haben; unser Verdienst war es nur, dass wir den Begriff im wissenschaftlichen Sinne der Reihe einzufügen wussten.

Alles
1891

Es ist ein anziehendes Capitel der Culturgeschichte, wie die Ausdrücke für Natur- und Geisteserzeugnisse gewandert sind und oft weite Strecken zurückge-

tumen
1891
bičik;
defter
1891

legt haben. Die griechischen νόμος, πιττάκιον, διφθέρα, das persische *tuman* = zehntausend finden sich bei den Mandschu wieder: *nomun*, *bitche*, *debtelin*, *tumen*, – bei den Mongolen wenigstens *nom* und *bičik*. *Defter* haben die Araber und Perser, *piṭaka* die Inder und ihre Culturverwandten angenommen. So ist denn *defter* (oder *daftar*) mit dem Islâm zu den Malaïen gelangt. Doch das sind einzelne Versprengte. Interessanter sind die Entlehnungen da, wo ein dauernder Verkehr der Nationen zum Austausch von Sprachgut geführt hat. Was hat jeder Theil vom anderen entnommen? Gewiss vor Allem das, wofür ihm eine einheimische Bezeichnung fehlte, weil sein Sinn bisher nicht auf die Sache gerichtet war. Und wie hat er dann das fremde Wort gedeutet? Unser harmloses *trinken* hat bei den Franzosen die Bedeutung des Zutrinkens und Anstossens mit den Bechern angenommen (*triquer*), und aus dem Zurufe beim Zutrinken: „Bring’ Dir’s!“ ist bei ihnen und den Italienern *brindisi*, der Trinkspruch, geworden. Das sind ältere Entlehnungen; im Trinken sind wir aber bis auf den heutigen Tag die Lehrmeister der Franzosen, sie sagen *une choppe*, und nun, da sie an unserm Biere Gefallen finden, *un bock*. Der Trunk (*sup*) vor der Mahlzeit, der in Schweden jetzt noch üblich ist, hat der Suppe ihren Namen gegeben. So sind denn auch manche Ausdrücke des Rechts- und Kriegslebens von uns zu [260] den Romanen gelangt, – man schlage nur ein italienisches Wörterbuch unter *Gua*, *Gue*, *Gui* auf. Garde, Bivouac, Garantie sind uns geläufige Ausdrücke; das Gefühl sagt uns, dass es Fremdwörter sind, es sagt uns aber nicht, dass sie doch deutschen Ursprung und nur ausländisches Gepräge haben, – das lehrt uns erst die wissenschaftliche Untersuchung. In Angelegenheiten der verfeinerten Geselligkeit und ihrer Erfordernisse reden wir noch immer gern die Sprache unsrer Lehrmeister, der Franzosen; die beherrschen das amüsante und elegante Leben, wie die Engländer den Sport. Die Sprache des Rennplatzes, auch wo sie deutsch sein will, wimmelt von Anglicismen. Eitles Bemühen, sich der fremden Sprache zu erwehren, wenn man einmal dem fremden Begriffe Bürgerrecht ertheilt hat. Unsere Sprache sei noch so reich: wo soll sie die Wörter hernehmen für alle die zarten Abschattungen der Begriffe, die unser vielgestaltiges Culturleben mit sich bringt? Galant besagt mehr als höflich, weniger als ritterlich, ein Cavalier ist etwas Anderes als ein Edelmann im deutschen [265] Sinne, und *gentleman* ist vollends unübersetzbar. Jedes Volk hat Begriffe und Anschauungen, die nur ihm eigen sind, und dafür manchmal recht bezeichnende Lücken. Der Chinese verbindet in einem Worte, *šing*, die Begriffe der Wahrheit und der sittlichen Freiheit, und die Ehre fasst er mit der Rechtlichkeit in dem Worte *ngí* zusammen. Soll man ihn darum loben oder tadeln? Schlimmer ist es doch, wenn ein slavisches Volk das lateinische Wort *honor* anwenden muss für die prunklose Ehre, die im Bewusstsein und der Anerkennung der Rechtschaffenheit beruht.

II. §. 18. Entlehnungen.

Oft lassen untergegangene Sprachen ihren Siegerinnen Lehnwörter als schwache Vermächtnisse zurück. Nicht nur Orts- und Personennamen, wie die slavischen bei uns, die keltischen und germanischen in Frankreich, erinnern an die Sprachen der früheren Insassen: auch **Appellative** können sich erhalten, zumal wenn sie Dinge bezeichnen, die zum Eigensten der Landschaft gehören. *Clan, loch, glen* sagt man noch in den längst germanisirten Theilen Schottlands; weit hin durch Deutschland ist für eine Art Eierkuchen der **slavische** Name *Plinse* gebräuchlich. **Für slavisch gelten auch die Namen einiger Vögel: Zeisig, Stieglitz, Kiebitz, ferner die Wörter: Peitsche, Petschaft, Jauche, Gurke, Kummet.** Ein Dorf in der Guldener Aue heisst zum Andenken an seine früheren Bewohner Windehausen. Dort wird, – wurde wenigstens noch in den fünfziger Jahren, – ein roh geschnittes Madonnenbild mit dem Christus aufbewahrt, das die Leute den Pomai-Bog nannten, nicht ahnend, dass sie damit den wendischen Gruss: Helf Gott! aussprachen. In den deutsch|261|redenden Dörfern Obersachsens hört man noch zuweilen die Schenke slavisch: den Kretzscham, und den Schenkwrith den Kretzschmar nennen. Slavischen Ursprungs ist wohl auch der Ruf Hösse, Hösse! womit man die **Gänse, und Kutsch! womit man die Schweine lockt. Von uraltem Verkehr zwischen den Finnen und Nordgermanen zeugen Entlehnungen auf beiden Seiten, auf finnischer z. B. kulti = Gold, pelto = Feld, tuoli = Stuhl, tupa = Stube, tori = Markt, schwedisch torg, – auf germanischer: schwedisch poike, finnisch poika = Knabe, piga, dänisch pige = piika, Magd. Auch der skandinavische Name des Fuchses, refr, schwedisch räb, dänisch räv scheint dem finnischen repo entlehnt zu sein.**

Appellativa
1891

slavischen
1891

Gänse
1891

schwedisch
1901

Offenbar liegt es der sprachgeschichtlichen Forschung ob, die Fremdlinge als solche zu erkennen und ihr Vaterland, wohl auch den Weg ihrer Wanderung festzustellen. Das Erstere ist in den meisten Fällen nicht allzuschwer: die Laute selbst, die Etymologie, wohl auch die Unerfindbarkeit einer solchen in der Muttersprache, lassen den Eindringling erkennen, und man braucht nicht allemal lange bei den Nachbarn Umfrage zu halten, um zu wissen, woher er gekommen ist. Die Wörter des kaufmännischen Rechnungs- und Wechselwesens (Conto, Saldo, Giro, Tratte u. s. w.) tragen noch ihr volles heimisches Gepräge; sie verhalten sich wie Colonisten, die nicht daran denken, Bürgerrecht zu er|266|werben. Ebenso jene anderen Fremdwörter, deren heimischer Aussprache sich der deutsche Mund anbequemt, so gut er kann: Cinquecento, Renaissance, Sport, Whist und allerhand Namen für Speisen, Getränke und Kleidungsstücke. Andere Fremdwörter, meist von höherem Culturwerthe, erkennt man an ihren lateinischen und griechischen Prae- und Suffixen; und was im Spanischen mit *al-* anfängt, ist ohne Weiteres maurischer Herkunft verdächtig. Die Japaner haben das Lautwesen ih-

res chinesisches Lehnwort erbarungslos verunstaltet; man braucht aber nicht Chinesisch und sehr wenig Japanisch zu verstehen, um instinctiv die Mehrzahl jener fremden Bestandtheile als solche herauszufühlen. Ähnlich ist es im Koreanischen.

Gründlicher hat sich die Einbürgerung der zugewanderten Wörter bei den Malaien und ihren Stammesvettern vollzogen; dort werden die Fremdlinge ganz wie die Einheimischen behandelt. Von sanskrit *kathā*, Erzählung, leitet der Malaie ab: *meñāta*, reden, *perkatāen*, Rede, von *rāṣa*, König; *karaṣāan*, Königreich; die Tagalenen von Luzon leiten mit Hülfe ihres Infixes *-um-* vom arabischen *surat*: *sumulat*, schreiben, ab. Was bei uns vereinzelt in Gebilden wie „bekritteln“ vorkommt, ist dort ganz allgemein, und auch dem heimischen Lautwesen muss sich das Fremde fügen. Nur wer die Heimathsprachen der Lehnwörter kennt, vermag diese auszusondern, und auch er kann sich täuschen. Wie z. B., wenn zufällig ein uralaischer Wortstamm *kāta* vorläge, der mit jenem indischen Klang und Sinn gemein hätte? Solche Irrlichter flackern allerwärts. Der Mandschu nennt die Hose *hosihon*, die Katze *kesike*. In den malaischen Sprachen heisst *duwa*: zwei, *tolu*, *toru* drei; unser grosser BOPP (Über die Verwandtschaft der malaisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, Berlin 1842) ist dem trügerischen Scheine zu seinem Schaden gefolgt, hat sogar Urverwandtschaft der malaischen Sprachen mit den arisch-indischen nachzuweisen versucht. Was dieser Verwandtschaft entgegensteht, ist nicht hier zu erörtern. Aber auch eine Entlehnung wäre höchst unwahrscheinlich; denn auch die übrigen Zahlwörter stimmen in den malaisch-polynesischen Sprachen sehr gut*, mit den indogermanischen aber gar nicht überein.

Die Finnen, seit vorgeschichtlicher Zeit mit ihren germanischen Nachbarn in innigem Verkehre, **haben, wie schon angedeutet**, von diesen eine Menge Culturwörter entlehnt und ihrem Lautwesen angepasst. Demzufolge vertreten hier die Tenues unsre Fricativen, *k* steht statt *h*, *p* statt *f*, während doch deutsches *h* und *f* ihrerseits an Stelle des ursprünglichen *k* und *p* getreten sind. Man hat vorschnell geschlossen, jene Entlehnungen müssten geschehen sein, ehe sich diese Lautverschiebung vollzogen hatte: die finnische Lautgestaltung konnte ||267|| so wie so nicht anders ausfallen. **Andere Male können alte Entlehnungen für die Sprach- und Culturgeschichte recht wichtig werden. Die Wörter Kirsche, Kiste, Kerker, Kicher(-erbse), Pfirsich, Pflaume und noch manche andere beweisen durch ihr Lautwesen, dass sie schon vor Eintritt der althochdeutschen Lautverschiebung aus dem Lateinischen in die germanischen Sprachen herüber**

*Nur die Namen für 7, 8, 9 im eigentlichen Malaischen machen davon eine Ausnahme, stimmen aber auch nicht zu den indogermanischen, sondern sind einheimische Neuschöpfungen.

– um –
1891 und 1901

haben
1891

II. §. 18. Entlehnungen.

genommen worden sind, – jene, die das *c* vor *e* und *i* durch *k* wiedergeben, bezeugen zudem die damalige Aussprache des lateinischen Lautes.

Doppelformen, Wortpaare mit verwandten Lauten und gleicher oder ähnlicher Bedeutung, sind zumal da häufig, wo Entlehnung von benachbarten Dialekten oder nahe verwandten Sprachen stattgefunden hat. Von solchen Doubletten hat die für *echt* zu gelten, deren Lautform den Gesetzen der betreffenden Sprache gemäss ist. So bekunden sich *Born*, *Schacht*, *ducken* neben den hochdeutschen *Brunnen*, *Schaft*, *tauchen* als niederdeutsche Eindringlinge. Bekanntlich ist das französische besonders reich an solchen Beispielen: *cause*, *cavalier*, *escalade*, *potion*, *captif* neben *chose*, *chevalier*, *échelle*, *poison*, *chétif*. In China haben seit Jahrtausenden die Dialekte in Austauschverkehr gestanden, und dort ist denn auch jenes Doublettenwesen wuchernd gediehen, – der Sprache zur Bereicherung, den Sprachvergleichern zur Plage.

ächt
1891

Interessant sind die Namen unserer wichtigsten Culturpflanzen. Viele derselben stimmen in den europäischen Sprachen lautgesetzlich so überein, dass sie, nach ihrer Form zu schliessen, sehr wohl ursprüngliches Gemeingut der europäisch-indogermanischen Völker sein könnten. Dagegen aber erheben Geschichte, Archäologie und Pflanzengeographie so gewichtigen Einspruch, dass man diesmal annehmen muss, die Nordvölker haben jene Pflanzen und ihre Namen von ihren reicheren südlichen Stammesvettern empfangen, ehe die Spaltung des Lautwesens erfolgt war. In solchen Fällen hat der Sprachforscher mit geborgten Werkzeugen zu arbeiten. *Hanf* passt lautlich zu *κάνναβις*, allein das Wort scheint keine indogermanische Etymologie zu haben, ebensowenig wie das gleichbedeutende arabische *qinnabun*, *qunnabun* eine semitische. Wir müssen annehmen, dass unsere Vorfahren das Wort sehr frühe, jedenfalls vor dem Eintritte der germanischen Lautverschiebung, von einem stammfremden Volke entlehnt haben, – ob von den Semiten, oder aus der gleichen Quelle wie diese, wird schwer zu ermitteln sein.

Mit der lautlichen Anpassung ist es nicht immer gethan. Witz oder Unwissenheit haben manchmal die Lehnwörter durch ähnlich klingende, leidlich bezeichnende heimische Wortgebilde ersetzt: *arcoballista* durch *Armbrust*, *ron-del* durch *Rundtheil*, *planchette* durch *Blankscheit*, *radical* durch *rattenkahl*, das maurisch-spanische *alberga* durch *Herberge*. Aus *biscuit* wurde, mit Verwendung des einheimischen Präfixes *be-*, im Holländischen *beschuit*, im westphälischen Dialekte *Beschütchen*; *asparagus* oder *asperges* hat der englische Volksmund in *sparrow-grass*, *Sperlingsgras*, um||268||gewandelt. Der Wessier, *fers*, des persischen Schachspiels wurde im mittelalterlichen Französisch *fierce*, *fierge*, später *la vierge* und dann *la dame* genannt.

rattenkahl.
1901
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
streiche
das
Beispiel:
Herberge.]
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Zum Schlusse wollen wir versuchen, die Fälle, in denen eine Entlehnung zu vermuthen ist, übersichtlich zu ordnen. Wir sahen, die Gründe können sprachlicher, aber auch sachlicher, culturgeschichtlicher oder geographischer Natur sein.

I. Die sprachlichen sind entweder phonetische oder etymologische.

1. Die phonetischen können entweder

a. das Lautwesen an sich betreffen, z. B. englisches *w* in *Whist*,
– oder

b. in den Gesetzen der Lautverschiebung beruhen, indem ein Wort dem entsprechenden einer anderen Sprache ähnlicher klingt, als es die regelmässige Lautvertretung zulassen würde.

2. Die Etymologie ist entweder

a. in der heimischen Sprachfamilie überhaupt nicht zu entdecken
oder

b. wohl klar, aber dem Sinne nach nicht befriedigend. So meist bei den Volksetymologien, die freilich auch Alteinheimisches verunstalten können.

II. Die sachlichen Erwägungen laufen alle auf die eine Frage hinaus: Ist es anzunehmen, dass dem Volke die betreffende Vorstellung von Hause aus geläufig war? Und wenn dies zu verneinen ist: bleibt nicht die andere Möglichkeit, dass doch ein altheimisches Wort die Vertretung des neuen, fremden Begriffes übernommen hat? Man denke an das Wort *Taufe*, *beichten* und an jene Menge internationaler Culturbedürfnisse und Begriffe, für die wir, und mehr noch manche andere Völker, einheimische Namen gebildet haben, wo also die Entlehnung nicht dem Wortkörper sondern dem Sinne gilt, und höchstens Nachbildungen vorliegen.

Übrigens giebt es kaum ein bequemerer Findelhaus für die unbequemen Kinder einer Phonetik, die auf ihren tadellosen Ruf hält. Und das eben macht die Sache bedenklich: man wittert Entlehnungen, wo man gar keinen Grund zur Entlehnung einsehen kann. Im Deutschen scheint das dialektische *Wespe* älter zu sein, als das schriftübliche *Wespe*. Letzteres, – also wohl auch die Engländer ihr *wasp*, – sollen wir als eine Nachbildung des lateinischen *vespa* anerkennen, – und nun hätten es wieder die Franzosen mit *ihrem guêpe* uns nachgemacht? Warum und wozu? Ist da nicht die erklärende Hypothese ebenso überraschend, wie die zu erklärende Thatsache?

||269||

§. 19.

Beeinflussung des Lautwesens durch Nachbarsprachen und -Dialekte.

Jede Sprache und jede Mundart erfordert und erzeugt gewisse Gewohnheiten der Sprach- und Stimmorgane, die ihren richtigen Klang bedingen, und die man sich aneignen muss, um das fremde Idiom zwanglos richtig zu sprechen. Diese Aneignung geschieht unfehlbar und unwillkürlich in zweisprachigen Landschaften, z. B. in den Ostseeprovinzen, wo der deutsche Herr mit seinen Bauern und Dienstboten Lettisch oder Esthnisch reden muss. Diese Sprachen haben ihn von Kindheit an umklungen, sein Organ mit gebildet, und das seit Reihen von Geschlechtern. Es konnte nicht ausbleiben, dass die Eigenart der Lautbildung und des Tonfalles allgemach aus den Sprachen der Ureinwohner in die der Ansiedler überging. Mouillirungen, wie sie das Deutsch der Kurländer besitzt, kennt sonst kein deutscher Dialekt.

Mouillirungen
1891

Die slavischen Sprachen haben das dicke *l* und das dumpfe *h* mit den mongolischen und türkischen gemeinsam, vermuthlich eine Nachwirkung alter Völkermischung. Die von Deutschen umringten Czechen dagegen haben beide Laute aufgegeben. Umgekehrt besitzen unter allen Zigeunern nur die russischen das dicke *l*. Derselbe Laut war auch den Franzosen und den ihnen benachbarten Niederländern gemein und hat sich in beiden Sprachen zu *u* vocalisirt. Im Spanisch-Baskischen hat *j* den spanischen Laut *ch* in „machen“, beibehalten, während es im Französisch-Baskischen theils den ursprünglichen Laut eines consonantischen *i* behalten, theils den Wandel zu *ž* mitgemacht hat. Die indische Zweitheilung zwischen Cerebralen und Dentalen hat man längst dem Einflusse der dravidischen Ureinwohner zugeschrieben; und von den Hottentotten und [264] Buschmännern haben die benachbarten Kaffern und Zulus, sie allein unter den Bantuvölkern, die Schnalzlaute angenommen. Die Schwaben und Pfälzer in unserm Westen haben nasalirte Vocale, wie die Franzosen; und diese und ein Theil der Norditaliener haben die Laute *ö* und *ü* wie die ihnen benachbarten Deutschen. Das Lautwesen der malaischen Tscham (*cham*) im Südosten der transgangetischen Halbinsel erinnert auffallend an das der benachbarten Môn-Annam-Sprachen. Das kann nicht blosser Zufall sein; es kehrt zu oft und an zu verschiedenen Stellen wieder. Die Nachbarn beeinflussen einander, sei es innerhalb derselben Sprache, von Mundart zu Mundart, sei es über die Grenzen der Sprachen und Sprachsippen hinaus.

Gerade in dieser Hinsicht kann man oft bei Einzelnen ganz wunderliche mundartliche Schichtungen beobachten. Ein mecklenburgischer Handwerker hatte viele Jahre lang in Württemberg gearbeitet, und sich schliesslich in Sachsen niedergelassen. In der Laut- und Tonbildung seiner Sprache war nun sehr deut||270||lich

gearbeitet
1891

die mecklenburgische Grundlage, darüber eine sehr starke schwäbische, endlich eine dünnere obersächsische Schicht zu unterscheiden.

Ein merkwürdiges Beispiel vom Gegentheile, von zähem Beibehalten vererbter Lautgewohnheiten dürften die Juden bieten. Ihr eigenthümlich gelispeltes *s* und schnarchendes *r*, ihr breitzüngiges *sch*, ihr Verweilen auf der anlautenden Liquida („Mmann, Nname“ u. s. w.), wohl auch den Tonfall ihrer Stimme, können sie nicht in Europa und von den Indogermanen erworben haben; das müssen Erbstücke aus Palästina sein.

Ganz wunderlich ist, was einer unserer Colonialbeamten, Herr Regierungs-Assessor AUG. KÖHLER, aus Deutsch-Südwest-Afrika berichtet. Dort wohnen bantuische Damaras neben Nama-Hottentotten. Viele der Ersteren können die hottentottischen Schnalzlaute nicht aussprechen, lassen sie daher einfach weg. Aber auch manche Namas haben die Fähigkeit, den cerebralen Schnalzer ihrer Muttersprache zu bilden, verloren und ersetzen ihn nun durch ein ähnlich klingendes Schnippen mit dem Mittelfinger gegen den Daumen. Der Fall ist der einzige mir bekannte, wohl auch der einzig mögliche, wo andere als die natürlichen Sprachorgane mit verwendet werden, um die akustische Wirkung der Rede zu vervollständigen.

§. 20.

Entlehnte Redeweisen, Einführung fremder grammatischer und stilistischer Formen.

Redeweisen.
1891

Wer viel mit und in einer fremden Sprache verkehrt, kommt leicht dahin, dass er unversehens syntaktische und stilistische Eigenthümlichkeiten von ihr in seine Muttersprache hinüberträgt. Erst erscheinen Germanismen in unserm Französisch oder Englisch, dann, wenn wir eine Weile im Auslande gelebt haben, Gallicismen oder Anglicismen in unserm Deutsch. Die fremde Sprache hat uns an neue Denkformen und Ideenassociationen gewöhnt, die bleiben uns nun wohl für's Leben und drängen nach Formung. Und ihre Form ist schon vorgebildet, wir brauchen sie nur in der Muttersprache nachzuahmen. Dass wir dieser damit Zwang anthuen, fällt uns kaum ein, uns ist, als hätten wir nie anders denken und sprechen lernen. Nun braucht das Neue nur nicht gar zu sprachwidrig, und wo möglich treffend und bequem zu sein, so kann es Anklang finden und von Anderen wiederholt werden. Da widersetzt sich aber die zähe Macht der Gewohnheit, und der Eindringling hat einen um so schwereren Stand, je grösser und fester jene Macht ist. Die Tausende deutscher Miethssoldaten und Matrosen, die aus englischen und niederländischen Diensten heimkehren, werden selbst am Platt-

deutschen nur wenige dauernde Änderungen geschaffen haben, denn das Übergewicht der Daheimgebliebenen war zu stark. Dagegen wimmelt das Wendische der Ober- und Niederlausitz von deutschen Redewendungen, die die ausgewanderten slavischen Dienstboten und Arbeiter mit nach Hause bringen. Es ||271|| lohnte sich der Mühe zu untersuchen, welche Neuerungen das Schwedische den Soldaten Gustav Adolfs verdanke.

Doch wirksamer noch scheint mir eine andere Art der syntaktisch-|265|stilistischen Aneignung. Diejenige meine ich, die sich bewusst oder unbewusst zu vollziehen pflegt, wo immer das Geistesleben eines Volkes durch fremde Literaturen befruchtet wird. Es waren wenige und zunächst nur enge Kreise, von denen die Gesittungen der alten Welt ihren Ausgang genommen haben. Die chinesische Cultur, zu Anfang der Geschichte auf ein Gebiet von der ungefähren Grösse des heutigen Deutschland beschränkt, hat sich über ein Drittheil der Menschheit verbreitet; die Mandschu, Japaner, Koreaner und Annamiten schöpfen ihre Bildung aus der Litteratur des Mittelreiches, durchwirken ihre Rede mit chinesischen Fremdwörtern, ahmen wohl auch chinesische Stil- und Satzformen in ihren Muttersprachen nach. Die Japaner wenigstens haben dem seltsam eintönigen kettenförmigen Periodenbaue, der ihre alte Sprache auszeichnete, je länger je mehr entsagt. In den uralaltaischen Sprachen steht regelmässig das Verbum am Ende des Satzes, und das Object geht ihm voraus. Vereinzelte Ausnahmen kommen allerdings selbst im Jakutischen vor, das doch wohl nur von stamm- und geistesverwandten Nachbarsprachen Beimischungen empfangen haben wird. Wenn aber im Suomi das Object seinen Platz hinter dem Verbum hat, wenn ebenda, allem uralaltaischen Brauche entgegen, das attributive Adjectivum mit seinem Substantivum in Numerus und Casus congruirt: so ist dies offenbar indogermanischem Einflusse zuzuschreiben. Dank dem Buddhismus stehen im Norden die Tibetaner und Mongolen, im Süden viele Völker Hinterindiens und der malaischen Inselwelt unter indischem Einflusse. Davon zeugen bei ihnen allen so und so viele Wörter der Sanskrit- und Palisprache, die in ihren Sprachen Aufnahme gefunden, bei den Tibetern zudem wunderliche, nach indischem Muster gemodelte Composita und Constructionen. Wo der Islâm herrscht, da haben arabische Wörter in Masse Einzug gehalten, zuweilen ihre Formenlehre und Syntax für sich behauptend; Osmanli-Türkisch, Persisch, Hindustanisch, wie sie heute gesprochen und geschrieben werden, kann man nicht verstehen ohne eine Vorschule im Arabischen. An der griechisch-römischen Prosa hat sich, glücklich nachbildend, die Syntax der neuuropäischen Sprachen erzogen, bis ihr Frankreich ein neues, gefälligeres Muster lieferte. Dort hatte sich in einer verfeinerten leichtlebigen Geselligkeit eine Umgangssprache von prickelnder Anmuth herangebildet,

verstehen,
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

ganz frei und doch ganz geschult, so recht von vornehmer Art. Wer dieser Sprache mächtig war, der brauchte nur zu schreiben, wie er zu reden pflegte, so war er des Beifalles sicher. Schon früher mochten Deutsche und Andere frischweg geschrieben haben, wie es ihnen von der Leber ging. Obenan ist LUTHER zu nennen, der mit Recht als Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache gilt. Vorbild ist er aber doch nur durch diejenigen Schriften ge||272||worden, in denen er der überströmenden Kraft seiner derb leidenschaftlichen Natur Zwang anthun musste; seine sprudelnde Frische war nicht nachahmbar, seine hainbüchene Grobheit nicht einmal nachahmenswerth. Der Stil der Beamten und Gelehrten ist noch lange, vielfach bis auf den heutigen Tag |266| dem griechisch-römischen Muster mit seinen in breitem Strome **dahinfließenden**, sorgsam aneinander gereihten Perioden gefolgt, und dieser Anregung zum Periodenbau verdanken wir doch eigentlich die grössten Vorzüge unserer Syntax und den Geschmack für eine edele Form der prosaischen Rede. Allein **Beides** zu vereinigen, die edele Haltung mit der leichten Beweglichkeit, das haben wir und wohl auch andere Völker erst bei den Franzosen gelernt. Denen danken wir es zumal, dass uns jene zwiebförmig ineinandergeschachtelten Satzformen nicht mehr behagen, die unserer Sprache doch so natürlich sind. Wahre Gallicismen haben sich aber **dabei auch** mit eingeschlichen, Redewendungen, die oft den wissenschaftlichen Kenner mehr befremden als andere Leute. Den neuromanischen Sprachen sind gewisse **participialen** und gerundiale Constructionen gemeinsam, die das Lateinische nicht kennt, die aber im Holländischen, Englischen und den neuscandinavischen Sprachen in überraschender Einhelligkeit wiederkehren. Ich weiss nicht, welcher Theil hier der entlehrende war; jedenfalls sind unserm jetzigen Deutsch diese Satzformen fremd. Dem berufsmässigen Übersetzer aber können sie doch geläufig werden, und nun fliessen sie unversehens aus der Feder, und Tausende von Lesern lernen sich mit ihnen aussöhnen. Es lässt mehr apart als garstig: „Den Boten abgefertigt, kehrte er in die Gesellschaft zurück.“ Ein anderer ganz eingebürgerter Gallicismus ist es, wenn wir mit um zu verknüpfen, was nur zeitlich, nicht absichtlich aufeinanderfolgt. „Ein Brief wurde ihm gebracht, welchen er las, um sodann zum Spiele zurückzukehren.“ Das ist gut französisch und immer noch erträglicher als das schlechte Deutsch: „welchen er las und sodann zum Spiele zurückkehrte.“ **Wir haben unsern romanischen Fremdwörtern Mischgebilde wie „stolzieren, schnabelieren, hofieren, Grobian, Läuteration“ (im älteren sächsischen Processrechte) nachgeschaffen. Das sind Ausnahmen, die immer absonderlich lassen. Die Engländer aber nehmen Wörter wie „whimsical, truism, eatables“ arglos hin, und ich habe gelesen, wie arme Geschöpfe, die sich Fusstritte gefallen lassen müssen, frischweg als „kickable“ bezeichnet wurden. In dieser immergrünen, zeugungskräftigen Agglutination scheint das Fremde längst Vollbürgerrecht erlangt zu haben.**

dahin fließenden,
1891

beides
1891

auch dabei
1891

participialen
1901

II. §. 21. Sprachmischung innerhalb der Muttersprache.

Bei uns wie bei den Römern wurde doch das griechische Reis auf einen verwandten Stamm gepfropft. Die Ägypter (Kopten) aber und die Äthiopier hatten ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden, als sie begannen griechisch-christliche Werke in ihre so völlig artverschiedenen Sprachen zu übersetzen. Die Syntax der Geʒez-Literatur verleugnet gänzlich die semitische Art, und die Kopten haben es nicht für Raub geachtet, ihre Bücher mit griechischen Hülfs-||273||wörtern zu spicken. Ähnlich haben es die Syrjänen, ein Volk finnischen Stammes, mit russischen Partikeln gemacht. Wenn sich die Magyaren einen Artikel, *a, az*, geschaffen haben, so wird dies indogermanischem Einflusse zugeschrieben. Unerklärt, und doch schwerlich ein Zufall ist es, dass im südöstlichen Europa drei benachbarte und doch sonst so verschiedene Sprachen suffigirte Artikel haben: Das Rumänische, das Albanesische und das Bulgarische, die einzige slavische Sprache, die überhaupt einen Artikel besitzt. Das Annamitische, das Cochinchinesische (Khmêr) und das Peguanische (Talaing, Môn) sind, wie man jetzt weiss, den reich agglutinirenden kolarischen Sprachen verwandt, aber, gleich ihren indochinesischen Nachbarn der siamesischen und barmanischen Familie, einsylbig und isolirend. So ergibt sich die wunderbare Thatsache, dass eine so seltene Form des Sprachbaues auf einem verhältnissmässig engen geographischen Gebiete bei Sprachen zweier ganz verschiedener Stämme wiederkehrt.

|267|

§. 21.

Sprachmischung innerhalb der Muttersprache.

So widersinnig es klingen mag, so wahr ist es doch, dass alle Sprachgeschichte von beständiger Sprachmischung begleitet ist. Jeder Mensch hat seine eigene Sprache, die von der eines jeden anderen in gewissen Punkten verschieden ist. Ich rede nun nicht von den Associationen des im einzelnen Menschen schon vorhandenen Sprachgutes, nicht von dem Analogiegeföhle, das seine Rede beherrscht, sondern von dem Einflusse, den Alles, was er hört oder liest, auf sein Sprachvermögen ausübt.

Alles
1891

Wo immer es sich um echte Entwicklung, also um allmähliches Werden handelt, da haben wir mit kleinsten Kräften und kleinsten Wirkungen zu rechnen; – wer weiss, ob nicht die vielen kleinen Posten eine grosse Summe ergeben werden? Was den Menschen erzieht, sind die Eindrücke, die er empfängt; und man weiss, dass oft sehr geringfügige Ereignisse einen sehr nachhaltigen Eindruck verursachen. Man weiss auch, dass kein Eindruck, er sei noch so leicht, ganz ohne Nachwirkung bleibt, – etwas hat er allemal an uns verändert. So lassen denn auch

ächte
1891

empfängt,
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

nachwirken.
1891

aber ist
1891

alle sprachlichen Eindrücke, die wir empfangen, ihre Nachwirkungen in unsrer Seele zurück und werden seiner Zeit, früher oder später, in unsern Sprachäusserungen **durchschimmern**. Wir hören oder lesen einen uns neuen Ausdruck oder eine Redewendung, vernehmen eine Mundart, die uns noch nicht geläufig ist, so sind mehrere Möglichkeiten gegeben. Das Neue fällt uns auf, wir merken es uns, das heisst, wir vermehren damit unsern sprachlichen Besitz. Oder wir gleiten scheinbar darüber hinweg, verwerfen es wohl gar; später kehrt es wieder: nun ist es schon nicht mehr ganz neu, findet den Boden schon besser vorbereitet, um Wurzel zu fassen, und bei öfterer **||274||** Wiederholung nistet es sich denn doch ein. Schon das **ist aber** eine Veränderung der potenziell in uns lebenden Sprache (des Sprachvermögens), dass wir für etwas Neues um ein Weniges empfänglicher gemacht werden. So schleichen sich oft fremde Provinzialismen oder dialektische Lautbildungsweisen in unsere Rede ein, und wenn wir uns des Fremden erwehren wollen, so begeben wir uns unter die Macht des Gegensatzes, lassen von diesem unsere Rede mitbestimmen und carikieren sie schliesslich wohl selbst, indem wir ihre **[268]** Eigenart übertreiben. Solche Fälle gehören zu den selteneren, dafür sind sie aber auch um so wahrnehmbarer. Man beobachte nur einen unserer Angehörigen, der von einer längeren Reise zurückgekehrt ist: ganz so, wie er sie auf den Weg mitgenommen hat, bringt er seine Muttersprache nicht zurück.

aber,
1891
indessen
1891

Dies von den neuen, fremden Eindrücken. Aber auch die gewohnten wirken durch ihre Wiederholung. Sie festigen sich je mehr und mehr und können am Ende andere, minder gewohnte verdrängen. Jede Sprache hat Synonymausdrücke, die sich in ihren Bedeutungen nur schwach gegeneinander abschattiren, und die wenigsten Menschen beherrschen diese Synonymik in dem Umfange, dass sie nicht gewisse Ausdrücke gewohnheitsmässig bevorzugten. Die Conjunctionen „**aber**, allein, jedoch, **indessen**“ wenden die Meisten fast unterschiedslos an, wechseln höchstens unter ihnen ab eben um der Abwechslung willen. Eine Art unbewusster Vorliebe aber für die eine oder die andere hat wohl Jeder, und kaum Einer wird allen Vieren gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nun verkehre ich mit einem Menschen oder lese einen Schriftsteller, der fortwährend das mir wenig geläufige „jedoch“ anwendet. Das mag mich anfangs stören, nachher aber wird es mir gewohnt, und schliesslich wende ich es selbst an, natürlich auf Kosten der Aber, Allein und Indessen, mit denen ich mich früher beholfen hatte. So können beliebte Schriftsteller innerhalb ihrer Leserwelt wahre sprachliche Epidemien verbreiten, man hat es nur nicht Acht.

Wenn wir von dialektischen Spaltungen oder von aufeinanderfolgenden Phasen der Sprachgeschichte reden, so müssen wir immer daran denken, dass es sich doch regelmässig nur um allmähliche Abschattungen handelt. Jeder hat seine In-

II. §. 21. Sprachmischung innerhalb der Muttersprache.

dividualsprache, Jeder seinen sprachlichen Verkehrskreis, dem er mittheilt, von dem er empfängt. Die Kreise seiner Genossen schneiden sich mit dem seinigen und mit den Kreisen Anderer, die ihm fremd sind. Und so geht es weiter, von A durch B, C u. s. w. bis Z, bis zu einer Entfernung, in der die Gemeinschaft der Mundart oder gar der Sprache mit A aufgehört hat. An einer früheren Stelle (S. 56 flg.) sahen wir, dass die Sprachgemeinschaft so weit reicht, wie die Möglichkeit des sprachlichen Verkehrs. Jetzt sehen wir, dass dieser Verkehr die Sprachgemeinschaft bedingt und erhält, und dass Letztere da aufhört, wo der Mittelglieder zu viele, oder wo sie ausgefallen sind.

Es leuchtet ein, dass unsere eigenen Sprachäusserungen nicht mindere ||275|| Wirkungen auf uns ausüben, als die anderer Leute; denn wir hören und lesen ja auch, was wir selbst reden und schreiben. Mehr noch, wer nur einigermaßen gesprächig ist, der hört nicht leicht einen Anderen öfter reden als sich selbst, – und wie oft reden wir in uns, wenn wir uns die eigenen Gedanken in Worten gegenständlichen! So nun entstehen wohl am Häufigsten die Manieren im guten und üblen Sinne: wozu wir neigen, das wird uns gewohnt, verdrängt Anderes und artet am Ende in Einseitigkeit und Sonderlingsthum aus. Dann aber sind es auch wieder die ausgeprägtesten Individualitäten, die am Mächtigsten ihre Umgebung beeinflussen; und grosse Männer, die nach Zeit und Raum weithin wirken, sind meist solche Individualitäten. Man mag die Sprache eines HEGEL schmähen soviel man will, leugnen kann man nicht, dass auch sie in ihren Wirkungen fortlebt bis auf den heutigen Tag. Man möge RICHARD |269| WAGNER's Sprachspielereien noch so sehr geisseln, – ihren Nachhall wird man so bald nicht zum Schweigen bringen. Man lache über VICTOR HUGO's pointirtes Gethue, man verbrenne das letzte Exemplar seiner Schriften: die Kinder seines Geistes kann man vertilgen; aber die Enkel, die Schaaren Jener, die sich an ihm gebildet haben, werden weiter von ihm zeugen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt hier wie allerwärts.

Will man die Nachwirkungen solcher leisester Anstösse recht ermessen, so wird man wohl auch das Geistesleben der Schlafenden mit in Rechnung ziehen müssen. Der Geist ruht ja nicht; er arbeitet fort, auch wenn ihm die Sinne keine Empfindungen zutragen. Er verarbeitet empfangene Eindrücke, und von diesen beschäftigen ihn natürlich die lebhaftesten am meisten. Den lebhaftesten Eindruck macht aber auf uns das, was uns neu oder ungewohnt ist, auch das sprachlich Ungewohnte. Ich habe es oft erlebt: wenn ich am Tage fleissig in einer fremden Sprache gelesen oder gesprochen hatte; so träumte ich des Nachts in ihr, las weiter in dem interessanten Buche, plauderte, – wer weiss wie fehlerhaft, jedenfalls aber mit erstaunlicher Geläufigkeit, in der fremden Sprache. So in den Fällen, wo ich nach dem Erwachen von dem Treiben meines Geistes während

auch
1891

häufigsten
1891

habe,
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
hatte,]
1891
Geläufigkeit
1891

das
1891

bleiben:
1891

des Schlafes noch eine Erinnerung hatte, wo ich also sagen konnte: **Das** und das habe ich geträumt. Offenbar thuen wir aber das Gleiche auch ohne dass wir am Morgen noch davon wissen. Und doch muss die Nachwirkung auf unseren Geist **bleiben**, wir haben in der That in der fremden Sprache weiter gearbeitet, also weiter gelernt, wir haben den Fremden in seiner eigenthümlichen Weise reden hören, soviel mehr als vorher im wachen Zustande. Und wenn hernach die Erinnerung nicht vor die Seele treten will, so ist doch, uns unbewusst, eine Neuerung in uns eingetreten, die nicht ohne Folgen bleiben kann. Wer daran zweifelt, der denke an das oft gehörte Wort: „Ich will es beschlafen, frage morgen wieder!“ Mit dem Räthsel sind wir zu Bette gegangen, mit der Lösung wachen wir auf.

||276||

gar nicht
1891

Unter den Wirkungen jener Mischungen innerhalb der Muttersprache scheint mir aber die die wichtigste zu sein, die ich als Abstumpfung des sprachlichen Gewissens bezeichnen möchte. **Es ist bezeichnend und zugleich natürlich, dass in sprachlichen Dingen Niemand empfindlicher und unduldsamer ist, als wer immer nur die eine, heimische Mundart gehört hat.** Wo aber in einer rasch durcheinanderwogenden Bevölkerung die Vertreter verschiedener Mundarten als Gleichberechtigte miteinander zu verkehren pflegen, da führt natürlich die heimische Mundart nicht mehr das ungestörte Silleben, [270] in dem allein sie gedeiht. Die Sprachweisen der Zu- und Durchwandernden werden uns fast ebenso heimisch, wie die unserer Nachbarn. Verschiedenes gilt uns für gleich richtig; **die Kreise der Laute erweitern sich, und die Articulation wird unsicher; Synonymformen wie „ward“ und „wurde“, „frug“ und „fragte“ werden gleichgültig hingenommen, bald unterschiedslos gebraucht;** am Ende wissen wir **gar nicht** mehr, was bodenwüchsig ist, und was eingeschleppt, und wenden Fremdes und Einheimisches unterschiedslos durcheinander an. So entsteht der Unfug gleichwerthiger Doubletten, eine sprachliche Anarchie, die den Forscher zur Verzweiflung bringen kann; – das ägyptische Vulgararabisch soll nach SPITTA BEY's Zeugnisse ein geradezu tolles Beispiel hierfür abgeben. Es muss eine Zeit der Ruhe kommen, oder es muss bereits eine classische Sprache vorhanden sein, wenn solche Zuchtlosigkeit nicht gar verderblich werden soll. Die Neigung, überflüssige Doppelformen zu beseitigen, wird immer bestehen; aber während noch die Gäste im Saale ein- und ausgehen, fegt man nicht die Dielen. **Und dann ist es doch immer ein Zufall, welche von den gleichwerthigen Formen schliesslich zur Alleinherrschaft gelangt; hier wird dieser und dort jener Dialekt obsiegen, und so wird die Verwirrung im Lautwesen verewigt; es bleiben Nachwirkungen von Ursachen, denen man nicht mehr auf die Spur kommen kann.** Die vergleichende Indogermanistik hat bekanntlich mit solchen mundartlichen Doubletten harte Auseinandersetzungen zu bestehen.

II. §. 22. Einfluss der Kindersprache.

Es übt aber jene Abstumpfung des sprachlichen Gewissens nach einer anderen Richtung hin eine sehr heilsame Wirkung. Jenen, die anders reden, als wir, gestehen wir stillschweigend zu, dass sie auch richtig reden. Wir erkennen die fremden Eigenthümlichkeiten, die individuellen und die mundartlichen, als berechtigt an, das heisst, wir erkennen an, dass sie in unserer Sprachgemeinde und Gemeinsprache statthaft sind. Damit erweitern sich die sprachgemeindlichen Grenzen, über die Mundarten hinweg, als über ihnen stehend, gilt die gemeinsame Volkssprache, und innerhalb dieser kann ein besonderer Dialekt zur Schriftsprache erhoben werden. So duldet das Hochdeutsch der Gebildeten eine Menge berechnete mundartliche Eigenthümlichkeiten; das Schriftdeutsch aber, das ihm als Muster dient, ist aus dem niederösterreichischen Dialekte erwachsen und dann wieder, zumal in Obersachsen, im alten Meissner Lande, und ||277|| nach dem dortigen Brauche entwickelt worden. Die Mischungen sind indess damit noch nicht abgeschlossen; denn so ganz lassen sich unsere Schriftsteller den Born der heimischen Mundart nicht verstopfen. Jede Schriftsprache einer grossen Nation ist dialektischer Mischungen verdächtig, – ihr zum Gewinne, den Sprachhistorikern zum Verdrusse.

§. 22.

Einfluss der Kindersprache.

Dass die Kinder anders sprechen, als die Erwachsenen, beruht bekanntlich auf verschiedenen Ursachen.

Vor Allem auf dem ungeübten Sprachorgan. Die Gutturale und Zischlaute verursachen fast allen Kindern von Anfang an Schwierigkeiten, und das japanische Kind verwandelt das *k* in ein *t*, ganz wie es das europäische thut.

Zweitens bemeistert das kindliche Denkvermögen nicht mit einem Male alle Schwierigkeiten der Muttersprache; die unregelmässigen Formen werden durch regelmässigeren, dem Kinde geläufigeren ersetzt; gebringt und gesingt wird gesagt statt gebracht und gesungen.

Drittens übt wohl auch die tändelnd kosende Sprache der Erwachsenen ihren Einfluss auf die Redegewohnheiten des Kleinen. Man redet zu ihm von seinen Händchen, Füsschen, Öhrchen, und nun gebraucht es die Diminutive auch am un rechten Orte, nennt jede Hand ein Händchen u. s. w.

Wer recht kinderlieb ist, der findet eine Wonne darin, sich den kleinen, schwachen Wesen zu fügen. Man unterwirft sich wohl auch einmal den Sprachgewohnheiten des Kindes, lallt mit, wenn man mit ihm |271| redet, wohl gar wenn man zu seinen Angehörigen von ihm redet. Offenbar kann dies schliesslich die Spra-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Paggie
1891 und 1901

che der Erwachsenen dauernd beeinflussen. So erkläre ich mir das Überhandnehmen der Diminutiva in den Sprachen der kinderfreundlichen Slaven und in einigen deutschen Dialekten, z. B. dem ostpreussischen. Andere Male haben die kindlichen Lautverdrehungen Aufnahme gefunden, zumal bei Eigennamen wie italienisch *Peppo* = *Giuseppe*, *Dick* = *Richard*, *Bob* = *Robert*, *Peggy* = *Margaret*. Auch Thiernamen, Namen von Spielzeugen (*Puppe*, *joujou*) und Bezeichnungen von Dingen, über die man nur in der Kinderstube unbefangen redet, mögen der Kindersprache entlehnt sein.

Diese ist nun wohl sehr individuell; kaum zwei Geschwister, wenn sie nicht fast gleichalterige Gespielen sind, reden im gleichen Gelalle. Aber gewisse Eigenthümlichkeiten sind doch fast allverbreitet, weil sie eben sehr natürlich sind. So die Vermeidung schwieriger Consonantenverbindungen, die Angleichung von An- und Auslaut, die Neigung zu Doppelungen und wiederum zu Kürzungen. Und auf Seite der Eltern ist es natürlich, dass man die Kleinen mit ||278|| den Namen nennt, die sie sich selber geben. Und darein kann wirklich Methode kommen. So sind unsere deutschen Kosenamen auf *a* und *o* (*Arno*, *Bodo*, *Bertha*, *Frida* u. s. w.), so die reduplicirten französischen (*Dodore*, *Lolotte*, *Fifine*, *Nénette* u. s. w.) nach einheitlich festen Prinzipien gebaut.

Eine Gewohnheit festigt sich um so leichter, je öfter sie geübt wird. Wo die Kinder im Hauswesen eine grosse Rolle spielen, da wird auch ihre Sprache nicht ganz ohne Einfluss bleiben. Und manchmal ist es, als griffen die Grossen den Kleinen vor, als könnten sie es nicht erwarten, bis sie die Kindersprache aus Kindermunde hörten. Das leise Gezwitscher mancher Vögel beim Nestbaue hat wohl in der Menschenwelt Seinesgleichen. Irre ich nicht, so ist es weit verbreitet, dass Liebende bei ihrem Gekose in die Kindersprache verfallen. Ich weiss nicht, soll es eine Erinnerung an die eigene Kinderzeit, soll es ein heimliches Versprechen sein, dass man sich gegenseitig hegen wolle wie ein geliebtes Kind, oder ist es eine unbewusste Ahnung dessen, was man dereinst gemeinsam lieben und hegen will? Es ist Sache der Sitte, ob sich dies Treiben auf trauliche Stunden unter vier Augen beschränkt oder sich weiter hinaus wagt.

Auf alle Fälle haben wir hier wieder einen jener irrationalen Factoren, die die Geschichte der Sprache beeinflussen, die Gleichmässigkeit [272] ihrer Entwicklung durchbrechen können. Es sind ja eigentlich auch Naturlaute, die nachgeahmt werden; aber diese Laute gehören schon einer menschlichen Sprache an, und so hatten wir es hier mit einer Art der Sprachmischung zu thun.

§. 23.

Eigentliche Mischsprachen.

Zwischen jenen vereinzeltten Einwirkungen einer fremden Sprache auf die eigene: der Aufnahme von Fremdwörtern, der Nachbildung von Zusammensetzungen, Redensarten und syntaktischen Formen, der Einführung ausländischer Hülfsörter und Formativa einerseits und andererseits dem gänzlichen Aufgeben der Muttersprache zu Gunsten der fremden, liegt mitteninne eine Reihe unzähliger Möglichkeiten, die wohl alle in der Sprachgeschichte zu Thatsachen geworden sind. Die Mischung braucht ja keine gleichtheilige zu sein, ist es gewiss nur in den **allerseltensten** Fällen, war es vielleicht überall nur während einer kurzen Übergangszeit: schliesslich wird sich doch das Zünglein der Waage nach links oder rechts geneigt, das Heimische oder der Eindringling das Übergewicht gewonnen haben.

allerseltenstem
[in den
Berichtungen,
S. 502:
allerseltensten]
1891

Je verwandtschaftlich näher nun die sich mischenden Sprachen stehen, desto dornenvoller wird die sprachgeschichtliche Arbeit. Da erscheinen Wörter, die sich schlechterdings nicht in's Lautsystem fügen wollen, und die gleichwohl unbestreitbar von der Sprache als Vollbürger behandelt werden. Mit unsern nieder||279||deutschen Eindringlingen haben wir noch leichtes Spiel: über ihre Herkunft können wir in ihrer Heimath Auskunft erholen. Beim Lateinischen aber haben wir mit halbverschollenen Italersprachen zu rechnen; wir wissen das zehnte Mal nicht, wohin wir die Fremdlinge heimschicken sollen, und sind froh, wenn wir sie über die Grenze geschoben haben. Dagegen ist nichts einzuwenden, vorausgesetzt, dass es wirklich Fremdlinge waren. Allein unsere Unduldsamkeit in phonetischen Dingen kann uns wohl auch zu weit führen, wenn wir einem Heischesatze zuliebe die entgegenstehenden Thatsachen hinwegdecretiren, oder vorschnell fremde Mächte da annehmen, wo möglicherweise unerkannte heimische Lautgesetze gewaltet haben. Jetzt findet sich die Indogermanistik immer mehr darein, dialektische Nebenformen anzunehmen. Das böse Zahlwort Sechs: sanskrit *ṣaṣ*, altbaktrisch *χšwaš*, griechisch *ἑξ, ἑξή*, lateinisch *sex*, albanesisch *gjašte* u. s. w., scheint überall verwandt und doch nicht auf eine einheitliche Urform zurückführbar. BRUGMANN, Grundriss der vergl. Gramm. II, II, §. 170, nimmt deren drei an: *ueks* (*weqs*), *sueks* (*sweqs*) und *seks* (*seqs*, – *q* = velarem *k*, *w* = halbvocalischem *u*). Auch die schwierigen Doubletten mit Wechsel von Tenuis und Media, I, § 469, 7, 8, und gewiss noch manches Andere, was der Einreihung unter die Lautgesetze widersteht, dürfte, wo nicht aus unsicherer Articulation, doch aus mundartlichen Verschiedenheiten und Mischungen innerhalb der Ursprache herzuleiten sein.

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

Dass sich eine Sprache während des ganzen Verlaufes ihrer Geschichte von fremden Einflüssen völlig frei gehalten hätte, ist von vornherein nicht zu vermuthen; in diesem weitesten Sinne mag ja jede Sprache für gemischt gelten. Die Genealogie hält sich nun an den Satz: Denominatio fit a potiori, ordnet eine jede Sprache derjenigen Familie zu, der sie der Hauptsache nach zugehört, und ist damit bis in die neueste Zeit gut gefahren. Mit den Erkenntnissen mehren sich aber auch die Probleme; und eben jetzt arbeitet unsere Forschung auf Gebieten, wo mit den Begriffen der vollbürtigen Verwandtschaften, der Entlehnung und Nachbildung nicht mehr Haus zu halten ist. Immer mehr wird sie auch daran denken müssen, dass durch annähernd gleichtheilige Mischungen stammverschiedener Sprachen neue, bastardische Gebilde entstehen konnten, halbbürtige Geschwister zweier Familien. Es war ein hohes Verdienst LUCIEN ADAM's und HUGO SCHUCHARDT's, dass sie jene verachteten Creolensprachen zergliedernd auf ihre Herkunft untersuchten. Es war auch sehr verständig, dass sie unter allen Blendlingssprachen gerade diese zuerst unter's Messer nahmen, – die offenkundigsten, die einfachsten und ärm[273]lichsten, die jüngsten, darum die, deren Bestandtheile noch am **Deutlichsten** das Gepräge ihres Ursprunges tragen.

deutlichsten
1891

Schon jedoch waren der Wissenschaft schwierigere Räthsel gestellt. In der südöstlichen Inselwelt leben zwischen braunen, mehr oder weniger mongoloiden Malaio-Polynesiern negerartige Menschen mit schwärzlicher Haut und krausem ||280|| Haare. Die haben theils ganze Eilande und Archipele inne, wie Neu-Guinea und die melanesischen Gruppen, theils wohnen sie, scheinbar als zurückgedrängte Autochthonen, im Innern **Malaischer** Gebiete, – so auf Sumatra und den Philippinen. In körperlicher Hinsicht ähneln sie am Meisten den wilden Andamanenvölkern im Nordwesten, den Australnegern im Südosten. Sie zerfallen in unzählige, sprachlich verschiedene Völkerschaften, und ihre Sprachen, soweit sie damals zugänglich waren, hat zuerst mein seliger Vater vergleichend untersucht. Dabei ergab sich, wie er ausgesprochen hat, die interessante Thatsache, dass sie zu einem Stamme gehören, und dass sie mit den (malaio)-polynesischen Sprachen „mehr gemein haben, als aus einer blossen Entlehnung der einen von den anderen hervorgehen kann“. Mit anderen Worten: es ergab sich eine wahre Verwandtschaft (H. C. v. d. GABELENTZ, die **melanesischen** Sprachen. I. u. II. Abh. der K. S. Ges. der Wissensch. III, S. 1–266, VII, 1–186. Vergl. dazu *meine* und A. B. MEYER's Beiträge zur Kenntniss der melanesischen, mikronesischen und papuanischen Sprachen, das. XIX, S. 375–542 und R. H. CODRINGTON, The Melanesian Languages, Oxford 1885). **Jetzt** fragte es sich: Welcher Art ist die Verwandtschaft, ist sie vollbürtig oder halbbürtig? Im ersteren Falle war anzunehmen, dass der eine Theil die Sprache des anderen unter Aufgebung der eigenen angenommen

malaischer
1891

melanesischen
1891

Jetzt
1901

II. §. 23. Eigentliche Mischsprachen.

habe. Ob aber der Braune vom Schwarzen, wie CODRINGTON vermuthet, oder nicht umgekehrt der minder gesittete Schwarze vom rührigen, handeltreibenden Braunen, wie es mir glaubhafter scheinen würde? Ist **dagegen** die Verwandtschaft halbbürtig, so liegt Mischung vor, und zwar, wie die Thatsachen ergeben, in den verschiedenen Sprachen nach sehr verschiedenen Verhältnissen. Das Fidschi ist fast ganz polynesisch; die Sprachen der philippinischen Negritos (Zambales, Mariveles) scheinen sich eng an jene der benachbarten braunen Völker anzuschliessen; im Maré (Nengone) und Lifu scheinen die malaisch-polynesischen Elemente stark zurückzutreten; im Mafoor von Neu-Guinea überwiegen sie; in den Sprachen der Maclayküste sind sie nur in dürftiger Zahl zu erkennen. Hier war der fremde Einfluss schwächer, [274] dort stärker. Doch dies ist das Wenigste. Liegt Mischung vor, welches ist das andere Mischungselement, das nicht malaio-polynesische?

aber
1891

Da drängte sich nun ein neues Problem dazwischen. Wie steht es mit den Australnegern? Sind sie wirklich sprachlich und anthropologisch so vereinsamt, ein „Saatwurf des Schöpfers“ für sich, wie man wohl gemeint hatte? Und wenn nicht: wer sind ihre nächsten Verwandten? Erwiesen sich als solche die Tasmanier, denen die Engländer unlängst die letzten Ehren erwiesen hatten, so war wenig gewonnen. Wo hätten diese ἑσχατοὶ ἀνδρῶν sonst hingehören sollen? Ähnlich war es mit den Papuas von Neu-Guinea, von denen und deren Sprachen man ohnehin noch sehr wenig wusste. Eine Anfrage bei den Melanesiern schien wenig zu versprechen. Deren Sprachen, soweit man sie [281] kannte, waren doch in der inneren wie der äusseren Form zu verschieden von den australischen. Und dann wären doch auf alle Fälle eher die Insulaner wie Ausläufer der Festlandsbewohner erschienen, als umgekehrt. Mit Recht schaute BLEEK hinüber nach dem grossen asiatischen Continente; aber sein Versuch, die australischen Sprachen mit den dravidischen zu verbinden, hat gerechten Widerspruch erweckt. Die Methode hätte wohl erfordert, dass man zuerst die Sprachen der Australneger unter sich grammatisch und lexikalisch verglich, um das ihnen ursprünglich Gemeinsame festzustellen und damit dann weiter zu **hantiren**. Allein die Hauptsache, die weiterhin innerhalb der Familie bestehende Gleichheit in Stoff und Form, lag ohnehin zu Tage, man brauchte nur hinzusehen; und Entdeckungen sind oft Geschenke des Zufalls, der sich an die zünftige Geschäftsordnung nicht bindet. Mich hatte ein Zufall erst zu den australischen und bald darauf zu den kolarischen Sprachen Vorderindiens geführt, und da stiessen mir Übereinstimmungen auf, die jedem Anderen in meiner Lage auch eingeleuchtet hätten, Gleichheiten in den Fürwörtern, den ersten Zahlwörtern, in Numerus- und Casusformen und in einem Theile der Substantiva. (**Allgem. Encyklop. der Künste und Wissenschaften:**

hantieren.
1891

S
1901

„Kolarische Sprachen“, II. Sect., Bd. XXXVIII, S. 108.) Hatte ich in der nancowry-nicobarischen Sprache reichliche malaische Elemente nachgewiesen, so gelang es ERNST KUHN, in dieser und in den Sprachen der hinterindischen Môn-Annam-Familie kolarische Verwandtschaftsmerkmale aufzuzeigen; und nun hatte ich meinerseits ziemlich leichtes Spiel, den Wortschatz der neuguineischen Maclayküste mit in die Vergleichung zu ziehen. Das war doch derweile eine Etappe auf der Strasse von Indien nach Australien. Fortan darf man also wohl von einer kolaro-australischen Sprachenfamilie [275] reden und von vornherein annehmen, dass zwischen den beiden geographischen Endpunkten Mischlinge sitzen. Was zunächst noch fehlt: der inductive Nachweis kolaro-australischer Bestandtheile in den melanesischen Sprachen, scheint eben geliefert werden zu sollen.

(1888)
1891

Bestätigungen
1891

andere?
1891

Anfängen;
1901

Ob uns aber nicht neue Überraschungen bevorstehen? Jetzt arbeiten neben den Holländern Deutsche und Engländer um die Wette an der Erforschung Neu-Guineas. Ein Heftchen: „British New Guinea Vocabularies“, London (1888), liegt vor mir. Ich erwartete, es sollte zu dem, was ich an den Sprachen der Maclayküste beobachtet hatte, neue **Bestätigung** bringen, und finde mich enttäuscht. Sollte dort noch eine dritte Völkerschicht zu Tage treten? Oder wären nur die Zeichen der Urgemeinschaft das eine Mal ärger verwischt, als das **andere Mal**? Wir dürfen unseren Enkeln nicht vorgreifen, wir stehen ja noch in den ärmlichsten **Anfängen**: ein oder zwei Dutzend Sprachen und Mundarten, vielleicht von Hunderten; denn jenes grosse Eiland scheint ein wimmelndes Nest vielzungiger Völkerschaften zu sein. Und von jenen Sprachen besitzen wir vorläufig fast nichts als magere Vocabularien, die keinen Blick in die Tiefe gestatten.

||282||

lybische,
1901

semitisch;
1901
Harari
1901

Gedobo),
1901

Bogo,
1891

Gross und kühn gedacht ist jene Hypothese, die LEPSIUS in der Einleitung zu seiner Nubischen Grammatik über die genealogischen Verhältnisse der Sprachen Afrikas aufgestellt hat. Er theilt den grossen Continent in vier Zonen: die nördlichste ist die semitische, jetzt hamito-semitische, folgende Gruppen in sich begreifend: I. die ägyptische (Altägyptisch und Koptisch); II. die **libysche**, der er ausser den Berbersprachen auch noch das Hausa zuzählt; III. die kuschitische: Bedscha, Schoho, Falascha, Agau, Galla, Dankali und Somali. Spätere Eindringlinge sind **semitisch**: IV. abessinisch: Geʒez, Tigre, Amharisch, **Harari**, und V. Arabisch.

Die zweite Zone theilt er nach geographischen Gründen in drei Gruppen: I. die westliche: Efik, Ibo, Yoruba, Ewe, Akra, Tshi (Odschi), Kru (Grebo, **Gedebobo**), Mande (Mandingo, Soso, Bambara, Vei), Temne, Bullom, Wolof; II. die mittlere: Pul, Sonrhai, Kanuri, Teda, Logone, Wandala, Bagrima, Maba, Kondschara, Umale; III. die östliche: Dinka, Schilluck, **Bongo**, Bari, Oigob, Nuba, Barea.

II. §. 23. Eigentliche Mischsprachen.

Die dritte, breiteste Zone füllen die Bantusprachen.

Die vierte, südlichste endlich nehmen die Hottentotten und Buschmänner ein.

[276]

LEPSIUS nimmt nun an, es sei in den afrikanischen Sprachen der Wortschatz ganz ausserordentlich wandelbar, daher mit der lexikalischen Vergleichung nicht weit zu kommen. Entscheidend müsse der Sprachbau sein, der sich spurenweise selbst in etwaigen Mischlingen erhalten werde. In Rücksicht hierauf charakterisirt er zunächst die Bantusprachen im Gegensatze zu den hamitischen, indem er eine Reihe kennzeichnender Merkmale aufstellt. Auf diese Merkmale hin untersucht er die Sprachen der zweiten Zone und glaubt in diesen ebensoviele nach Art und Grad verschiedene bantu-hamitische Mischlinge zu entdecken. Der Bantu-Sprachtypus sei der urafrikanische, wie er denn noch heute von der zahlreichsten Völker- und Sprachfamilie vertreten wird. In vorgeschichtlicher Zeit seien von Osten her Hamiten eingewandert, die hätten, südwärts vordringend, zwischen sich und die reinen Bantu jene Mischlingszone gesetzt.

Woher nun die vierte Zone? LEPSIUS, wie schon mancher Andere vor ihm, versucht, sie sprachlich mit der ersten zu verknüpfen. In der Vorzeit hätten die Hamiten, die Urafrikaner zeitweilig abdrängend, sich weiter südwärts erstreckt; dann sei eine Rückströmung der Ureinwohner erfolgt, die die südlichsten Hamiten von ihren Stammverwandten losgerissen, vielleicht noch weiter südwärts getrieben habe. Das grammatische Geschlecht des Hottentottischen sei noch ein Überbleibsel jenes Hamitismus.

Dies das Wesentlichste. Auf die anthropo-physiologischen Schwierigkeiten und die Art, wie der Verfasser sie zu überwinden sucht, will ich nicht eingehen. Die Schnalzlaute der Hottentotten- und Buschmannsprachen erklärt er (S. LXVII) für einen „charakteristischen Ausdruck sprachlicher Indolenz und Verkommenheit“. Das grammatische Geschlecht aber stellt er (S. XXVI) hoch [283] als ein Zeichen höherer Sittlichkeit und eines reineren Familienlebens. Ihm und der Geschichte von Sem, Ham und Japhet zuliebe sollen wir Japhetiten Sem's und Ham's Enkel als unsere Vettern anerkennen (S. XXIII flg.). Es wäre dies nebensächlich, wenn es nicht zeigte, wie starkes Gewicht dieser Forscher auf gewisse Merkmale der inneren Sprachform legte. Dass die uralaltaischen Sprachen in anderen Punkten, zumal in den Grundsätzen des Wort- und Satzbaues, den indogermanischen weit näher stehen, als die hamito-semitischen, scheint er zu übersehen oder zu unterschätzen. Die lexicalische Vergleichung aber ist Niemandem zu erlassen, der Sprachverwandtschaften [277] behaupten will. Die Sprachen der gelben Südafrikaner jedoch zeigen nicht einmal in den Für- und Zahlwörtern hamito-semitische Anklänge, – bantuische freilich auch nicht. Dagegen hat A.

GRECORIO
1901

DE **GRECORIO** (Cenni di glottologia bantu, Torino 1882) mit leichter Mühe in den Sprachen der nordwestlich und westlich vom Golfe von Guinea wohnenden Völker unverkennbare Spuren einer bantuischen Verwandtschaft nachgewiesen.

Wo sich ein kleines, thatkräftiges Volk durch Einverleibung anderer zu Macht und Grösse erhebt, da scheint die Sprache besonders schnell abgenutzt zu werden. Die markigen Züge des Angelsächsischen sind in wenigen Jahrhunderten zum Englischen verblichen. Jene Tungusenstämme, die im Mandschuvolke vereinigt China erobert haben, sprechen eine weit verschliffenere Sprache als ihre in Horden lebenden, halbwilden Stammesvettern. Und zwei der ältesten Cultursprachen, die chinesische und die ägyptische, tragen schon in ihren frühesten Denkmälern ein weit verwischteres, moderneres Gepräge, als ihre jüngeren Verwandten. So muss es der Geschichtsforscher an zwei verschiedenen Stellen erleben, dass das Alter der ältesten Urkunden zu der Alterthümlichkeit der Sprachen fast im umgekehrten Verhältnisse steht.

§. 24.

Dialektforschung.

Die Arbeit der historischen Sprachforschung ist recht eigentlich mikroskopisch, sollte es wenigstens sein. Ob es gelte, den Wandelungen eines Einzellautes oder des ganzen Lautsystems, den Veränderungen in den Bedeutungen der Wörter oder im Gebrauche grammatischer Formen nachzuspüren: immer sollten ihr die Vergleichsobjecte um so willkommener sein, je näher sie einander selbst und den beobachtenden Augen des Forschers liegen, – vorausgesetzt nur, dass sie noch unterscheidbar sind. Nur die Schranke, die die menschliche Schwäche setzt, darf hier gelten; denn wo es sich um die Beobachtung eines Werdens handelt, da steht der Werth der Beobachtung im umgekehrten Verhältnisse zur Grösse der beobachteten Abstände. Geflissentlich treibe ich auch diesmal wieder die Sache auf die Spitze. Ich setze den Fall, in einem ein||284||samen Gebirgsdorfe leben Grossvater, Vater und Sohn; alle Drei haben nie die Heimath verlassen. Und nun **unternähme** es Jemand, die Individualsprachen der Drei auf ihre feinsten Unterschiede hin zu untersuchen, mit photographischer Schärfe schriftlich zu fixiren. Und dann nach ein paar Jahren wiederholte er dieselbe Arbeit, wiese nun in einer jeden der drei Individualsprachen die kleinen Veränderungen nach, wie er vorher ihre kleinen Verschiedenheiten untereinander aufgezeigt hatte: – wäre die Arbeit menschenmöglich, so glaube ich, ihre Ergebnisse wären nicht hoch genug zu veranschlagen; der scheinbare Sonderling, der sie durchzuführen wüsste, hätte ohne Weiteres Sitz und Stimme da, wo es sich um die grundsätzlichen Streitfragen der Sprachgeschichte handelt.

unternähme
1901

Und so gar überspannt, wie sie scheint, ist die Sache doch nicht. Auch wo Schulzwang und alle die von fremdher kommenden sprachlichen Ansteckungen keinen Einfluss üben, kann man in einzelnen Fällen wahrnehmen, wie sich die Sprache von Geschlechte zu Geschlechte ändert. [278] Die Bauern der Altenburger Gegend haben eine Art Modalpartikel „**meech**“ (ursprünglich wohl: meene ich, meine ich), etwa soviel besagend wie: „relata refero“: „Er kann (oder könnte) meech heute nicht kommen“ (– er oder die Seinen haben es gesagt). Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte noch ein Mann, der stattdessen „**minch**“ sagte, und deshalb den Spitznamen Minch trug. In der gleichen Bedeutung wurde damals wohl noch ab und zu „**halch**“ (= halte ich) gesagt, das nun schon längst ausser Gebrauch gesetzt ist. Dort waren noch vor Kurzem und sind vielleicht noch jetzt die alterthümlichen Wörter **nunmehr** und **hinfür** in Allerwelts Munde: es müsste sich nachweisen lassen, wie sie allgemach verdrängt werden und verschwinden. Das Wort **itz und er** hört man in Obersachsen noch ab und zu von alten Leuten, die es in der Anwendung gar wohl von **itzt** zu unterscheiden wissen. Die jüngeren Geschlechter aber, wenigstens in manchen Gegenden, haben das **breite**, alterthümliche Wort aus ihrer Rede verbannt. In diesem alten, verkehrsreichen Culturlande, in Landschaften von kaum einer Quadratmeile Umfang, wo wir Fernerstehende schwerlich eine leise mundartliche Verschiedenheit entdecken würden, kommt es vor, dass ein Bauer die Heimath des anderen, der kaum eine Meile weit von ihm zu Hause ist, mit annähernder Sicherheit aus der oder jener sprachlichen Eigenthümlichkeit erkennt. Deucht es uns, als sprächen die jungen Leute noch ganz wie ihre Väter, so können uns diese eines Besseren belehren: die heutige Sprache braucht insoweit nicht der Schriftsprache ähnlicher geworden zu sein, aber sie ist anders als jene, die die Alten von ihren Eltern gehört haben, und die ihnen noch in den Ohren klingt. Hier ist die Enge des Gesichtskreises ein wahrer Vorzug, denn auf ihr beruht die Schärfe des Unterscheidungsvermögens. Wie klein mag nun das **Gebiet**, und wie gering die Seelenzahl unserer indo||[285]||germanischen Altvordern gewesen sein, ehe sie mundartliche Verschiedenheiten untereinander wahrnahmen? Und war es erst einmal so weit gekommen, so war schon der erste Anstoss zu particularistischer Sonderung gegeben, wenn nicht gemeinsame Bedürfnisse, etwa feindliche Nachbarn, dafür sorgten, dass das Gefühl der Stammesgemeinschaft noch eine Weile lebendig blieb. War aber das der Fall, so werden Zwischenheirathen von Stamm zu Stamm dialektische Mischungen mit all ihren unberechenbaren Launen herbeigeführt haben; die Articulation wurde unsicher, zweierlei Aussprachen desselben Wortes liess man als gleich richtig gelten, bis sie sich etwa in ihren Bedeutungen differenzirten und nun zu zwei anerkannt verschiedenen Wörtern

meech
1891

halch
1891

breite
1891

Gebiet
1891

wurden. Das mittelhochdeutsche *joh* = doch hat sich, wie früher erwähnt, in miteldeutschen Dialekten erhalten: da antwortet man auf eine verneinende Frage oder Behauptung nicht mit *ja*, sondern mit *jō*. Diesem entspricht in der Mundart des weimarischen **Vogtlandes** lautgesetzlich *gu*; aber dies wird nur als Modalpartikel gleich dem schriftdeutschen *ja*, doch gebraucht, – in der Antwort heisst es, ganz wie in den Nachbardialekten, $\chi'ō$, und auf affirmative Fragen $\chi'ā = ja$. A sagt: „Du warst *gu* nicht **dabei**.“ B erwidert: „ $\chi'ō$, ich war **dabei**!“ Einen Mann namens Jakob konnte man von seinen Nachbarn bald *X'ākūp* bald *Gäkop* rufen hören. Letzteres war das lautgesetzlich Erforderte, Ersteres mochte in dem $\chi'ā$ der Antwort und etwa noch in der schulüblichen Aussprache des biblischen Namens seine Stütze finden, jedenfalls aber galt Beides für gleich richtig, wenn auch jeder Dorfbewohner für seine Person die eine oder andere Form bevorzugen mochte.*

Was uns heute als Thatsache entgegentritt, dessengleichen war offenbar auch in urgeschichtlicher Zeit möglich; und so haben sich denn neuerdings auch die Indogermanisten darein gefunden, diesen unbequemsten aller Factoren mit in Rechnung zu ziehen. Es erinnert an jene geordneten Rückzugsbewegungen, die nach militärischen Ehrbegriffen an Ruhme dem Siege nahe kommen. Überall ausser im Altindischen hatten sie es nicht mit Beobachtungen eines wohlgeübten Gehöres, sondern mit mehr oder weniger mangelhaften Lautaufzeichnungen zu thun; die **nutzen** sie aus mit aller Pedanterie einer unbeugsamen Methode. Und nun war es schliesslich eine That der Selbstüberwindung, wenn sie sich durch jene Methode selbst zur Anerkennung ursprünglicher dialektischer Doppelformen bewegen liessen. In der Wissenschaft bestimmt sich oft der Werth eines Erwerbes nach der Art, wie er erlangt worden.

Man ist sehr weit geschweift, und das Gute lag sehr nahe. Alle die sprachbildenden Kräfte, die unsre heutige Indogermanistik entdeckt zu haben ||286|| glaubt und nun so geist- und kunstvoll zusammenwirken lässt: die Feinheiten der Articulation und die Folgerichtigkeit der Lautentwicklung, die Analogie- und Neubildungen, die Satzphonetik und die Einflüsse der Betonung, die Entlehnungen und Mischungen, – sie alle [280] müssten, nur noch viel lebensfrischer, in jedem beliebigen Dialekte zu beobachten sein. Um diese Kräfte aber, um die Grundsätze der geschichtlichen Sprachvergleichung, handelt es sich doch in erster Reihe. Denn ob zehn einander gleich nahestehende indogermanische Dialekte heute gesprochen werden, oder vor etlichen tausend Jahren gesprochen worden sind, ist für den sprachwissenschaftlichen Werth dieser Dialekte unerheblich, weil der indogermanische Sprachbau doch im Wesentlichen überall der gleiche geblieben

*Mein Vater hat dies auf seinem Gute Lemnitz bei Triptis beobachtet und mich seiner Zeit darauf aufmerksam gemacht.

ist. Nur das archäologische Interesse macht hier einen Werthunterschied: man möchte gar zu gerne wissen, wie und wovon unsere halbwilden Altvordern geredet haben.

Den archäologischen Werth der Dialektforschung hat man längst schätzen gelernt. Vieles Alte, was sich in der Sprache der Literatur und der Gebildeten verwaschen und verschliffen hat, lebt, mehr oder minder rein erhalten, auf den Dörfern weiter. Ich erinnere an eines der bekanntesten Beispiele, an die *ei* und *au* unserer Schriftsprache. Die meisten Mundarten unterscheiden noch scharf, ob das *ei* aus *î* oder *ai*, das *au* aus *û* oder *ou* entstanden ist und sagen z. B. „eens, zwee, drei, ein Haus und ein Boom“, plattdeutsch „een, twee, drie, 'n Hus un 'n Boom“. Uns erklärt sich das leicht aus den älteren Phasen und den Schwestersprachen, die wir kennen. Wo aber beide unerreichbar sind, in den isolirten Sprachen, kann jede dialektische Abschattung unschätzbaren Erkenntnisswerth erlangen.

Hier bietet sich nun ein Arbeitsfeld, das der Freund **unsrer** Wissenschaft mit den spärlichsten Werkzeugen bebauen kann. Es kommt aber auch darauf an, dass sich recht Viele an der Arbeit betheiligen, und dazu sollten nicht nur wir Sprachforscher, sondern die Regierungen selbst auffordern und anregen.

In der That sind hier Sprach- und Volksgeschichte innig miteinander verquickt, und die letztere steht ja überall unter besonderem staatlichen Schutze. Neben den Trachten und Sitten, vielleicht mehr noch als Beide, müssen die Mundarten von der Herkunft der Gaubewohner zeugen. Seit dem zwölften Jahrhundert sitzen deutsche Colonisten vom Niederrhein und Flandern in Siebenbürgen, und heute noch redet man in der Bistritzer Gegend fast genau so, wie in Luxemburg. Die Sprache hat sich in den siebenhundert Jahren verändert, – das ist **zweifellos**; **aber** hüben und drüben sind die Veränderungen in gleicher Richtung und fast in gleichem Schritte geschehen. Jene Siebenbürger haben sich in einer Art stolzer Vereinsamung **gehalten**; **welche** Stürme auch über das Land gehen mochten: die Sprache genoss eines fast ungestörten Still||287||lebens. Wie steht es nun mit der Mundart jener Salzburger Ansiedler in Litauen, deren Vorfahren erst vor anderthalbhundert Jahren ihr Bergland verlassen haben? Sie sind von Anfang an hineingezogen worden in das Leben des norddeutschen Staates; weder Stolz noch Furcht oder Hass konnte sie hindern, sich ihren neuen Landsleuten auch gesellig anzuschließen: hier müsste also ein rascheres Hinschwinden des Dialektes zu beobachten sein. Ferner: um den alten Limes sorabicus herum sind weithin deutsche und slavische Ortsnamen gemischt. Manche der ersteren zeugen noch von der Herkunft ihrer ersten Bewohner: Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben, Vlamingen. Die Germanisirung der dazwischen |281| wohnenden Sorben und Wenden muss fast überall ziemlich rasch von statten gegangen sein; nur

unsrer
1891

zweifellos.
Aber
1891

gehalten.
Welche
1891

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

stellenweise noch hat der Bauer Erinnerungen an die alte Stammverschiedenheit gewahrt und betrachtet wohl, wie man es im Königreiche Sachsen hören kann, das Beiwort „wendisch“ oder „überelbisch“ als eine Art Schimpf. Anderwärts sind die Gegensätze völlig geschwunden, die Volksstämme gemischt, und der stolze Dorf- und Kirchspielparticularismus fragt nicht mehr nach den ehemaligen Grenzen des Volksthumes. Ganz spurlos kann aber doch die slavische Sprache nicht verklungen sein. Es waren doch so und so viele slavische Köpfe und Mäuler, die sich das Deutsche aneigneten, das heisst zunächst, es sich kopf- und mundgerecht machten. Damit war ein neuer Dialekt geschaffen, natürlich ein fehlerhafter. Der mochte sich im Laufe der Zeit unter dem Einflusse der deutschen Nachbarn bessern. Doch das setzte einen fortgesetzten Verkehr voraus, das heisst einen Austausch, das heisst also auch umgekehrt eine gewisse Einwirkung der slavischen Radebrecherei auf die reindeutsche Sprache der Colonisten. Diese waren ja selbst in vielen Gegenden dialektisch gemischt, stammten aus verschiedenen Gauen Hoch- und Niederdeutschlands. Aber sollte nicht doch am Ende eine vergleichende Untersuchung jener Ostgrenzmundarten gewisse gemeinsame Merkmale aufzeigen, die nur slavischen Einflüssen zuzuschreiben wären? Die Untersuchung wäre lohnend, auch wenn ihr Ergebniss verneinend ausfiel; denn auch dann wäre sie für die „Principien der Sprachgeschichte“ verwerthbar.

Die beschreibenden und erzählenden Wissenschaften verdanken den gebildeten Bewohnern des platten Landes sehr viel. Heimathssinn und Liebe zur Heimathskunde brauchen hier nicht erst geweckt zu werden. Gelänge es aber, für die Dialektkunde Freiwillige zu werben, so zu sagen ein Netz von Beobachtungsstätten über das Land zu ziehen: so wäre viel gewonnen. Die Beobachtung zu organisiren, die Beobachter zu schulen und zu ermuntern, sollte nicht schwer fallen; vor den Opfern und Kosten braucht Keinem zu bangen, – eher vielleicht vor der Weisheit derer, die die Kosten bewilligen und die Opfer bringen sollen.

||288||

§. 25.

Standessprachen.

Die Cultursprachen beweisen, dass die Sprachen sich nicht nur nach Raum und Zeit, sondern auch nach den Volksclassen spalten. Gesell[282]schaftliche Stellung und Berufsart bringen es mit sich, dass sich die Bevölkerung in verschiedene engere und weitere Kreise zusammenschliesst, deren Angehörige vorzugsweise untereinander verkehren, mithin nach dem Gesetze von der Sprachmischung mehr Anregung voneinander, als von auswärts empfangen. Dabei können doch diese

II. §. 25. Standessprachen.

Anregungen in anderem Sinne völlig fremde sein. Ein grösserer Bau, Bestellung und Ernte auf landwirthschaftlichen Grundstücken ruft massenhaften Zuzug an fremden Arbeitern herbei. Meist kommen diese schaarenweise aus demselben Lande: Italiener zu Strassen- und Eisenbahnbauten, Schweden und Polen auf die norddeutschen Güter, Westfalen, s. g. Hollandsgänger, nach Holland; Österreich, zumal wohl Böhmen, liefert Kellner und Musicanten, die Schweiz Bäcker in die Städte und Milchwirthe auf's Land u. s. w. So empfangen verschiedene einheimische Berufsklassen von verschiedenen Gegenden des Auslandes her sprachliche Einflüsse. Die deutsche Gaunersprache hat von dem Hebräisch der polnischen und rheinischen Juden, die spanische (Germania) von dem Deutsch der Landsknechte einen Theil ihres Wortschatzes entlehnt.

Aber auch ohnedem mussten sie sich sprachlich sondern. Vom Unterschiede zwischen Bauern und Städtern sehe ich ab; er ist ja doch auch örtlich, und es ist natürlich, dass der Kleinbürger einer grösseren Stadt mehr von der Sprache der Gebildeten annimmt, als jener eines Landstädtchens oder ein Bauer. Auf das kommt es hier an, was sich im Schoosse des eigenen Berufs- und Gesellschaftskreises herausbilden muss. Offenbar hängt die Entwicklung unserer Sprache mit davon ab, worüber und in welchen Gedankenreihen wir am Meisten nachdenken. Das zeigt sich selbst **an** den gebildeten Classen, z. B. in den häufigen „eventuell“ und den Conjunctiven Imperfecti der Juristen, deren Wissenschaft ja ein grosser Conditionalis ist. Schärfer aber tritt es bei denen hervor, deren Gesichtskreis beschränkter ist. Hier bewegt sich Gedanke und Rede in sehr engen Kreisen, der Wortschatz ist einseitig entwickelt, der Geist wie der Körper zu gewissen Übungen ebenso geschickt, wie zu anderen ungefüge und schwach. Und wie tief **beeinflusst der Beruf** das Temperament. Unser verbesserter Schulunterricht und eine billige Presse wirken ja auch hier bis zu einem gewissen Grade ausgleichend. Und doch nicht ganz. Denn auch von der zweiten Natur, der angewöhnten, gilt das „usque recurret“.

in
1891

wirkt der
Beruf auf
1891

Mit Recht hat sich die Forschung auch mit diesen Standessprachen [\[283\]](#) befasst, wenn auch die Schriftsteller nur selten Sprachforscher von Fache sein mochten. [\[289\]](#) Begreiflich auch, dass sie sich den grellsten Formen mit Vorliebe zuwendete, den Ausdrücken der Jäger, Bergleute, Schiffer, Studenten und zumal dem polizeilich wichtigen Gaunerjargon. Zwei Fragen scheinen mir nun auch für die Sprachgeschichte im weiteren Sinne erheblich: erstens die Herkunft jener Ausdrücke und zweitens ihre etwaige Aufnahme in den Wortschatz der allgemeinen Sprache. Letzteres liegt offenbar um so näher, je gebildeter die betreffenden Stände sind, und je mehr sie sich an der Literatur betheiligen, oder je mehr Interesse auch die übrige Bevölkerung an dem Treiben der betreffenden Classe nimmt.

anpumpen
1891

So sind Studentenausdrücke wie Philister, Kneipe, Paukerei, einpauken, **anpumpen**, in's sprachliche Gemeingut übergegangen; und kohlen, schmusen, pleite gehen, Einem einen Zinken stechen, vertuschen, Moos, Penne, Kassiber, zum Theil Wörter hebräischer Herkunft, verdanken wir der Gaunersprache. Was der soldatischen Redeweise angehört, empfindet man im Vaterlande der allgemeinen Wehrpflicht längst nicht mehr als fremd, und in den Hafenstädten hat man sich seit Jahrhunderten an die Sprache der Seeleute gewöhnt. Auch der Süden unseres Vaterlandes wird sich diesen Einflüssen auf die Dauer nicht ganz erwehren können. Dafür schleppen die Norddeutschen aus den österreichischen Gasthäusern, den bairischen Brauereien, den Senn- und Jagdhütten der Alpen manches Wort mit nach Hause, das ihre Vorfahren nicht verstanden hätten. Die Sprache des Kaufmanns verräth bekanntlich noch heute die italienische Schule, und das Niederdeutsch der Harzer Bergleute hat nicht nur im übrigen Deutschland, sondern auch in Schweden Nachhall gefunden.

§. 26.

Zusatz I.

Anregungen zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen. Irrlichter.

Wo in vergleichenden Forschungen die Ähnlichkeiten nicht haufenweise zu Tage liegen, ist man immer zunächst auf Einfälle angewiesen. Die können glücklich oder unglücklich sein, sich im weiteren Verfolg bewähren oder als nichtig erweisen, und auch im letzteren Falle verdienen sie noch lange nicht allemal Tadel. Dem Forscher, der in neue Gebiete vordringen möchte, geht es wohl wie der Spinne, die es dem Winde überlassen muss, wohin er ihren Faden wehen wird, – und darin [284] gleichen jene Einfälle den Winden, dass man nicht weiss, von wannen sie kommen und wohin sie gehen. Ist aber einmal die Fadenbrücke gebaut, dann mag man auch versuchen, ob sich nicht ein dauerhaftes Netz daran spinnen lässt. Ich glaube dem Leser zu dienen, wenn ich ihm ein paar solcher Einfälle mittheile, von denen ich selbst noch nicht weiss, ob sie sich bewähren mögen.

1. Die bauliche Ähnlichkeit des Japanischen mit dem Mandschu, – natür- ||290|| lich auch mit dessen Verwandten, – fällt Jedem ohne Weiteres auf. Die geistige Verwandtschaft ist unleugbar; es fragt sich nur, ob auch eine leibliche Verwandtschaft bestehe? Nun heisst mandschu *ji* (spr. *dsi*), japanisch *ki*, **kommen**; davon der Imperativ mandschu *ju* (spr. *dschu*), **japanisch** *ko*, – Beides unregelmässig und auffallend parallel laufend. Ich folge der Spur und finde:

kommen,
1891
jap.
1891

II. §. 26. Zusatz I. Anregungen zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen.
Irrlichter.

| | |
|----------------------------------|------------------------------|
| mandschu | japanisch |
| <i>jui</i> , plur. <i>ju-se</i> | <i>ko</i> = Kind |
| <i>je</i> , imperat. <i>jefu</i> | <i>kuf</i> (-i, -u) = essen. |

Weiter denke ich daran, dass die mandschuischen Zahlwörter denen der übrigen ural-altaischen Sprachen verwandt sind, und dass das Wort für Zwei mandschu *juwe*, in anderen tungusischen Sprachen *jūr*, mongolisch aber *koyar* lautet. Es fragt sich, wie weit man damit kommt, wenn man mandschuisches *j* gleich japanischem und mongolischem *k* ansetzt, – denn bewiesen ist noch gar nichts.

2. Dass das Chinesische vor Alters, gleich anderen Sprachen seiner Familie, die Auslaute *l* und *r* gehabt habe, ist anzunehmen. Auch das ist zu vermuthen, dass aus der Sprache des alten Culturvolkes schon sehr frühe Lehnwörter in die Sprachen seiner Nachbarn übergegangen **seien**. Nun heisst

| | |
|--------------|---------------------|
| chinesisch | koreanisch |
| <i>mà</i> | <i>māl</i> , Pferd |
| <i>ssī</i> | <i>sil</i> , Seide |
| <i>tsieù</i> | <i>siul</i> , Wein; |

seien;
1891
ssī
1891
tsieu
1891

ferner mandschu: *morin*, Pferd, *sirge*, Seide, aber *nure*, Wein. Mandschu *ninggun* = sechs aber entspricht dem mongolischen *dsirgugan*; also wäre es denkbar, dass das anlautende *n* von *nure* gleichfalls einem älteren *ds* oder ähnlichen Laute entstammte. Wäre dem so, dann liesse sich auch [285] weiter mandschu: *niyalma* (spr. *ñalma*) = Mensch, mit koreanisch *salām* vergleichen.

3. Vielleicht ist überhaupt ursprüngliches anlautendes *n* im Mandschu verloren gegangen. Das Genitivsuffix hat neben der älteren, wahrscheinlich durch Inlautsgesetze erhaltenen Form *ni* die jüngere *-i*. Dann entspräche:

n alma)
[in den
Berichti-
gungen,
S. 502:
ñalma)]
1891

| | |
|----------------------------|----------------------------|
| mandschu | japanisch |
| <i>omi</i> | <i>nomi</i> = trinken |
| <i>akô</i> (<i>a-kô</i>) | <i>naku</i> = nicht seiend |
| <i>ai</i> | <i>nani</i> = was? |

4. An japanisch *mi* = Leib, selbst, Person, erinnert mandschu *beye*, das ganz das Gleiche bedeutet, vielleicht auch *bi* ich, *mi-ni* mein. Dann passten zusammen
||291||

| | |
|-----------------|------------------------------|
| mandschu | japanisch |
| <i>bedere</i> | <i>modor-</i> = zurückkehren |
| <i>ba</i> = Ort | <i>ma</i> = Raum. |

Dagegen haben statt der mandschuischen Accusativpartikel *be* andere tungusische Sprachen *wä*, wozu sich das japanische *wo* besser schickt.

Dies Alles nimmt sich nun recht einladend aus, man möchte den Spuren weiter nachgehen, glaubt schon des Erfolges halbwegs gewiss zu sein. Aber wie luftig ist das Gespinnst, wenn man es näher betrachtet! Das Koreanische mit den uralaltaischen Sprachen zu vergleichen, ist an sich schon gewagt. Gewisse syntaktische Ähnlichkeiten bestehen wohl; die theilen aber auch andere Sprachfamilien von suffigirendem Baue. Weder die Pronomina noch die Zahlwörter stimmen zusammen; ebenso wenig die Casussuffixe.* Das Koreanische besitzt, im Gegensatze zu den uralaltaischen Sprachen, ein Nominativzeichen. Die Verschiedenheiten der Declinationen und Conjugationen beruhen in den uralaltaischen Sprachen wesentlich auf dem Vocalismus (dem Harmoniegesetze), im Koreanischen auf dem Stammauslaute, der sehr oft consonantisch ist. Wo die Verwandtschaften nicht nahe sind, da ist mit Einzel|286|sprachen hüben und drüben gar nichts anzufangen, da muss man statt des Mandschu den ganzen uralaltaischen Sprachstamm, statt des Chinesischen die grosse indochinesische Familie oder doch ihre wichtigsten, alterthümlichsten Vertreterinnen in's Gefecht führen; und lautlich so verschliffene Sprachen wie die chinesische und japanische in ihren uns bekannten Zuständen müssen erst auf ihre älteren Lautformen zurückgebracht werden. Mandschu *ai* = *was*, mit japanisch *nani* zu vergleichen wird man Bedenken tragen, wenn man das entsprechende *χai* in den nächstverwandten tungusischen Dialekten kennt, das offenbar alterthümlicher ist. (Vergl. auch *orin*, *χoren* = zwanzig). Soviele Vorarbeiten sind nöthig, ehe man mit gesunden Sinnen und gutem Gewissen derartigen Einfällen nachgehen darf. Hätte ich übrigens, statt mich auf Ostasien zu beschränken, meine Fäden nach Afrika oder Amerika hinüberspinnen wollen, so würde ich wahrscheinlich nicht weniger Stoff zu Combinationen gefunden haben, nur wäre dann das Wagniss augenfälliger gewesen, und man hätte entweder an meiner Gutgläubigkeit oder an meinem gesunden Verstande zweifeln dürfen.

5. Wie es Einem mit solchen Combinationen ergehen kann, wenn man sich einmal da in's Spiel mischen will, wo man nur Dilettant ist, habe ich selbst erfahren. Ich verglich englisch *to speak* mit deutsch sprechen, englisch *to spit* mit deutsch spritzen (neben spützen), dann deutsch schlitzen mit lateinisch *scin*||292||*dere*, schlürfen (neben schürfen) mit *serpere*, schlucken (neben saugen) mit *sugere*, schlafen (neben schwedisch *sofva*) mit *sopor* (sanskrit *√svap*), Schlamm mit englisch *swamp*, Fleder (-wisch, neben Feder) mit sanskrit *patra* = Flügel, fliehen mit

*Eher liessen sich die koreanischen Wörter für 1, 2, 3, 4 mit den entsprechenden des *Aino* vergleichen: 1 *hāna* : *šine*, 2 *tul* : *tu*, 3 *seis* : *re*, 4 *neis* : *ine*. Doch auch das beweist nichts.

II. §. 26. Zusatz I. Anregungen zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen.
Irrlichter.

fugere, fließen mit *fundere*. Darauf hin glaubte ich einem germanischen Infixe *-l-*, *-r-* auf der Spur zu sein. Wie mich aber Indogermanisten belehrt haben, hält von diesen Vergleichen ein Theil vor der Lautgeschichte nicht Stich, und die übrigen scheinen nichts zu beweisen. Prä-Infixe, das heisst solche, die auf den Anlaut *folgen*, statt vor dem Auslaute eingeschoben zu werden, sind ohnehin in suffigierenden Sprachen nicht zu vermuthen, und unorganische Einschiebsel würden eine lautgesetzliche oder psychologische Erklärung erfordern, die erst noch zu suchen wäre. *Allerdings werden dergleichen wohl auch von Germanisten angenommen.* *Reiher*, altsächsisch *hreiera*, wird mit *Heiger*, *Thräne*, mittelhochdeutsch auch *traher*, mit *Zähre*, *Rasen*, im älteren Niederdeutsch *wrase*, mit *Wasen*, *Wechsel* mit angelsächsischem *wrixl* verbunden; für *Pumpe* sagt man in Obersachsen *Plumpe*. Ähnlich mag es sich mit *Guffe* und *Glufe* = *Stecknadel* verhalten. Unorganische Einschiebsel sind wohl in Fremdwörtern am Erklärlichsten. So z. B. ist der Name *Pfister* (lateinisch *pistor*) in Obersachsen zu *Pfnister*, *Pflister* geworden. Woher aber der ganz ungebräuchliche Anlaut *pfñ*?

folgen
1891

Eine ähnliche Enttäuschung wurde mir ein andermal, als ich in den Wörtern *carmen*, *germen*, *terminus* die Wurzeln *can* = singen, *gen* = zeugen und *ten* = dehnen oder *halten*, zu entdecken meinte. Der Sinn [287] passte, dieselbe Lauterscheinung kehrte dreimal wieder, Alles schien in bester Ordnung, – nur die sprachgeschichtlichen Thatsachen, von denen ich nichts wusste, sprachen ein entschiedenes Nein.

halten
1891

Ob nun nicht doch unsere heutigen Sprachenvergleicher im Verneinen und Bezweifeln manchmal zu weit gehen? Was nicht nach erkannten Lautgesetzen zusammenstimmt, soll nicht zusammengehören. So wimmeln denn die etymologischen Wörterbücher von Wörtern und Wurzeln, die nur einer engeren Familie angehören sollen, die also entweder überall sonst verloren gegangen oder an einer Stelle neu geschaffen sein müssen. Im ersteren Falle wäre die Ursprache erstaunlich reich gewesen. Entlehnungen aus Nachbarsprachen anderen Stammes sind wohl möglich; ebenso heimische Neubildungen aus überkommenen Wurzeln. Woher aber die neuen Wurzeln, die doch wohl nur zum kleinsten Theile spontane, onomatopoetische Erzeugnisse sein können? Mir scheint, wo sich die Wurzeln verwandter Sprachen einigermassen in Klang und Sinn ähneln, sollte man immer lieber einen unerklärlichen Lautwandel, das Walten eines noch unerkannten Lautgesetzes oder unsichere Articulation, als eine noch unerklärlichere Neuschöpfung vermuthen. Ähnliches dürfte da gelten, wo man um des Lautwesens willen eine Entlehnung annimmt, ohne zu sagen, auf welchem Wege [293] eine solche möglich war, wenn man z. B., wie ich es irgendwo gelesen, einem

schweizerdeutschen Worte niederländische Herkunft ansinnt, ohne dass auch nur versuchsweise angedeutet wäre, warum die Schweizer gerade in diesem Falle, und warum sie gerade bei den Niederländern geborgt hätten.

§. 27.

Zusatz II.

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Eigentlich thut die historisch-genealogische Sprachvergleichung mit jedem ihrer Schritte einen Blick in die Vorgeschichte der Völker. Freilich einen Blick durch den Schleier und manchmal einen Blick in den Nebel.

Wissen wir, dass Völker sprachverwandt sind, so glauben wir zunächst, dass sie stammverwandt seien, das heisst, dass es eine Zeit gab, wo sie zusammen ein Volk bildeten. Aber wie haben sich in geschichtlicher Zeit die Völker- und Sprachgrenzen durcheinander geschoben, wie mögen sie sich schon in vorgeschichtlicher Zeit gekreuzt haben. Die Bürger des Negerstaates **Haiti** sprechen französisch, und auf der iberischen Halbinsel reden die Nachkommen von Basken, Germanen und Mauren eine romanische Sprache. Es giebt keinen indogermanischen Völkertypus, so wenig wie es einen ural-altaischen giebt, und die Anthropologen streiten, woher das Blond der Germanen und Kelten und jenes der Finnen?

Aus charakteristischen Gleichheiten des Sprachbaues schliessen wir auf eine ausgeprägte Eigenart der Denkgewohnheiten bei dem Urvolke. Manchmal, wie bei den amerikanischen Jägervölkern, den Uralaltaiern, Malaien, Semiten, Bantunegern und Australiern, scheint es, als könnten wir hierin gar nicht irren, weil die Geistesart der Rasse scharf ausgeprägt, und ihre Lebensweise sich vermuthlich seit Jahrtausenden **gleichgeblieben** ist. Andere Male, vorab bei uns Indogermanen selbst, haben sich die Volksarten so gespalten, dass das Altgemeinsame nur fleckenweise durch eine dicke Schicht des Neuen und Verschiedenen hindurchblickt. Und wieder andere Male, bei den Indochinesen, zeigt sogar der Sprachbau eine **Mannigfaltigkeit**, die im günstigsten Falle nur mühsam, vielleicht auch niemals die ursprüngliche Form wird erkennen lassen.

Besonders wichtig scheinen die lexikalischen Übereinstimmungen. [288] Man sollte meinen, was Alle gleich benennen, müssen auch Alle gleichmässig gekannt haben, der gemeinsame Wortschatz stelle den gemeinsamen Vorrath an Vorstellungen, mithin den Urzustand der Gesittung dar. So müsste sich aus POTT's oder FICK's indogermanischen Wörterbüchern das geistige Inventar unserer Ureltern

Hayti
1891

gleich
geblieben
1891

Mannich-
faltigkeit,
1891

herauslesen lassen, und aus diesem sich dann der Schluss ergeben auf ihre Heimath, ihre Lebensweise und Gemüthsart, ihre sittlichen und religiösen ||294|| Vorstellungen, kurz auf ihre ganze Gesittung. Nichts anziehender, als solchen Gedanken zu folgen und auf dem Gefährte der Sprachwissenschaft die Reise in's Nebelheim der Urgeschichte zu wagen. Man glaubt so sicher zu fahren und so klar zu sehen.

Das erste umfassende Werk dieser Art waren wohl A. PICTET's Origines indo-européennes (Paris 1859). Daneben ist zu nennen: ADALBERT KUHN's Aufsatz: Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker (in WEBER's Indischen Studien, Bd. V), dann A. FICK's Buch Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas (Göttingen 1873), endlich O. SCHRADER's Sprachvergleichung und Urgeschichte (Jena 1883, 2. Aufl. 1889), ein besonders anregendes Buch. Auch MAX MÜLLER's vielgelesene Arbeiten zur vergleichenden Religionsgeschichte und gewiss noch viele andere, mir unbekannt gebliebene Versuche, Theile unserer Vorgeschichte durch Sprachenvergleichung zu erschliessen, gehören hierher. Eine jüngst erschienene Abhandlung von B. DELBRÜCK: Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Alterthumskunde (Leipzig, Abh. der K. Sächs. Ges. d. Wiss. 1889) wendet sich gegen zwei Seiten: einmal gegen gewisse rosenfarbene Malereien, denen zufolge das Familienleben unserer Urahnen von fast idealer Gemüthstiefe gewesen wäre; und dann gegen jene Anderen, die dem Kindheitsalter unsres Geschlechtes ein nahezu viehmässiges Herdenleben zuschreiben, Matriarchat, Kindergemeinschaft und wohl noch Ärgeres. JOH. SCHMIDT: Die Urheimath der Indogermanen und das europäische Zahlssystem (Abh. d. K. Pr. Akad. d. Wiss. 1890) zeigt, wie die Sexagesimalrechnung unserer Vorfahren auf uralte Culturbeziehungen zu den Sumero-Akadern deute. Die Literatur auf diesem Gebiete wächst rasch an, und ich will nicht versuchen, sie zu verzeichnen, da ich sie zu würdigen nicht competent bin. Auf Eins aber möchte ich hier nochmals hinweisen: nicht die Wanderungen an sich, sondern der Verkehr, die Mischungen wirken am Meisten dahin, dass die Sprachen entstellt werden. Auf Island, in der Abgeschiedenheit, hat sich das Skandinavische alterthümlicher erhalten, als in seiner Urheimath. – Einen Versuch, den Gesittungszustand des finnisch-ugrischen Urvolkes nach sprachlichen Zeugnissen zu schildern, hat O. DONNER gemacht.

Immer gelten doch solche Untersuchungen in erster Reihe der äusseren Lage der Urahnen: wo wohnten sie? was trieben sie? wovon lebten sie? wie war ihr Gemeinwesen geordnet? Tiefer in's innere Leben dringen schon die religionsgeschichtlichen Fragen, – vielleicht noch tiefer, weil noch mehr in's Elementare, je-

deren
1901

ne, die die Etymologie zu beantworten sucht, und jene weiteren, die die Sprachen familienweise auf [289] ihren geistigen Gehalt und Werth prüfen. Diese letzteren gehören aber der allgemeinen Sprachwissenschaft an.

||295||

§. 28.

Zusatz III.

Die Wurzeln.

Was versteht man unter Wurzeln? Soviel ich sehe, wird die Frage verschieden beantwortet, jede dieser Antworten hat ihre gewisse Berechtigung, der Ausdruck ist also mehrdeutig und solange er dies ist, unbrauchbar.

I. Die vorsichtigste und wie mir scheint noch immer zutreffendste allgemeine Definition dürfte diese sein: Wurzeln sind die letzten erkennbaren bedeutsamen Lautbestandtheile der Wörter. Damit ist freilich nicht die Sache beschrieben, sondern nur ein Recept zu ihrer Darstellung gegeben: Zerlege die Wörter etymologisch, sieh zu, wie weit Du damit kommst, und wenn Du glaubst an's Ende des Zerlegens gelangt zu sein, so magst Du die gewonnenen Elemente Wurzeln nennen!

II. Dies klingt zunächst wie schnöder Hohn. A ist zaghaft in der Analyse, möchte um keinen Preis etwas unlösbar Verbundenes zerreißen und zählt seine Wurzeln nach Tausenden auf. B geht kühner zu Werke, scheidet und zerschneidet den Stoff in immer kleinere Stückchen, gelangt am Ende zu einigen Dutzenden einfachster Sylben, denen entsprechend vage Bedeutungen beigelegt werden, und nennt das sein Wurzelverzeichniss. Unter den Indogermanisten sind wohl die Göttinger TH. BENFEY und FICK hierin am weitesten gegangen. Man sieht, Wurzel ist ein sehr subjectiver Begriff.

III. Und doch scheint gerade diese Subjectivität im Grunde berechtigt. Stellen wir uns zunächst auf den einzelsprachlichen Standpunkt, so erkannten wir, dass dem sprachschaffenden Geiste ein etymologisches Bedürfniss innewohnt, welches, je nach der Sprach- und Volksart, hier lebhafter dort mit mehr Zurückhaltung verlangt, dass in der Rede auch die Theile der Theile bedeutsam seien. Wir erkannten weiter, dass sich hierzu ein lautsymbolisches Gefühl gesellt, dem es behagt, mit ähnlichen Lauten ähnliche Vorstellungen verbunden zu sehen. Setzen wir nun an Stelle des Erkennbaren und Erkannten das vom Sprachgeföhle Empfundene, [290] so müssen wir zugeben, dass in diesem Sinne jede Sprache in jeder ihrer geschichtlichen Phasen Wurzeln hat.

II. §. 28. Die Wurzeln.

IV. Freilich: was für Wurzeln? Welches sind die Wurzeln von fließen, floss, flößen, Fluss, flüssig, – von binden, Band, Bänder, Bund, bündig, – von fallen, fiel, Fälle, – von sterben, **stirb**, starb, gestorben, stürbe? Hier sind es doch, – immer im Sinne der Einzelsprache, – nur die gemeinsamen Consonanten. Und in diesem Verstande redet man mit Recht von dreiconsonantigen semitischen Wurzeln. Wo aber der Vocalismus im Sprachgeföhle eine so gewaltige Rolle spielt, wie bei den Semiten, da könnten und sollten wir ||296|| folgerichtig noch von einer zweiten Art Wurzeln, etwa den thematischen, reden und z. B. *qātil*, tödtend, bezeichnen als eine Durchdringung der Wurzeln *qtl* = tödten und /ā/i/ = *agens*, *actor*.

V. An dieser Stelle bietet sich ein weiterer Ausblick. Bei den Wurzeln kann das Sprachgeföhle mit sehr vagen Bildern fürlieb nehmen; es verbindet „denk-en, gedach-t, – ge-schah, Ge-schich-te“ u. s. w. Wäre es nicht möglich, dass es sich anderwärts mit den Wortbildern ganz ähnlich verhielte? Die baskischen Dialekte weisen für den Begriff „weich, zart“ folgende Wörter auf: labourdinisch: *malgu*, *malba*, *mirigosa*, – niedernavarresisch: *malxo*, *mardo*, *merzil*, *merda*, – guipuzcoanisch: *malso*; ferner für „Erdbeere“ guipuzc. und labourd. *marrubi*, labourd. überdies *marabio*, niedernav. *mahuri*, biscaisch: *malluki*. Diese Beispiele liessen sich fast in's Endlose vermehren, und dann würde es sich ergeben, dass hier von festen Lautvertretungen keine Rede ist, sondern nur von unbestimmten Lautbildern und einer entsprechend unsicheren Articulation. Die mag sich nachmals mehr und mehr gefestigt haben; aber „quod ab initio viciosum est, facto posteriori sanari nequit“, – zur Gewinnung eines gesetzlichen Lautwandels war es zu spät.

liesen
1901

VI. Was von der jeweiligen Einzelsprache, das gilt natürlich auch von jener Einzelsprache, die wir die Stammes-Ursprache nennen. In diesem Verstande, aber auch nur in diesem, darf von den Wurzeln eines Sprachstammes geredet werden. Wie diese nun lautlich und graphisch darzustellen seien, ob nach indischer Art nur je in einer Form, ob nach neuerer Art in Stufenreihen, das mag Zunftfrage bleiben.

V.
1891

VII. Die Agglutinationstheorie stellt den Satz auf: Alles was jetzt Affix ist, war früher ein selbständiges Wort. Damit weist sie in eine Zeit zurück, wo es noch gar keine Affixe gab, wo die Wörter entweder völlig unveränderlich waren, wie dies in den jetzigen isolirenden Sprachen die Regel bildet, oder nur bedeutsame, vielleicht lautsymbolische, innere Wandlungen erlitten. In beiden Fällen muss sie erklären: in Urzeiten waren Wurzel und Wort Eins, oder richtiger: was später als Wurzel galt, war in der Ursprache ein Wort. Manche wollen nur das geformte Wort ein Wort, das ungeformte eine Wurzel nennen und bezeichnen demgemäss z. B. das Chinesische als eine Wurzelsprache. Ich kann das nicht billigen. Hält

VI.
1891

man sich an das Bildliche des Ausdruckes, so verbindet man mit der Vorstellung einer Wurzel nicht die eines ungeformten, formlosen Dinges, sondern die eines unter der Oberfläche befindlichen, dem zu Tage tretenden organischen Gebilde zu Grunde liegenden. So bezeichnet POTT (citirt von DELBRÜCK, Einl. in das Sprachstudium, 2. Aufl. S. 74) die Wurzel als „die ... Einheit genetisch zusammengehöriger Wörter und Formen, welche dem Sprachbildner bei deren Schöpfung in der Seele als Prototyp vorschwebte“. Und ähnlich sagt MISTELI (Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaus, ||297|| S. 498): „Denn das gehört zum Begriffe der Wurzel, dass sie als Einheitspunkt eines Kreises von Bildungen auch dem ungrammatischen Bewusstsein vorschwebte oder vorschwebte, – vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden“. Den „Sprachbildner“ hat er weggelassen; jeder frei Redende ist ja ein Sprachbildner.

[291]

VIII. Ist dem so, dann haben wir zwischen echten, apriorischen Wurzeln und, so wunderlich der Ausdruck klingen mag, aposteriorischen Wurzeln, das heisst solchen, die je und je das Sprachgefühl der Völker als letzte bedeutsame Elemente der Wörter empfindet, zu unterscheiden. Geht man nur bis auf die indogermanische Ursprache in dem Zustande vor ihrer Spaltung zurück, so kann nur von solchen aposteriorischen Wurzeln die Rede sein. Meint man aber, in noch fernere Tiefen, in die Geheimnisse der isolirenden Ur-Ursprache schauen zu können, so mag man versuchen, wieweit sich auf aposteriorischem Wege apriorische Wurzeln darstellen lassen. Die Erkenntnissmittel der genealogisch-historischen Forschung versagen hier vorläufig ihren Dienst. Entweder muss die Verwandtschaft eines anderen Sprachstammes mit dem unseren nachgewiesen werden, um auf dem Wege weiterer vergleichender Analyse tiefer vorzudringen; oder man ist auf Analogieschlüsse angewiesen, die über die Grenzen der einzelnen Sprachfamilien hinaus in der allgemeinen Sprachwissenschaft ihre Anhaltspunkte suchen müssen.

§. 29.

Zusatz IV.

Laut- und Sachvorstellung.

Wurzeln im Sinne des jeweiligen Sprachbewusstseins sind mehr oder minder bestimmte Lautvorstellungen (Typen), mit denen sich mehr oder minder bestimmte Sachvorstellungen verknüpfen. Bis hierher gilt das Gleiche auch vom Worte, vom Satze, von der ganzen Sprache. Was die Wurzel unterschied, war, dass sie das letzte Ergebniss der Analyse, für das Sprachgefühl also nicht weiter analysirbar ist. Für jetzt aber kommt es nicht mehr hierauf an, sondern auf

das Gemeinsame, dass sowohl das dem Geiste vorschwebende Lautbild als auch die ihm anhaftende sachliche Vorstellung mehr oder weniger scharf umschrieben, vielleicht sehr vag sein kann. Und hier ist es nun weiter wichtig, dass die Sachvorstellung im Sprachgeföhle weit mächtiger wirkt, als die Lautvorstellung. Auch der ganz Ungebildete verbindet „dachte, gedacht“ mit „denken“, nicht etwa mit „Dach“; „denke – dachte – gedacht“ bilden auch für ihn eine Kette, wie „sage – sagte – gesagt“, – eine Kette, das heisst ein fest Verbundenes.

Hüben und drüben, bei den Lauten und den Bedeutungen, sind die **Er-** ||298|| **scheinungen** und deren Wirkungen einander sehr ähnlich: beide, die Laute und die Bedeutungen, können sich verschieben, wenn und soweit sie Kreisen gleichen, innerhalb derer der Willkür des Redenden ein Spielraum gestattet ist. Wir sahen, wie der Sprachgebrauch zunächst innerhalb dieser Kreise den Schwerpunkt und dann die Kreise selbst verrücken, wie er sie verengern oder erweitern kann. Dagegen ist es natürlich durchaus nicht nothwendig, dass die Verschiebungen der Laute und Bedeutungen gleichen Schritt halten, geschweige denn, dass eine Art mystischer Parallelismus zwischen ihnen walten müsste. Französisch *cinq* und russisch *pjatj* sind gleichen Ursprungs, haben nicht einen Laut mehr gemein, aber genau die gleiche Bedeutung. Umgekehrt sind die französischen Wörter *cinq* = *quinque*, *sein* = *sinus*, *seing* = *signum*, *sain* = *sanus*, *saint* = *sanc-tus* nachgerade in der Aussprache zusammengefloßen, ohne sich darum in ihrer Bedeutung irgendwie einander genähert zu haben.

Er schei-
nungen
1901

seinus, sing
1901

In den meisten uns bekannten Sprachfamilien sind ziemlich feste Lautverschiebungs- und Lautvertretungsgesetze nachweisbar, die Articulation ist nicht nur jetzt sicher, sondern muss es auch schon früher, zur Zeit der Sprachentrennung gewesen sein. Mit anderen Worten: die Sprache unterschied so und so viele Laute, je mit so und so weitem oder engem Spielraum für die Art der Hervorbringung, doch immer so, dass kein Kreis den andern schnitt; es gab Grenzen zwischen *q*, *k* und *g*, zwischen *t* und *d* u. s. w., wahrscheinlich sogar leere Zwischenräume zwischen diesen Grenzen, mochten die Grenzen noch so geräumig sein, mochten sie etwa die Tenuis mit der Media zugleich umschliessen. Immer waren den Sprachorganen nur gewisse Bewegungen geläufig, andere, auch die möglichen Mittelstufen, blieben ihnen jeweilig ungewohnt, waren dem Gehöre unerhört.

Gerade in den beschränktesten Verhältnissen ist das Sprachgefühl am Empfindlichsten; da erklärt es: Wer es nicht ganz so macht, wie es bei uns gemacht wird, der macht es falsch! Hier herrschen die allerschärfsten Lautvorstellungen. Aber man mache Kerenz zur Bahnstation, zur Garnison, zum Fabrikorte, gewöhne die Einwohner an's Wandern, so wird sich ihr Sprachgefühl zugleich erweitern und abstumpfen, neben dem Heimischen, bald vielleicht statt des Heimischen, wird allerhand Fremdes als richtig hingenommen und geübt.

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

In der That giebt es schon ohnehin Fälle genug, wo auch die Beschränktesten, die Empfindlichsten und Anspruchsvollsten sich in solchen Dingen einen Abstrich gefallen lassen müssen. Wir hören draussen auf der Strasse ein schreien-des Gezänk, verstehen jedes Wort, das dabei fällt, sind aber beim besten Willen nicht im Stande, genau das nachzusprechen oder schriftlich darzustellen, was unser Ohr wirklich vernommen hat. Wahrscheinlich waren es nur die Vocale, der Rhythmus, das Steigen und Fallen der Stimmen, – vielleicht ein paar consonanti-sche Dauerlaute, – alles Übrige haben wir selbst hinzugethan. ||299|| Ein Alphabet, das solche Gehörseindrücke richtig wiedergeben sollte, würde seltsame Conso-nantenbilder enthalten. Ich will probhehalber eins entwerfen: 1 = *k*, *t* oder *p*; 2 = *k* oder *g*; 3 = *t* oder *d*; 4 = *p* oder *b*; 5 = *d* oder *n*; 6 = *b* oder *m*; 7 = *m* oder *n*; 8 = *l* odr *r*; 9 = *s*, *sch* oder *f* u. s. w. Mit anderen Worten: jedes Zeichen würde einen Spielraum umschreiben, der wieder in andere Kreise hineinragte.

Der Versuch selbst aber wäre eine Spielerei, wenn nicht die Sprachwissen-schaft ihrerseits, wenigstens in einem Bezirke ihres weiten Gebietes, geradezu die Spielraumtheorie zu verlangen schiene. Als ich das Baskische mit den Ber-bersprachen verglich, hatte ich zunächst das lautliche Verhalten der baskischen Dialekte untereinander festzustellen. Hier wechselten nun mehr oder weniger oft

1. Die Tenues *k*, *t*, *p* je mit ihren Mediis *g*, *d*, *b*;
2. Die Mediae *g*, *d*, *b* untereinander;
3. ebenso, doch selten, die Tenues *k*, *t*, *p*;
4. sehr oft die Gutturale *k* und *g* mit den Zischlauten *ch* (= *tš*), *z* (= *ç*), *ts*, *tz*;
5. sehr oft die Zischlaute untereinander;
6. *g* und *h*, *p* und *f*;
7. die Liquidae *r*, *l*, *n*, *ñ*;

8. viermal *g* und *r*, *h* und *l*, *d* und *l*, einmal *p* und *l*, und zweimal *b* und *l*. Dabei verhielten sich nur in den wenigsten Fällen die Dialekte gegeneinander consequent. Ich gebe hier zur Probe die Statistik von sieben Lautvertretungen innerhalb der vier Dialekte: Guipuzcoanisch (*g.*), biscaisch (*b.*), labourdinisch (*l.*) und niedernavarresisch (*bn.*).

| | I. | | II. | | III. | | IV. | | V. | | VI. | | VII. | |
|------------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|----------|
| | <i>u</i> | <i>i</i> | <i>k</i> | <i>g</i> | <i>p</i> | <i>b</i> | <i>g</i> | <i>z</i> | <i>z</i> | <i>s</i> | <i>g</i> | <i>b</i> | <i>d</i> | <i>r</i> |
| <i>g.</i> | 6 | 11 | 6 | 8 | 5 | 4 | 2 | 1 | 5 | 1 | 5 | 1 | 3 | 2 |
| <i>b.</i> | 8 | 4 | 7 | 7 | 4 | 2 | 3 | 2 | 3 | 4 | 2 | 1 | 2 | 3 |
| <i>l.</i> | 6 | 7 | 10 | 9 | 3 | 5 | 4 | 3 | 7 | 10 | | 5 | 3 | 3 |
| <i>bn.</i> | 5 | 8 | 5 | 5 | | 2 | 3 | 3 | 13 | 6 | 3 | 2 | 1 | 2 |

Merkwürdig nun, das Kabyliche weist ganz entsprechende Lautschwankungen auf, sogar den Wechsel zwischen Labial und Zitterlaut: dreimal *b* und *r*, viermal *b* und *l*. Natürlich finden sich analoge Lautvertretungen zwischen dem Kabylichen und dem Baskischen; die Übereinstimmungen mussten sehr zahlreich und sehr einleuchtend sein, um überhaupt Beweiskraft zu haben. Aber zu diesen Übereinstimmungen gehört eben auch die auf beiden Seiten herrschende Verwirrung. Und durchwandern wir weiterhin die übrigen hamitischen und dann noch weiter die semitischen Sprachen, so stoßen wir überall auf ähnliche Erscheinungen. Es mag uns noch so hart ankommen: hier müssen wir annehmen, es haben in der Urzeit die Lautbilder nur in unsicheren Umrissen dem Sprachgefühl vorgeschwebt, Laune, Stimmung, Rhetorik, Lautmalerei habe innerhalb der weit gezogenen Grenzen, bald hier- bald dorthin gegriffen, immer sicher, doch verstanden zu werden, und nebenbei durch die jeweils gewählte Lautfärbung noch besondere Eindrücke erweckend. Massenhafte Völkermischungen mochten zuerst das Lautwesen durcheinander geschüttelt haben: – um die festen Lautgesetze war es damit geschehen. Nun aber hatten die Sprachen die Wahl: sollte die Confusion und Doublettenwirtschaft fortdauern, sollte die Freiheit sinnig verworthen, oder sollten in der weiteren Sonderentwicklung neue feste Formen geschaffen werden? Die blieben aber dann immer Kinder der Revolution, und hatte vor der Verwirrung einmal ein festeres Lautwesen geherrscht, so ist in ihnen nichts mehr davon zu bemerken, die neue Ordnung konnte die alte nicht voll ersetzen. Ob solche festere Zustände im Vorleben als nothwendig vorauszusetzen, ob sie in der Sonderentwicklung mit Sicherheit zu erwarten sind, mag ich nicht a priori entscheiden. Jedenfalls müssen wir die Thatsache anerkennen, dass in gewissen Sprachen und in gewissen Phasen ihres Lebens Zustände möglich sind, wo die Wörter ebenso unsicher Lautbilder darstellen, wie sonst etwa die Wurzeln, und wo die Grenzen der von der Sprache anerkannten Einzellaute ebenso durcheinanderlaufen, wie bei den meisten Wörtern die Grenzen der Bedeutungen.

Einem solchen Wirrsale gegenüber versagt freilich die alterprobte Methode der phonetischen Sprachvergleichung ihren Dienst. Die Wissenschaft steht hier vor einer schweren Wahl. Entweder sie schlägt den Thatsachen einfach in's Gesicht, erklärt: „das ist unmöglich, ist Unsinn, denn es ist unverständlich“. So sagt der „gelehrte Herr“ in Goethe's Faust, der ein sehr feiger und sehr beschränkter Herr ist; höchstens wählt er andere Worte: „unvereinbar mit den bewährtesten Gesetzen unserer Wissenschaft“, – oder so ähnlich. Besser schon, wenn er erklärt: „Daran wage ich mich nicht, denn hier kann ich mit meinen Mitteln nichts ausrichten.“ Ultra posse nemo obligatur, – genug, wenn er anerkennt, dass die Schranken seines Könnens nur seine Schranken sind. Ein Dritter, Kühnerer, geht vielleicht der Sache auf dem ihm geläufigen Wege zu Leibe, nimmt soviele Urlaue-

III, II. Die innere Sprachgeschichte.

te, das heisst verschiedene Laute der Ursprache an, als er Lautentwicklungen sieht, gelangt mit der Zeit zu t^{15} , d^{21} und k^{37} und verzichtet auf Weiteres. Ein Anderer mag versuchen, sich neue Werkzeuge zu schmieden, womit er den neuen Stoff bearbeitet; und wer die Sprachwissenschaft soweit erstrecken will, wie menschliche Sprachen reichen, der muss den Versuch wagen.

||301||

Neue Werkzeuge, das heisst neue Kategorien. Und das ist in unserem Falle entsetzlich schwierig; man möchte mit dem Wischer zeichnen, mit dem Vertreiberpinsel malen, zu jedem Laute, jedem Worte, das man niederschreibt, möchte man beifügen: „oder so ähnlich“. Auf Baskisch heisst ein kleiner Hügel: *mur*, *murru*, *mora*, *murko*, *burko*, *morroko*, *mulko*, *mulho*, *muillo*, *mulzo*, *muno*, *munho*, oder so ähnlich; zart, weich heisst *malgu*, *malba*, *malso*, *malšo*, *mardo*, *merda*, *merzil*, *mirigosa*, oder so ähnlich; die Kabylen nennen einen Kasten oder so etwas Ähnliches *ageruž*, *ayeluz*, *aqarur* (*θaqarurt*), oder so ähnlich; der Tuareg stellt sich unter Wörtern vom ungefähren Klange von *tesokalt*, *tašakalt*, *sukalt*, *asilka*, *aserwi* einen Löffel, unter Wörtern wie *ahenkad*, *ašinked*, *azenkaz*, *enhar*, *agingera* eine Gazelle vor, bei *adekar*, *etkar*, *etkaj*, *ijjur* u. dgl. denkt man an zürnen, bei *uhal*, *ušal*, *ošel*, *ašel*, *azzel*, *azel*, *hasar* und Ähnlichem an laufen, bei *agor*, *esar*, *tayeda* u. s. w. an einen Speer. Es handelt sich hier nicht um Lautverschiebungen oder Lautvertretungen, sondern um Lautverwischungen und -vermischungen, nicht um Lautgesetze, sondern um Lautmöglichkeiten, deren jede leicht an einer genügenden Zahl anderer Beispiele nachzuweisen wäre. Und darauf kommt es allerdings an; die Thatssachen müssen geradezu zwingend sein, ehe man ihnen die erprobtesten Regeln der Forschung opfern mag. Aber wer vor zwingenden Thatssachen die Augen verschliesst, opfert noch weit mehr, denn er opfert seiner Ängstlichkeit oder Rechthaberei eine Erkenntniss.

Anmerkung. MAX MÜLLER's Theorie von den unsicheren Lautbildern macht eine der seltensten Ausnahmen zur Regel und ist gerade da, wo ihr Erfinder sie am Liebsten anwendet, auf indogermanischem Gebiete, wohl so gut wie überwunden. Gerade unsere Urahnen müssen sehr scharf und gleichmässig articulirt haben; Lautdoubletten werden ihrer Sprache nur in sehr seltenen Fällen zuerkannt. Auch die geschichtlichen Forschungen in anderen Sprachfamilien, der ural-altaischen, dravidischen, malaio-polynesischen, bantuischen und, soviel sich voraussehen lässt, der indochinesischen, zielen auf immer klarere Gesetze der Lautverschiebung und Lautvertretung. Für solche spricht also überall die erfahrungsmässig begründete Vermuthung, die aber im einzelnen Falle der neuen Erfahrung, der Macht unleugbarer Thatssachen weichen muss.